

8 87-2098

Einführung

LUTZ VON ROSENSTIEL
FRIEDEMANN W. NERDINGER · GÜNTHER OPPITZ
ERIKA SPIESS · MARTIN STENGEL
EINFÜHRUNG
IN DIE BEVÖLKERUNGSPSYCHOLOGIE

M 394

DIE PSYCHOLOGIE

Einführungen in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse
ihrer Teildisziplinen und Hilfswissenschaften

1986

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT
DARMSTADT

J²

LUTZ VON ROSENSTIEL
FRIEDEMANN W. NERDINGER · GÜNTHER OPPITZ
ERIKA SPIESS · MARTIN STENGEL

EINFÜHRUNG
IN DIE
BEVÖLKERUNGSPSYCHOLOGIE

1986

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT
DARMSTADT

6362374.9 R

Universitäts-
Bibliothek
München

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Einführung in die Bevölkerungspsychologie / Lutz
von Rosenstiel . . . – Darmstadt: Wissenschaftliche
Buchgesellschaft, 1986.

(Die Psychologie) (Einführungen)

ISBN 3-534-01813-3

NE: Rosenstiel, Lutz von [Mitverf.]

1 2 3 4 5

 Bestellnummer 1813-3

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronische Systeme.

© 1986 by Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
Satz: Setzerei Gutowski, Weiterstadt

Druck und Einband: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

Printed in Germany

Schrift: Linotype Garamond, 10/11

ISSN 0174-0962
ISBN 3-534-01813-3

INHALT

Vorwort	IX
I. Grundlegung	1
1. Die Bedeutung bevölkerungswissenschaftlicher Fragestellungen	1
2. Konsequenzen der Bevölkerungsentwicklung	2
2.1 Ökonomische Konsequenzen	3
2.2 Sozialpolitische Konsequenzen	4
2.3 Konsequenzen für die Familie	6
2.4 Konsequenzen für das individuelle Erleben und Verhalten	8
3. Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung	9
3.1 Wanderungen	10
3.2 Sterblichkeit	12
3.3 Fruchtbarkeit	14
4. Die graphische Darstellung der Alters- und Geschlechtsstruktur einer Bevölkerung	16
II. Geschichte der Bevölkerungsforschung	20
1. Optimumstheorien	21
2. Die politische Arithmetik	22
3. Biologische Erklärungsansätze	23
4. Ökonomische Erklärungsansätze	25
5. Soziologische Erklärungsansätze	31
III. Grundlagen einer empirischen Bevölkerungspsychologie	38
1. Gründe für eine empirische Bevölkerungspsychologie	38
2. Gegenstand der Bevölkerungspsychologie	41
2.1 Geburt	42
2.2 Wanderung	43
2.3 Tod	45
3. Methoden der Bevölkerungspsychologie	46
4. Wertprobleme in der Bevölkerungspsychologie	52

IV. Psychologie des generativen Verhaltens	54
1. Theoretische Grundlegung einer Psychologie generativen Verhaltens	54
2. Modelle des generativen Verhaltens	62
2.1 Individualmodelle generativen Verhaltens	62
2.1.1 Das Modell der VOC-Studien	63
2.1.2 Das Verhaltensmodell von Fishbein	65
2.1.3 Das Modell der Studie „ <u>Motivation</u> generati- ven Verhaltens“	67
2.2 Paarmodelle generativen Verhaltens	68
2.2.1 Das Modell von Hass: Die Bedeutung des Part- ners	68
2.2.2 Das Modell von Miller: Die Interaktion des Paares	70
2.2.3 Das Modell der Studie „Wertwandel und gene- ratives Verhalten“: Wertorientierung des Paares	72
3. Determinanten des generativen Verhaltens	77
3.1 <u>Können</u>	77
3.2 <u>Dürfen</u>	80
3.3 <u>Situative Ermöglichung</u>	84
3.3.1 <u>Einkommen</u>	85
3.3.2 <u>Soziale Schicht</u>	87
3.3.3 <u>Erwerbstätigkeit der Frau</u>	90
3.3.4 <u>Wohnsituation</u>	94
3.3.5 <u>Möglichkeiten der Schwangerschaftsverhü- tung und der Schwangerschaftsunterbrechung</u>	99
3.3.5.1 <u>Schwangerschaftsverhütung</u>	100
3.3.5.2 <u>Schwangerschaftsunterbrechung</u>	103
3.4 <u>Wollen</u>	106
3.4.1 <u>Unbewußte Motivation</u>	106
3.4.2 <u>Emotionale Zuwendung zu Kindern</u>	108
3.4.3 <u>Werte und generatives Verhalten</u>	115
3.4.3.1 <u>Güterwerte von Kindern</u>	116
3.4.3.2 <u>Orientierungswerte und Kinder</u>	124
3.4.3.3 <u>Extrinsischer Wert von Kindern</u>	127
3.4.3.4 <u>Wertwandel und generatives Verhalten</u>	135
3.4.3.4.1 <u>Kohorteneffekt</u>	138
3.4.3.4.2 <u>Periodeneffekt</u>	140
3.4.3.4.3 <u>Phaseneffekt</u>	142
3.4.3.5 <u>Kausalität und Verhaltensrelevanz von Werten</u>	143
3.5 <u>Paarinteraktion</u>	147

3.5.1	Gespräche über den Kinderwunsch	148
3.5.2	Übereinstimmung der Paare im Kinderwunsch	149
3.5.3	Angleichung oder Distanzierung	150
3.5.4	Durchsetzung	152
4.	Vorhersage von Kinderwunsch und Kinderzahl durch die Determinanten generativen Verhaltens	155
4.1	Vorhersage des Kinderwunsches	155
4.2	Vorhersage der Kinderzahl	157
V. Bevölkerungspsychologie: Abschließende Bemerkungen		161
Literatur		163
Register		179
Namen		179
Sachen		183

VORWORT

Die Bevölkerungsentwicklung der Welt hat in Deutschland über lange Jahre nur ein mäßiges Interesse gefunden, obwohl „die Bevölkerungsexplosion“ Anlaß genug für Betroffenheit und Sorge gewesen wäre. Was jedoch in „fernen Ländern“ geschieht, berührt nur wenig oder doch aus distanzierter Perspektive. Seit allerdings die Entwicklung der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland sich so darstellt, daß die Sterbeziffern die Geburtenziffern überschreiten und ein Rückgang der bundesdeutschen Bevölkerung zu beobachten ist, wurde dieses Phänomen nicht nur für den Journalismus, sondern auch für anwendungsbezogene Wissenschaften in hohem Maße beachtenswert.

Zu den Wissenschaften, die sich dadurch zum Handeln aufgerufen fühlten, zählt auch die Psychologie. Von verschiedenen Forschungsgruppen in Mitteleuropa wurden theoretische Konzepte zur Erklärung von Bevölkerungsbewegungen entwickelt und empirische Untersuchungen zu daraus abgeleiteten Fragen durchgeführt. Dadurch wurde zugleich die Lücke ansatzweise geschlossen, die zum wissenschaftlichen Stand im angelsächsischen Bereich aufweisbar war.

Die wissenschaftliche Entwicklung läßt es jetzt ratsam erscheinen, ein erstes Textbuch ›Einführung in die Bevölkerungspsychologie‹ vorzulegen. Dadurch kann dem Interessierten die Möglichkeit geboten werden, sich einen raschen Überblick über ein neues Forschungsfeld zu verschaffen und darüber hinaus eigene Forschungsansätze aus Lücken oder Widersprüchen im bisherigen Wissensbestand abzuleiten.

Damit dieses Doppelziel leichter realisiert werden kann, haben wir uns für die Gestaltung des vorliegenden Buches ein spezifisches Konzept überlegt:

- Innerhalb des fortlaufenden Textes wird Information zum Stand der Bevölkerungspsychologie geboten, ohne daß dabei allzusehr ins Detail gegangen wird. Hier findet der interessierte Leser einen breitangelegten Überblick, wobei allerdings – an der Aktualität orientiert – der Geburtenrückgang in den industriellen Ländern im Vordergrund steht.

- Der forschungsinteressierte Leser findet in den kleingedruckten Textpartien exemplarisch detaillierte Informationen zum Forschungsvorgehen in einem ausgewählten Projekt, das die Autoren mit Unterstützung der Stiftung Volkswagenwerk und der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchführten. Insbesondere soll dadurch ein Eindruck vermittelt werden, wie Operationalisierungen und Forschungsstrategien innerhalb der Bevölkerungspsychologie aussehen können.

Nach Abschluß unserer Projektarbeit und der Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse in verschiedenen Fachzeitschriften und diesem Einführungsbuch möchten wir uns bedanken. Dieser Dank gilt in erster Linie der Stiftung Volkswagenwerk, die uns bei der Durchführung zweier Forschungsprojekte, die in einem Längsschnittkonzept integriert waren, großzügig förderte. Dabei gilt ein ganz besonderer Dank Frau Dr. Helga Junkers, die die Forschungsarbeiten fachkundig und interessiert begleitete sowie durch vielfältige inhaltliche Anregungen und kritische Beiträge für wesentliche Weichenstellungen sorgte. Unser Dank gilt aber auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die ein kleineres Vergleichsprojekt in den Vereinigten Staaten unterstützte und uns somit die Möglichkeit gab, die in Deutschland gefundenen Ergebnisse zu relativieren und im Vergleich kritisch zu gewichten.

Wir danken aber auch der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, die den Mut hatte, mit der Drucklegung dieses Werkes ein neues Forschungsfeld der anwendungsorientierten Psychologie zu unterstützen. Wir hoffen, daß dadurch eine lebhafte Diskussion ausgelöst wird und für die Psychologie ein interdisziplinäres Forschungsfeld erschlossen wird, das sich bislang weitestgehend unter „Ausschluß“ der Psychologie entwickelte.

Wir danken auch Tesi Kneffel und Hilde Strapko für die Anfertigung der vielen Darstellungen sowie Katharina Sauter für ihr Engagement und kritisches Mitdenken beim Schreiben des Manuskriptes. Und schließlich unseren Studenten – und Diplomanden –, die sich im Rahmen des Projektes engagierten.

München, im August 1985

Lutz von Rosenstiel
Friedemann W. Nerdinger
Günther Oppitz
Erika Spieß
Martin Stengel

I. GRUNDLEGUNG

In diesem Buch geht es um Fragen der Bevölkerung. Dies ist keine neue wissenschaftliche Themenstellung: Die Bevölkerungswissenschaft ist vielmehr eine traditionsreiche Disziplin. Zwei Aspekte jedoch machen die Besonderheit dieses Buches aus: Zum einen wird Bevölkerung unter psychologischer Perspektive gesehen, zum anderen dominiert die Interessenlage moderner Industriestaaten. Während in den meisten Staaten der Dritten Welt die „Geburtenexplosion“ und damit die zunehmende Bevölkerungsdichte ein zentrales Problem darstellt, fragt man sich in vielen Industriestaaten, warum die Geburtenzahlen sinken. Obwohl einführend Bevölkerungsforschung allgemein dargestellt werden soll, wird die letztgenannte Fragestellung unter psychologischer Sichtweise spezifisch herausgestellt werden.

1. Die Bedeutung bevölkerungswissenschaftlicher Fragestellungen

Die Bedeutung der Bevölkerungswissenschaft hat in jüngster Zeit nach Meinung vieler zugenommen. Das Wachsen der Weltbevölkerung ist der wohl wichtigste Grund dafür. Es wird verstärkt mit einer apokalyptisch anmutenden Terminologie belegt, wie „Stehplatz für Milliarden“ (v. LÖSCH, 1974), „Bevölkerungsbombe“ (EHRlich, 1971), Bevölkerungsexplosion, Bevölkerungslawine etc. Vielfältige Prognosen verheißen der Menschheit den Untergang aufgrund der Überbevölkerung.

In verschiedenen Industrienationen – insbesondere Europas – deuten sich aber seit einigen Jahren ganz gegensätzliche Entwicklungen an. Während nach neuesten Berechnungen der Vereinten Nationen die Erdbevölkerung sich bis zum Jahr 2025 auf über 8 Milliarden Menschen verdoppeln wird, ist für die Bundesrepublik Deutschland eine Bevölkerungsabnahme von 57,09 Millionen im Jahre 1990 auf 52,14 Millionen im Jahre 2000 und für das Jahr 2030 auf 38,28 Millionen anzunehmen (vgl. Arbeitsgruppe Bevölkerungsfragen des Bundeskabinetts, 1984).

Derartige Berechnungen lassen nun unterschiedlichste Befürchtungen laut werden. Neben die Sorgen über die zukünftige Rentenfinanzierung treten Prognosen, die für das Ende der achtziger Jahre eine starke Verknappung der Arbeitskräfte voraussagen (GROSS, 1984) oder aufgrund eines akuten Rekrutenmangels von einer kaum noch gegebenen Verteidigungsfähigkeit der Bundesrepublik Deutschland sprechen. Während Politiker um ihre Wähler und Unternehmer um ihre Kunden fürchten, sehen Ökologen in einer derartigen Entwicklung neue Chancen für Mensch und Natur.

Diese unterschiedlichen Auffassungen, die durch Massenmedien und Sachbücher verbreitet werden, haben allerdings auch bewirkt, daß man sich verstärkt bemüht, sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene die Determinanten und die Konsequenzen der Bevölkerungsdynamik zu analysieren. Da bisher weder über die verschiedenen Auswirkungen noch über die Ursachen einer wachsenden oder schrumpfenden Bevölkerung ein allgemeiner Konsensus zu erzielen war, wurde die Notwendigkeit bewußt, bevölkerungswissenschaftliche Grundlagenforschung intensiv voranzutreiben. Hierzu möchte auch diese Schrift, die sich vor allem um eine theoretische und empirische Analyse des Problems in einem westlichen Industriestaat unter psychologischer Perspektive bemüht, beitragen.

2. Konsequenzen der Bevölkerungsentwicklung

Die Bedeutsamkeit einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Bevölkerungsentwicklung wird auch erkennbar, wenn man sich mit deren Konsequenzen auseinandersetzt. Dabei soll nachfolgend zwischen schrumpfenden, stagnierenden und wachsenden Bevölkerungen unterschieden werden.

In einer stagnierenden oder schrumpfenden Bevölkerung fallen – stellt man die ökonomische Perspektive in den Vordergrund – Neuinvestitionen weg, d.h. zusätzliche Arbeitsplätze, Ausbildungsstellen oder Wohnungen werden nicht erforderlich. Dadurch kann das vorhandene Kapital zu einer Verbesserung der Lebensqualität eingesetzt werden. Da der prozentuale Anteil der Kinder und Jugendlichen kleiner, der der Personen im Erwerbsalter etwas und der älteren Bevölkerung erheblich größer als bei einer wachsenden Population ist, kann bei unveränderter Erwerbsbeteiligung der Altersgruppen mit einer höheren Gesamterwerbsquote als in wach-

senden Bevölkerungen gerechnet werden. Während somit die Aufwendungen für nicht mehr Erwerbstätige steigen, vermindern sie sich in etwa ähnlichem Ausmaß bei *Ceteris-paribus*-Bedingungen für die noch nicht Erwerbstätigen (vgl. SCHWARZ, 1976).

Bei einer wachsenden Bevölkerung ergibt sich eine ganz andersartige Situation. Hier werden ständige Neuinvestitionen erforderlich, um das bestehende Wohlstandsniveau zu erhalten. Wachsende Populationen weisen ja einen überdurchschnittlich hohen und stetig steigenden Anteil junger Menschen auf. Dies bedingt erhebliche Ausgaben, um Arbeitsplätze, Ernährung und Bildung sicherzustellen. Zur Stabilisierung des dabei notwendigen Wirtschaftswachstums sind neben Kapital und der reichlich vorhandenen Arbeitskraft Rohstoffe in ausreichendem Maße unentbehrlich. Da diese aber auf der Erde als einem „Raumschiff mit begrenzten Ressourcen“ nicht in unendlicher Menge vorhanden sind, fordern Autoren wie GRUHL (1975) eine Einschränkung der Rohstoffausbeute, mit der ein reduziertes Bevölkerungswachstum einhergehen sollte.

Diese volkswirtschaftlich orientierten Aussagen erfordern allerdings eine Relativierung. Sie gehen von einer strukturellen Betrachtungsweise aus, was zur Folge hat, daß dynamische Aspekte, die aus dem Zusammenspiel demographischer Veränderungen mit einer Vielzahl sonstiger gesellschaftlicher Verschiebungen resultieren, nicht ausreichend berücksichtigt werden. Sie skizzieren dennoch den Rahmen, innerhalb dessen spezifische Konsequenzen zu sehen sind. Diese sollen – bezogen auf die Ökonomie, die Sozialpolitik, die Familiensituation, das Erleben und Verhalten der einzelnen – weiter ausgeführt werden, um die Bedeutung der hier zu besprechenden Fragestellungen zu unterstreichen.

2.1 Ökonomische Konsequenzen

Die einführenden Bemerkungen machten bereits deutlich, daß eine schrumpfende, stagnierende oder wachsende Bevölkerung erhebliche ökonomische Auswirkungen haben kann. Untersucht man jedoch die ökonomischen Theorien auf Aussagen dazu, so muß man feststellen, daß die Bevölkerungskomponente in den ökonomischen Theorien eine geringe oder gar keine Rolle spielt. Meist fällt sie der *Ceteris-paribus*-Annahme zum Opfer, d. h. es wird – der Einfachheit halber – von einer stabilen Bevölkerung ausgegangen. Noch

überraschender ist, daß bei vielen Bevölkerungsprognosen implizit Unabhängigkeit zwischen Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung angenommen wird. Daß die – zumindest wahrscheinlichen – Beziehungen zwischen diesen beiden gesellschaftlich höchst relevanten Faktoren unzureichend analysiert worden sind, wird etwas verständlicher, wenn man die Vielfalt möglicher Beziehungsmuster bedenkt (vgl. MAILLAT, 1976):

1. Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung beeinflussen sich gegenseitig.
2. Gewisse Bevölkerungsdaten sind aus bestimmten sozialen und ökonomischen Gegebenheiten ableitbar.
3. Solange noch Unklarheit über den Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung besteht, erweist es sich als fast unmöglich, die ökonomischen Konsequenzen einer bestimmten Bevölkerungsentwicklung zu quantifizieren.
4. Demographische und ökonomische Entwicklungen besitzen nicht selten einen unterschiedlichen Zeithorizont.

Wirtschaftliche Konsequenzen des Bevölkerungswandels sollen daher nur stichpunktartig dargestellt werden. So sind (vgl. ARBEITSGRUPPE BEVÖLKERUNGSFRAGEN DES BUNDESKABINETTS, 1984) Auswirkungen einer sinkenden Bevölkerung auf folgende ökonomische Felder zu erwarten:

- Erwerbspersonen-Angebot,
- Arbeitsproduktivität,
- Energieverbrauch,
- privater Verbrauch,
- private Investitionen,
- Staatsausgaben,
- Außenhandel,
- globale Arbeitsmarkttendenzen,
- strukturelle Arbeitsmarkttendenzen

und damit insgesamt auf das Gebiet des qualitativen und quantitativen Wirtschaftswachstums (s. aber STEINMANN, 1984).

2.2 Sozialpolitische Konsequenzen

Nicht nur auf dem wirtschaftlichen Sektor, sondern auch in anderen Bereichen des sozialen Lebens führt der Bevölkerungswandel zu erheblichen Konsequenzen, die dann wiederum sozialpolitische Aktivitäten erforderlich machen. Da eine detaillierte Untersuchung

sozialpolitischer Sektoren auf mögliche, demographisch bedingte Änderungen hier nicht erforderlich ist, sollen lediglich exemplarisch die Bereiche der sozialen Sicherheit, des Gesundheits- und des Bildungswesens herausgegriffen werden.

Auf dem Gebiet der Bildung wirkt sich eine durch den Geburtenrückgang ausgelöste Bevölkerungsschrumpfung schon nach wenigen Jahren aus, da die Zahl der Schulpflichtigen laufend zurückgeht. Im Gegensatz dazu steigt die Anzahl der Schüler in einer wachsenden Population ständig an. Aus dieser Entwicklung lassen sich folgende Konsequenzen ableiten (SCHWARZ, 1976):

– Die Berufstätigen müssen in einer schrumpfenden Bevölkerung für geringere Bildungskosten aufkommen als in einer stagnierenden oder wachsenden. Denn in einer solchen Situation sind im Gegensatz zu einer zunehmenden Population, in der konstant neue Bildungskapazitäten geschaffen und alte erhalten werden müssen, Neuinvestitionen nicht erforderlich. Vielmehr werden kontinuierlich Bildungsinstitutionen frei, deren Personal und deren Räumlichkeiten einer anderen Nutzung zugeführt werden könnten. Flexibilität der Personen und des Systems vorausgesetzt, könnten diese Personen in den Sektor der beruflichen Weiterbildung integriert werden, dem bei abnehmender Bevölkerung vermehrte Bedeutung zukommt, da durch das Ansteigen des Durchschnittsalters der Erwerbspersonen deren berufliche Fortbildung besonders dringlich wird, damit strukturelle Arbeitslosigkeit vermieden werden kann (Maillat, 1976).

– Mittel zur qualitativen Verbesserung im Personal- und Sachbereich bleiben einer schrumpfenden Bevölkerung im Gegensatz zu einer wachsenden übrig. Allerdings kann bei einem sehr starken Rückgang der Schülerzahlen der unerwünschte Nebeneffekt eintreten, daß in dünnbesiedelten Gebieten die Zahl der Ausbildungsstätten drastisch reduziert werden muß, da sonst finanzielle Schwierigkeiten wegen einer zu geringen Auslastung der vorhandenen Kapazitäten zu erwarten wären.

Wendet man sich dem Gesundheitswesen zu, so zeigt sich bei einem Geburtenrückgang eine sofort feststellbare Auswirkung im Bereich der Geburtshilfe, der Versorgung von Schwangeren und der gesundheitlichen Betreuung von Kindern und Jugendlichen. Während in diesem Sektor bei bisher ausreichenden Kapazitäten diese bald nicht mehr ausgelastet wären und Überkapazitäten für qualitative Verbesserungen genutzt werden könnten, stiege der relative Anteil älterer Menschen an. Die Folgen des Geburtenrückgangs, die

sich kurz- und mittelfristig für das Gesundheitswesen als eher günstig darstellen könnten, dürften längerfristig eher negativ sein: Geht man von einer positiven Korrelation zwischen Alter und Krankheit aus, so nähme der Anteil der Kranken in der Bevölkerung zu.

Besonders intensiv diskutiert werden im Zusammenhang mit Bevölkerungsveränderungen die Fragen der sozialen Sicherheit. Beim Geburtenrückgang stellt sich die Frage nach der Finanzierung der Renten der nicht mehr Erwerbstätigen (LÖWE, 1981). Um eine adäquate Analyse des Problems der Rentenfinanzierung vorzunehmen, ist es ratsam, in die Betrachtung auch die eben erwähnten Erziehungs- und Ausbildungskosten einzubeziehen. Die Belastung der Erwerbstätigen geht anfangs zurück, wenn die Kinderzahlen sinken. Setzt man die Erziehungskosten eines Kindes gleich den Kosten, die ein nicht mehr berufstätiger Mensch verursacht, so scheinen zunächst keine unlösbaren Schwierigkeiten zu bestehen, da zusätzliche Mittel nicht erforderlich werden. Allerdings ist dies die ökonomische Sicht. Psychologisch stellt sich die Frage anders, denn es ist erlebnismäßig ein großer Unterschied, ob Gelder in steigendem Maße an eine anonyme Institution wie die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte abgeführt werden müssen oder ob man in subjektiv freier Entscheidung Geld für die gute Ausbildung eigener Kinder ausgibt (HOFFMANN-NOWOTNY, 1982).

Diese knappen Ausführungen sollten verdeutlichen, daß es im sozialpolitischen Bereich unterschiedlichste Auswirkungen der Bevölkerungsentwicklung geben kann. Sie können – wird nicht rechtzeitig geplant – zu ernststen Schwierigkeiten führen, die in den unterschiedlichen Politikbereichen zu Überlegungen Anlaß geben sollten, da sich anbahnende Entwicklungen rechtzeitig ins Kalkül gezogen werden müssen.

2.3 Konsequenzen für die Familie

Folgen demographischer Entwicklungstendenzen lassen sich nicht nur für den Staat, sondern auch für dessen Baustein, die Familie, aufweisen. Allerdings wäre es auch hier verfehlt, ein einfaches Ursache-Wirkungs-Verhältnis anzunehmen, da die Folgen vergangener Bevölkerungsentwicklungen zu den Ursachen der künftigen werden können. Veränderungen der Familienstruktur sind auch aus den Wandlungen sozioökonomischer und kultureller Faktoren zu erklären.

Ein Geburtenrückgang spiegelt sich auf der Mikroebene der Familie in einer im Durchschnitt verringerten Kinderzahl wider. Der Zeitabschnitt besonderer ökonomischer Belastung einer Familie durch heranwachsende Kinder wird trotz teilweise verlängerter Ausbildungszeit verkürzt (WINGEN, 1976). Für die Mutter hat dies zur Folge, daß sie im Durchschnitt eine geringere Zahl von Jahren für die Kindererziehung aufzuwenden hat, was ihr in verstärktem Maße die Möglichkeit zur außerfamilialen Aktivität und u. U. den Wiedereintritt in das Berufsleben ermöglicht. Anders sieht dies bei einer wachsenden Bevölkerung aus, in der die Mehrkindfamilie der Regelfall ist. Aus dieser ergeben sich erhöhte finanzielle Belastungen der Eltern beim Aufziehen ihrer Kinder. Häufig wird es erforderlich, daß die Mutter trotz der Belastung durch die Haushaltsführung und Kindererziehung gezwungen ist, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, um die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie zu verbessern.

Dies beeinflusst nachhaltig den Prozeß der primären Sozialisation für die nachwachsende Generation. Aufgrund des bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisstandes ist es schwierig, fundierte Aussagen darüber zu machen, welche Familiengröße für Sozialisation und Reifung der Kinder besonders günstig sei. Es können sowohl große Kinderzahlen als auch Ein-Kind-Situationen in unterschiedlicher Art negative Folgen für die betroffenen Kinder haben (vgl. SCHNEEWIND, 1978). Dennoch läßt sich tendenziell – gestützt auf empirische Untersuchungen (ZAJONC, 1976) – sagen, daß eine geringere Kinderzahl es den Eltern eher gestattet, günstigere Bedingungen für die Ausbildung ihrer Kinder sicherzustellen. Hierbei muß aber wiederum betont werden, daß die Erziehungs- und Ausbildungssituation der Kinder nicht nur von der Kinderzahl, sondern auch von den Wünschen und Vorstellungen der Eltern, der sozioökonomischen Lage und einer Vielzahl anderer exogener Einflüsse abhängig ist.

Die Familiengröße hat aber nicht nur Konsequenzen für die heranwachsenden Kinder, sondern sie wirkt sich auch in unterschiedlicher Art und Weise auf die Beziehungen zwischen den Ehepartnern aus. So kann sich in einer Familie in Abhängigkeit von der Kinderzahl das Machtverhältnis zwischen den Partnern wandeln und Rollenannäherungen bzw. Rollendifferenzierungen zwischen Mann und Frau begünstigen. Die Partnerbeziehungen scheinen sich bei einer geringen Kinderzahl oder gar bei Kinderlosigkeit so zu entwickeln, daß die emotional getönte Beziehungsidylle an Bedeutung

gewinnt. Da bei einer geringeren Kinderzahl auch die Berufstätigkeit der Frau wahrscheinlicher wird, ergibt sich daraus eine eher paritätische Beziehung zwischen den Partnern. Gerade die Berufstätigkeit kann für die Frau die Basis für den Abbau traditioneller Rollenbeziehungen zwischen den Geschlechtern werden und männliche Dominanz reduzieren (HOFFMANN-NOWOTNY, 1982).

2.4 Konsequenzen für das individuelle Erleben und Verhalten

Psychische Auswirkungen einer sich wandelnden Bevölkerungsstruktur wurden bereits angedeutet, als auf sich ändernde Familienstrukturen und Beziehungen innerhalb der Familie hingewiesen wurde. Selbstverständlich prägt es die Entwicklung eines einzelnen nachhaltig, ob er als Einzelkind oder unter vielen Geschwistern (vgl. TOMAN, 1973; SCHNEEWIND et al., 1983) aufwächst. Aber auch außerhalb der Familiensituation wirkt sich die Bevölkerungsentwicklung auf das Erleben und Verhalten des einzelnen nachhaltig aus. Während bei einer wachsenden Bevölkerung der einzelne in einer von der Jugend geprägten Gesellschaft lebt, spielen bei einem Geburtenrückgang die Erwachsenen und Alten eine besonders gewichtige Rolle, so daß bewahrende und konservative Grundhaltungen das gesellschaftliche Leben und die Politik prägen können (vgl. JÜRGENS, 1977). Auch das kulturelle Angebot dürfte inhaltlich und in seiner Verteilung in starkem Maße durch die Bevölkerungsentwicklung bestimmt werden und damit den einzelnen in unterschiedlicher Weise formen. So ist bei einem Geburtenrückgang und der damit verbundenen Ausdünnung schwach besiedelter Regionen zu erwarten, daß bestimmte kulturelle Angebote – man denke an Kino oder Theater – nicht mehr lohnend sind, was zu einer Verarmung des kulturellen Lebens in ländlichen Gebieten und zu einer Beschleunigung des Zuzugs in die Ballungsräume führt.

Diese ausgewählten Beispiele lassen erkennen, daß Veränderungen der Bevölkerungsstruktur nichts Abstraktes sind. Hier handelt es sich nicht um totes Datenmaterial für statistische Jahrbücher oder allgemeine Betrachtungen. Veränderungen der Bevölkerungsstruktur wirken sich sehr konkret in bedeutsamen gesellschaftlichen Bereichen aus. Sie beeinflussen den Wohlstand, die soziale Sicherheit, die Versorgung und Bildung einer Bevölkerung; sie werden im Familienleben sichtbar und sind für den einzelnen – reflektiert oder weniger reflektiert – in seiner Begegnung mit dem Alltag wichtig. Dies sollte

gezeigt werden, bevor Grundbegriffe der Bevölkerungswissenschaft und sodann der Bevölkerungspsychologie dargestellt werden.

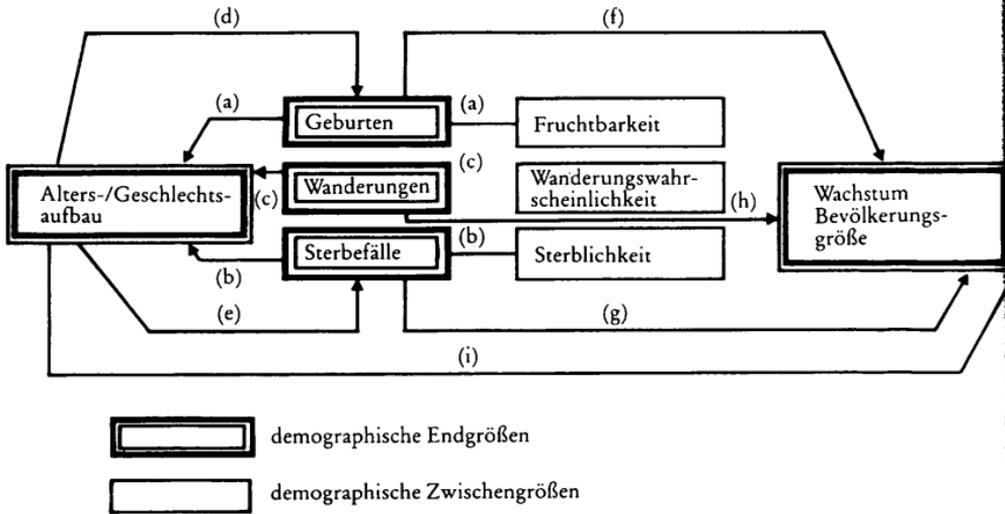
3. Bevölkerung und Bevölkerungsbewegung

Innerhalb umgrenzter Gebiete der Erde lassen sich über bestimmte Zeitintervalle Zu- oder Abnahmen von Bewohnern beobachten, die nach spezifischen Merkmalen – wie Alter und Geschlecht – differenziert werden können. Derartige Bevölkerungsbewegungen bestimmen die Quantität der Bevölkerung einer Region und damit das gesellschaftliche Leben mit (vgl. BOLTE et al., 1980).

Wie die Bevölkerungsgrößen im Zuge der Bevölkerungsbewegung zustande kommen, verdeutlicht Darstellung 1 nach HAUSER (1982, S. 158) auf S. 10.

HAUSER unterscheidet zwischen demographischen End- und Zwischengrößen.

1. Die Zwischengrößen beeinflussen den Altersaufbau:
 - a) Die Fruchtbarkeit bestimmt die Größe der jeweiligen jüngsten Altersklasse (= jährlicher Geburtenzuwachs);
 - b) Die Sterblichkeit bestimmt die Größe der Altersklasse (= jährliche Todesfälle jeder Altersklasse);
 - c) Die Zu- resp. Abwanderungen können jede Altersklasse zusätzlich zur Wirkung von Sterblichkeit und Fruchtbarkeit verstärken resp. vermindern.
2. Der Altersaufbau beeinflusst die Endgrößen Geburten und Sterbefälle:
 - d) Der Altersaufbau beeinflusst die „jährliche Geburtenzahl“, indem er die Anzahl der Mütter in jeder Altersklasse mitbestimmt;
 - e) Der Altersaufbau beeinflusst die „jährlich Gestorbenen“, indem er die numerische Größe jeder Altersklasse mitbestimmt, aus denen die Todesfälle hervorgehen.
3. Die Zwischengrößen beeinflussen das Wachstum:
 - f) Die Fruchtbarkeit bedingt die natürliche Zunahme;
 - g) Die Sterblichkeit bewirkt die natürliche Abnahme;
 - h) Die Aus- resp. Einwanderung vermindert bzw. vermehrt die Gesamtbevölkerung.
4. Die Eigendynamik beeinflusst Altersaufbau und Wachstum:
 - i) Die Eigendynamik ist ein im Altersaufbau versteckter Mechanismus (HAUSER, 1982, S. 157f.).



Darst. 1: Blockschema der Zusammenhänge zwischen Alters-/Geschlechtsaufbau, demographischen Variablen und Bevölkerungswachstum (nach: HAUSER, 1982, S. 158).

Wesentlich für die Endgrößen einer jeweils statisch betrachteten Bevölkerung sind die Bevölkerungsbewegungen oder -prozesse, die sich aus Wanderungen, Sterblichkeit und Fruchtbarkeit ergeben. Darauf soll nun näher eingegangen werden.

3.1 Wanderungen

Im Gegensatz zu natürlichen Bevölkerungsbewegungen, die sich aus Geburt und Tod ergeben, handelt es sich bei den Wanderungen ausschließlich um sogenanntes „soziales Verhalten“ (MAYER, 1972, S. 99). Wanderungen sind also nicht vorgegebene Ereignisse wie Geburt und Tod, denen ein jeder Mensch unterliegt. Obwohl nicht jeder Mensch „wandert“, hat es zu fast allen Zeiten der menschlichen Geschichte umfangreiche Wanderungen gegeben. Sie waren sowohl aus demographischer als auch aus sozialwissenschaftlicher – und natürlich politischer und ökonomischer – Sicht von großer Bedeutung. Die Bevölkerungsstruktur veränderte sich dadurch nicht nur in den Einwanderungs-, sondern auch in den Auswanderungsländern, was sich z. B. in der Mitte des 19. Jahrhunderts für die Vereinigten Staaten von Amerika und viele europäische Staaten nachweisen lässt. Neben meist negativ bewerteten Auswirkungen,

wie z. B. dem Verlust besonders gut qualifizierter Kräfte in den Auswanderungsländern oder Gettobildung in den Einwanderungsländern, darf man auch jene Konsequenzen nicht übersehen, die meist positiv bewertet werden: Durch Wanderungen wurden Kontakte zwischen verschiedenen Kulturen geknüpft und die Ausbreitung spezifischer Kenntnisse und Kompetenzen gefördert. Wanderungen wirken damit als ein Motor des sozialen Wandels und sorgen für einen Ausgleich zwischen unterschiedlich dicht besiedelten Gebieten.

Um die Bedeutung des Phänomens der Wanderungen aufzeigen zu können, ist es sinnvoll, eine differenzierte Klärung des Begriffes vorzunehmen. In den Bevölkerungswissenschaften versteht man unter Wanderungen den Wechsel eines Wohnortes. Hierbei wird meist unterschieden zwischen einem Wohnortwechsel innerhalb bestimmter Staatsgrenzen – man spricht dann von einer sogenannten Binnenwanderung – und einem grenzüberschreitenden Umzug, der sogenannten Außenwanderung. Allerdings unterliegt diese Klassifikation einer gewissen Willkür, wenn man z. B. die Dauer der Wohnsitzverlegung, die definitionsgemäß mehr als ein Jahr betragen soll, betrachtet.

BAHRDT (1966, S. 35ff.) klassifiziert Binnen- und Außenwanderungen, die man im geschichtlichen Prozeß bisher beobachten konnte, sechsfach. Allerdings ist dabei zu beachten, daß die Klassifikationsaspekte nicht einheitlich sind.

1. Wanderungen eines Volkes in dünn- oder nicht besiedelte Gebiete.
2. Wanderungen von Volksgruppen in dichtbesiedelte oder hochkultivierte Gebiete.
3. Wanderungen bestimmter Gesellschaftsschichten aus wirtschaftlicher Not in Gebiete, die höheren Lebensstandard versprechen.
4. Wanderungen hochqualifizierter Personen in Gebiete, die ihnen spezifische Chancen versprechen.
5. Unfreiwillige Wanderungen, wie z. B. Deportationen.
6. Stadt-Land-Wanderungen.

Die Klassifikation läßt erkennen, daß die wandernden Personen meist nicht repräsentativ für die Bevölkerung in der Aus- und Einwanderungsregion sind. Dies bedeutet, daß derartige Wanderungen nicht nur Einfluß auf die Größe einer Bevölkerung, sondern auch auf deren Zusammensetzung hinsichtlich demographischer Daten wie Alter, Geschlecht, Beruf, Konfession etc. haben.

Der Stellenwert von Wanderungen für Bevölkerungsbewegungen ist erheblich und wird häufig unterschätzt. Die Auswirkungen von Wanderungen sind auch heute stark und vielschichtig, wobei meist den Binnenwanderungen eine größere Bedeutung als den Außenwanderungen zukommt. Durch Wanderungen werden qualitative Merkmale einer Bevölkerung mindestens ebenso stark betroffen wie quantitative: Da vorwiegend jüngere Menschen wandern, ergibt sich ein Wandel in der Altersstruktur der betroffenen Gebiete. In der Regel steigt durch die Wanderung das Durchschnittsalter der Populationen im Auswanderungsland, während es im Einwanderungsland sinkt (MAYER, 1972). Dies wiederum beeinflusst die Sterblichkeit und die Fruchtbarkeit der entsprechenden Länder oder Regionen. Während im Auswanderungsland bei steigender Sterblichkeit die Fruchtbarkeit zurückgeht, kommt es im Einwanderungsland zu umgekehrten Effekten. Exemplarisch läßt sich dies an der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1976 aufweisen. Nur jeder 15. Bewohner war Ausländer, also eingewandert, aber bereits jedes 5. Neugeborene hatte ausländische Eltern. Dies ist zum einen darauf zurückzuführen, daß die Ausländer in der Regel mehr Kinder pro Familie als die einheimische Bevölkerung bekommen; es liegt aber auch daran, daß es sich bei den aus dem Ausland Zugewanderten meist um jüngere Personen, d. h. Personen im reproduktionsfähigen Alter handelte.

Die Bevölkerungsbewegungen, die auf Wanderungen zurückzuführen sind, lassen sich durch politische Maßnahmen relativ leicht beeinflussen. Man denke in diesem Zusammenhang an die Erschwerung des Auswanderns in vielen osteuropäischen Staaten, an die Behinderung der Einwanderung – für bestimmte ethnische oder berufliche Gruppen – in Australien, Kanada oder den Vereinigten Staaten oder auch an die bei der Arbeitsplatzvermittlung in der Bundesrepublik Deutschland seit 1973 bestehenden Barrieren für Ausländer, die der EG nicht angehören.

3.2 Sterblichkeit

Die Sterblichkeit bestimmt neben der Fruchtbarkeit die natürliche Bevölkerungsbewegung. Der Tod eines Menschen erscheint zwar als ein rein biologisches Ereignis, wird aber – was seinen Zeitpunkt betrifft – durch gesellschaftliche Bedingungen mitbestimmt. Eine Gesellschaft, die ihren weiteren Bestand gewährleistet sehen

will, wird folglich Anstrengungen unternehmen, um zumindest ein Gleichgewicht zwischen der gesamtgesellschaftlichen Sterblichkeit und der Fruchtbarkeit zu erhalten. Dieses kann durch Umweltbedingungen, die menschliches Leben erschweren oder gefährden (man denke an Hungersnöte, fehlende medizinische Versorgung, hohe Umweltbelastung, Verkehrsunfälle), oder durch solche, die menschliches Leben nicht entstehen lassen (z. B. extreme klimatische Situationen, Krieg, kinderfeindliche gesellschaftliche Normen), gestört werden.

Die Sterblichkeit wird üblicherweise dadurch definiert, daß man die Zahl der in einem Jahr gestorbenen Menschen in Beziehung zur Gesamtzahl der Bevölkerung setzt. Man spricht hier von der „allgemeinen Sterbeziffer“. Diese war im Laufe der Geschichte unterschiedlichen Entwicklungen unterworfen und zeigt im internationalen Vergleich erhebliche Differenzen.

Die allgemeine Sterbeziffer war bis ins 17. Jahrhundert hinein in den europäischen Ländern sehr hoch. Sie unterschritt häufig in nur geringem Maße die allgemeinen Geburtenraten, was ein nur langsames Wachsen der Bevölkerung zur Folge hatte. In bestimmten zeitlichen Epochen, etwa zur Zeit des „Schwarzen Todes“, der Pest, im 14. Jahrhundert und während des Dreißigjährigen Krieges überschritt sie sogar die allgemeine Geburtenrate drastisch, was in Mitteleuropa zu einem starken Bevölkerungsrückgang führte (vgl. z. B. HEINSOHN und STEIGER, 1985). Aufgrund wissenschaftlicher Fortschritte in der Lebensmittelproduktion und in der Organisation ihrer Verteilung, der Verbesserung hygienischer Zustände und der starken Fortschritte auf dem medizinischen Sektor begann die Sterblichkeit in Europa in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert zu sinken. Dieser Vorgang beschleunigte sich im 19. und im 20. Jahrhundert in Europa weiter bis zum heute bekannten Stand. Dadurch vergrößerte sich der Abstand der Sterblichkeit zu denjenigen Entwicklungsländern, in denen es nicht gelang, Hunger und Krankheit zu besiegen.

Während in den meisten Industrienationen – geht man vom heutigen medizinischen und biologischen Wissensstand aus – kaum mit einem weiteren Sinken der Sterblichkeit zu rechnen ist, lassen die hohen allgemeinen Sterbeziffern für viele Entwicklungsländer deutliche Verbesserungen erwarten. Der erst in jüngster Zeit in den unterentwickelten Ländern eingetretene, zum Teil rapide Rückgang der Sterblichkeit wurde vor allem durch die Reduzierung der Säuglingssterblichkeit und des Todes im Kindes- und Jugendalter er-

reicht. MYRDAL (1972) fordert, daß die Senkung des Sterblichkeitsniveaus in den Entwicklungsländern ein zentrales Ziel humaner Politik sein muß.

Analysiert man den Einfluß der Sterblichkeit auf die Bevölkerungsentwicklung, so wird ein doppelter Effekt sichtbar: Zum einen wirkt die Sterblichkeit begrenzend, d. h., je größer sie ist, desto geringer ist das Wachstum einer Population. Spezifische Sterblichkeiten können bewirken, daß bestimmte soziale Schichten, Berufsgruppen, Angehörige eines Geschlechts oder einer Altersgruppe überproportional dezimiert werden. Man denke z. B. an die Sterblichkeiten bedingt durch den Tod im Kindbett, während eines Krieges oder durch die Gesundheitsgefährdung innerhalb bestimmter Berufe. Zum anderen zeigt sich in vielen Entwicklungsländern, daß eine hohe Sterblichkeit und die damit reduzierte Lebenserwartung die Geburtenhäufigkeiten erhöhen kann. Die erfahrungsbedingte subjektive Erwartung, daß ein bestimmter Prozentsatz der eigenen Kinder das Erwachsenenalter nicht erreichen wird, führt dazu, daß Eltern mehr Kinder bekommen, um antizipierte Todesfälle zu kompensieren. Dieser Effekt kann sich verstärken, wenn eigene Kinder die Altersversorgung für die Eltern darstellen (vgl. v. LÖSCH, 1974). Fällt die Sterblichkeitsrate innerhalb einer Generation drastisch, so kann dies zur Folge haben, daß die Eltern mehr Kinder als erwartet aufziehen müssen. Ob sich dann – was Politiker in vielen Entwicklungsländern hoffen – die Fruchtbarkeit der sinkenden Sterblichkeit anpaßt, läßt sich bislang nicht mit Sicherheit vorhersagen.

3.3 Fruchtbarkeit

Angesichts der „Bevölkerungsexplosion“ in vielen Entwicklungsländern und des Geburtenrückganges in einer großen Zahl von Industrienationen hat die Fruchtbarkeit in jüngerer Zeit ein stärkeres wissenschaftliches Interesse gefunden als die Wanderungen und die Sterblichkeit. Fruchtbarkeit – als eine der beiden Ursachen natürlicher Bevölkerungsbewegung – ist eine notwendige Voraussetzung jeglicher Bevölkerungsentwicklung. Werden keine Menschen geboren, so können auch keine Menschen wandern oder sterben. Die Quantität der Geburten wird unter bestimmten Umständen zu einer nahezu hinreichenden Bedingung für die Erklärung aller Bevölkerungsbewegungen, und zwar dann, wenn der Einfluß der

Sterblichkeit auf einem konstant niedrigen Niveau bleibt und Wanderungsbewegungen kaum beobachtet werden können. Diese Konstellation gilt in Näherung für die meisten Industrienationen; sie gilt aber heute keineswegs für alle Länder der Erde.

Die Fruchtbarkeitsziffer ist ein Maßstab, mit dessen Hilfe die Häufigkeit von Geburten erfaßt wird. Neben der einfachsten und weitest verbreiteten Meßziffer, der allgemeinen Geburtenziffer, die die Gesamtzahl der in einem Jahr lebend Geborenen zur Gesamtbevölkerung eines Jahres in Beziehung setzt, werden noch altersspezifische eheliche Fruchtbarkeitsziffern und Reproduktionsziffern berechnet. Diese Maßzahlen erreichen aber nicht die Genauigkeit und den Aussagewert, den die durchschnittliche Kinderzahl pro Ehe (vgl. MAYER, 1972) bietet. Dies gilt allerdings spezifisch für die westlichen Industrienationen. In diesen hängt ja die Bevölkerungsentwicklung vor allem davon ab, wieviel Kinder durchschnittlich in einer Ehe geboren werden. Nichteelich lebend Geborene können wegen ihres relativ geringen Anteils an den Geburten außer acht gelassen werden (SCHWARZ, 1984).

Ähnlich wie bei der Sterblichkeit – jedoch zeitlich versetzt – war auch bei der Fruchtbarkeit in den industrialisierten Ländern ein deutlicher Rückgang zu beobachten. Die drastische Reduzierung der Kinderzahl pro Familie begann im 19. Jahrhundert, zu einer Zeit also, in der die Sterblichkeitsrate schon einen relativen Tiefstand erreicht hatte. Die ersten Länder, in denen dieser Geburtenrückgang sich zeigte, waren Frankreich, Irland und die USA (MAYER, 1972). Beachtenswert erscheint, daß in den genannten und anderen europäischen Industrienationen bereits in ihrer vorindustriellen Phase ein niedrigeres Fruchtbarkeitsniveau erreicht wurde, als es heute in relativ vielen Entwicklungsländern feststellbar ist. Der in verschiedenen Bevölkerungen schon seit etwa 180 Jahren andauernde Geburtenrückgang, den SCHUBNELL (1973) als „säkulares Phänomen“ bezeichnet und dessen Beobachtung die Grundlage des noch zu besprechenden „demographischen Übergangs“ bildet, löst in jüngster Zeit in der Bundesrepublik Deutschland erhebliche Unruhe aus, da seit 1972 die Geburtenrate hier so gesunken ist, daß die Bevölkerung insgesamt schrumpft.

Der in mehreren europäischen Ländern sich anbahnende Bevölkerungsrückgang und die in vielen Entwicklungsländern als bedrohlich erlebte Vermehrung der Menschen waren die wesentlichen Gründe, warum Bevölkerungswissenschaft und Politik sich intensiv bemühten, die Ursachen der Bevölkerungsentwicklung zu er-

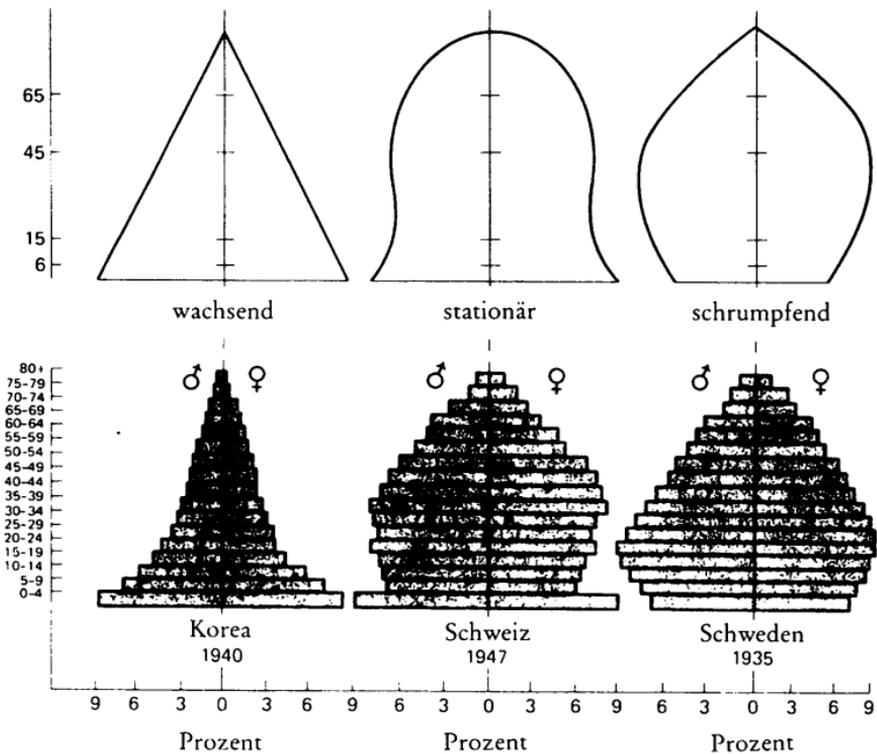
forschen. Der Fruchtbarkeit kommt hierbei – wie bereits betont – gegenüber der Sterblichkeit und den Wanderungen die wesentliche Rolle zu. Die Fruchtbarkeit wiederum hängt fast ausschließlich vom sogenannten „generativen Verhalten“ ab, d.h. jenen Aktivitäten, die die Zeugung, Geburt und das Aufziehen von Kindern begünstigen oder behindern. Einfacher ausgedrückt: Das Wachsen oder Schrumpfen einer Population ist ganz wesentlich von der Zahl der Kinder bestimmt, die eine Familie im Durchschnitt bekommt und aufzieht. Demographische Variable wie z. B. die Geschlechterproportion oder die Altersstruktur weisen nur einen marginalen Einfluß auf. LINKE und RÜCKERT (1973) zeigten dies am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland für die Zeit von 1970 bis 1972. Die Geburtenrate ging hier um 13,8% zurück. Dies ließ sich zu nur 7% durch die Altersstruktur der Bevölkerung erklären. Zu 93% war die rückläufige Bevölkerungsentwicklung auf Änderungen des generativen Verhaltens zurückzuführen.

Wanderungen, Sterblichkeit und Fruchtbarkeit erklären insgesamt die Bevölkerungsbewegungen und führen statistisch betrachtet zu den demographischen Endgrößen des Alters- und Geschlechtsaufbaus einer Population. Der Einfluß der drei Bedingungsvariablen kann sich innerhalb des historischen Ablaufs deutlich verschieben. Speziell in den Industrienationen ist die Fruchtbarkeit die zentrale Determinante der Bevölkerungsbewegungen, und man muß sie heranziehen, wenn es um die Erklärung des Geburtenrückganges geht. Da die Fruchtbarkeit einer Gesellschaft in großem Maße vom generativen Verhalten abhängt, wird nachfolgend diesem Thema ein besonderes Gewicht beigemessen werden.

4. Die graphische Darstellung der Alters- und Geschlechtsstruktur einer Bevölkerung

Das generative Verhalten trägt entscheidend dazu bei, ob eine Bevölkerung wächst oder schrumpft. Dieser Prozeß hat direkte Auswirkungen auf die Altersstruktur, die wiederum in einem bestimmten Maße zukünftige Bevölkerungsentwicklungen determiniert.

Es ist innerhalb der Demographie üblich, die Alters- und Geschlechtsstruktur von wachsenden, stationären bzw. schrumpfenden Populationen graphisch anschaulich zu machen. Dabei werden auf der Ordinate die Lebensjahre und auf der Abszisse die Anzahl

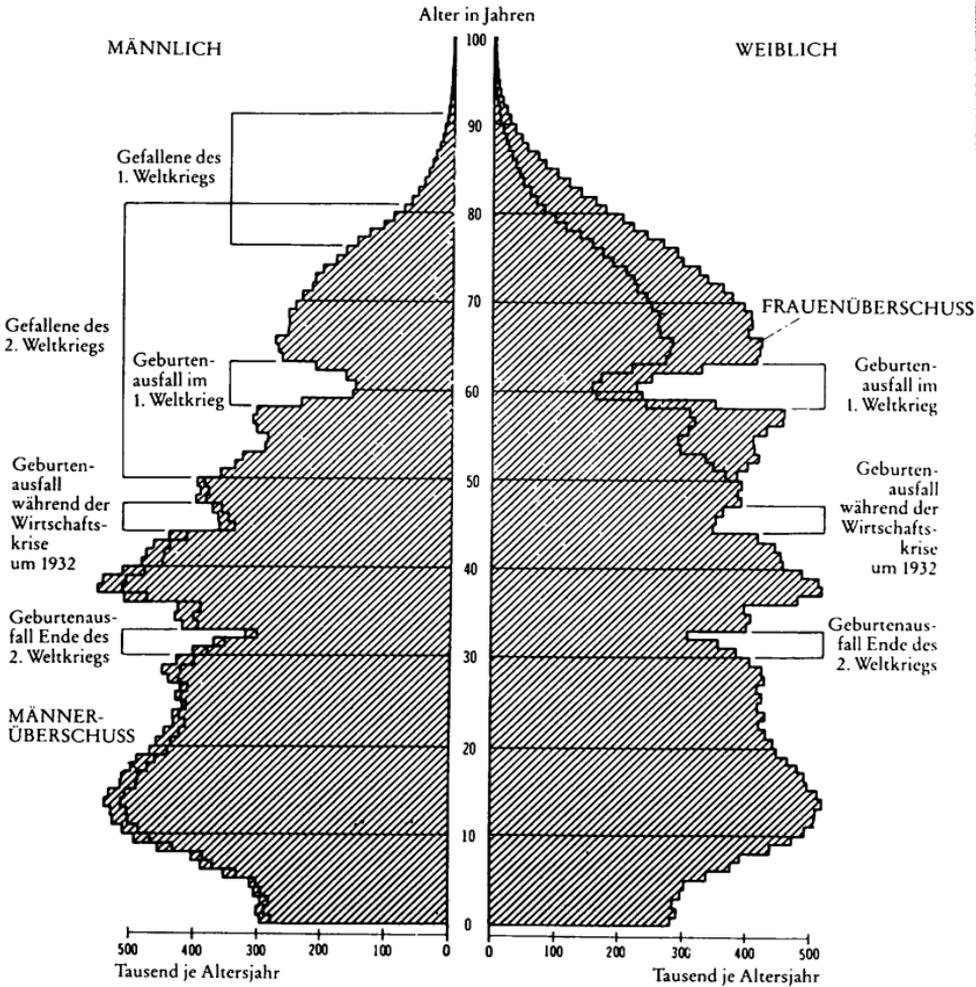


Darst. 2: Graphische Darstellung des Altersaufbaus – Pyramiden-, Glocken- und Urnenform (nach: HAUSER, 1982, S. 70).

der Personen (in der Regel links vom Nullpunkt die männlichen, rechts die weiblichen) aufgetragen. Idealtypisch werden dabei drei Verteilungsformen unterschieden: die „Pyramide“, die „Glocke“ und die „Urne“ (vgl. Darstellung 2).

Die Pyramide ist kennzeichnend für eine wachsende Bevölkerung, in der in jedem neu hinzukommenden Jahrgang die Basis sich durch zunehmende Geburten verbreitert. Das Schmalwerden des nächsthöheren Blocks ist zum einen durch dessen geringere Zahl der Geburten und zum anderen durch die altersspezifische Sterbequote bedingt. Eine Altersgliederung in Pyramidenform ist typisch für viele der heutigen Entwicklungsländer.

Die Glockenform kennzeichnet stationäre Bevölkerungen. Durch die von Jahr zu Jahr gleichbleibende Zahl der Geburten entsteht eine Glockenform, die an der Basis keine zunehmende Verbreiterung erfährt. Dieser Bevölkerungsaufbau ist in einer größeren Zahl von Industrienationen zu finden, die durch eine etwa gleich-



Darst. 3: Altersaufbau der Wohnbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland am 31. 12. 1977 (nach: BOLTE et al., 1980, S. 194).

bleibende Bevölkerung gekennzeichnet sind, wie es z. B. für das heutige Frankreich gilt.

Die Urnenform ist kennzeichnend für eine schrumpfende Bevölkerung, bei der jeder Jahrgang Neugeborener kleiner ist als der vorhergehende. Eine derartige Alters- und Geschlechtsstruktur gilt für die europäischen Industrienationen mit rückläufiger Bevölkerung und von diesen am ausgeprägtesten für die Bundesrepublik Deutschland, jenes Land also, bei dem der stärkste Geburtenrückgang zu beobachten ist. Darstellung 3 zeigt die dort gegebenen Verhältnisse detailliert.

Deutlich wird – betrachtet man die 15 jüngsten Altersjahrgänge – die Urnenform und damit der Geburtenrückgang, darüber der sogenannte „Babyboom“ der frühen 60er Jahre. Erkennbar werden aber auch bei den Mitte Dreißig- und bei den Sechzigjährigen die Geburtenausfälle während der beiden Weltkriege. Aber auch die jeweilige altersbezogene Geschlechtsstruktur wird erkennbar. Bei den unter Fünfzigjährigen, d. h. von den Weltkriegen eher Versicherten, zeigt sich ein leichter Männerüberschuß.

Der bei den über Fünfzigjährigen deutliche Frauenüberschuß ist verursacht durch die männlichen Gefallenen des Zweiten Weltkrieges und die generell höhere Lebenserwartung der Frauen, die wiederum mit bedingt ist durch den höheren Anteil der Männer an der berufstätigen Bevölkerung.

Die Alters- und Geschlechtsstruktur eines Landes zeigt Wesentliches der jüngeren Geschichte, weshalb derartige Darstellungen auch gelegentlich als „Schicksalsbaum“ einer Nation bezeichnet werden.

II. GESCHICHTE DER BEVÖLKERUNGSFORSCHUNG

„Bevölkerungsexplosion“ und Geburtenrückgang haben der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Fragen der Bevölkerung neue Impulse gegeben. Neu aber ist die Bevölkerungswissenschaft nicht. Bereits in vorchristlicher Zeit richteten Menschen ihr Augenmerk auf die Bevölkerungsentwicklung, teils aus politischen, teils aus sozialphilosophischen Interessen. Als Vorläufer späterer explizit wissenschaftlicher Ansätze können sowohl KONFUZIUS und seine Schüler in China im 6. Jahrhundert vor Christus als auch PLATON und ARISTOTELES im Griechenland der Antike betrachtet werden. Von ihnen wurden Vorstellungen über „ideale“ Bevölkerungsgrößen entwickelt, die als Maßstäbe für die ökonomische Tragfähigkeit eines Landes und für das reibungslose Funktionieren der politischen Institutionen dienen sollten (vgl. UNITED NATIONS, 1953).

Eine Bevölkerungswissenschaft im neueren Sinne gibt es seit dem 17. Jahrhundert, als die sogenannten Merkantilisten damit begannen, demographische Daten empirisch zu untersuchen (z. B. GRAUNT, 1662; PETTY, 1676; NEUMANN, 1689; s. dazu OVERBEEK, 1974). Für die Bevölkerungswissenschaft haben sich verschiedene Begriffe eingebürgert, die – obwohl man im Detail differenzieren kann – als Synonyme behandelt werden können. Dies gilt insbesondere für die Bezeichnungen Bevölkerungslehre und Demographie. Der Ausdruck Demographie leitet sich dabei von „demos“ (= Volk) und „graphein“ (= beschreiben) ab.

Die Demographie, Bevölkerungslehre oder Bevölkerungswissenschaft, läßt sich in einem engeren und in einem weiteren Sinne verstehen (vgl. HAUSER, 1982, S. 18). Die Demographie im engeren Sinne verstanden beschäftigt sich mit Größe, Wachstum, Struktur und Verteilung der Bevölkerung, während die Demographie im weiteren Sinne die Auswirkungen von Bevölkerung und Bevölkerungsbewegungen auf andere Bereiche, wie z. B. Wirtschaft, Gesellschaft, Natur, Kultur, Politik, Familie, aber auch individuelles Erleben und Verhalten analysiert. Gerade diese Kennzeichnung einer Demographie im weiteren Sinne macht deutlich, daß es sich dabei um ein interdisziplinäres Fach handelt. Während sich mit der

Demographie im engeren Sinne im besonderen Maße auf die entsprechenden inhaltlichen Fragen spezialisierte Statistiker auseinandersetzen, wird die Demographie im weiteren Sinne von Ökonomen, Soziologen, Historikern, Biologen, Medizinern, aber auch von Psychologen und gelegentlich noch anderen empirisch orientierten Wissenschaftlern – jeweils unter der Perspektive ihres Faches – betrieben.

Gemeinsam ist der Bevölkerungswissenschaft, daß sie weitgehend als eine empirische Disziplin verstanden wird. Dadurch lassen sich ihre Aufgaben wie bei allen empirischen Fachgebieten beschreiben (vgl. RUCH und ZIMBARDO, 1975). Es geht um

- Beschreibung
- Erklärung
- Prognose
- Kontrolle

von Bevölkerungsphänomenen.

Dies bedeutet, daß Bevölkerung – etwa in bezug auf Struktur, Verteilung, Bewegung – beschrieben werden soll. Innerhalb eines theoretischen Rahmenkonzeptes sollten Ursachen und Folgen dieser Größen genannt und die daraus ableitbaren Hypothesen empirisch überprüft werden. Aufgrund einer solchermaßen gestützten Theorie können dann Prognosen in bezug auf künftige Entwicklungen gemacht werden. Von seiten der Politiker schließlich wird erwartet, daß wissenschaftlich gestützte Hinweise darauf gegeben werden, mit welchen Maßnahmen welche bevölkerungspolitischen Ziele zu erreichen wären. Gerade der letztgenannte Punkt zeigt, daß normative und ethische Probleme mit der Bevölkerungswissenschaft verbunden sind, auf die später noch eingegangen wird. Zunächst aber sei knapp aufgewiesen, wie sich in der Neuzeit die Bevölkerungswissenschaft entwickelte.

1. Optimumstheorien

Den Optimumstheoretikern ging es – vereinfacht ausgedrückt – darum, Vorstellungen über die ideale Bevölkerungsgröße einer Region zu entwickeln. Die Kernfrage, mit der sich die Optimumstheoretiker beschäftigten, ist, welche Bevölkerungsgröße unter jeweils gegebenen Umständen, gemessen am Kriterium der Wirtschaftlichkeit, die jeweils günstigste sei. Damit wird implizit und zum Teil explizit von der Auffassung ausgegangen, daß es in einem gegebenen

Raum und unter gegebenen Bedingungen eine bestimmte Bevölkerungsgröße gibt, die den höchstmöglichen Lebensstandard gewährleistet. In der Neuzeit wurden diese Überlegungen vor allem von JOHN STUART MILL, von CANNAN und von WICKSEL wieder- bzw. neu aufgenommen und systematisch aufgebaut (vgl. zusammenfassend MAYER, 1974, S. 19–21).

Wertet man die Aussage dieses Ansatzes kritisch, so läßt sich sagen, daß er keine Erklärung der Ursachen von Bevölkerungsbewegungen anbietet, da er auf die Abschätzung der Folgen von Über- bzw. Unterbevölkerung im Hinblick auf Rohstoffquellen, Arbeitsplatzangebote etc. hinzielt. MACKENROTH (1953) meint überdies, daß die Suche nach einem Optimum lediglich ein Gedankenexperiment ohne praktische Relevanz sei.

2. Die politische Arithmetik

Anders als die Optimumstheorien ist die politische Arithmetik darauf ausgerichtet, Gründe für Veränderungen in der Bevölkerungsentwicklung aufzuzeigen. Im Sinne einer empirischen Wissenschaft begannen die Merkantilisten des 17. Jahrhunderts damit, demographische Daten systematisch auszuwerten. Zu den bedeutendsten Arbeiten, die dann später unter dem Namen der „politischen Arithmetik“ in die bevölkerungswissenschaftliche Literatur eingingen, rechnet man die von GRAUNT und PETTY in England sowie die von NEUMANN und SÜSSMILCH (1742) in Deutschland, wobei der Letztgenannte eine erste umfassende Abhandlung über Bevölkerungsfragen vorlegte. Das Hauptanliegen der genannten Autoren war die Erfassung von Geburten und Todesfällen, die Berechnung von Fruchtbarkeits- und Sterblichkeitsziffern und das Aufstellen von Todestafeln. Während das Gewinnen dieses Materials und die Anwendung relativ einfacher statistischer Methoden auf diese Daten durchaus wissenschaftlichen Anforderungen im heutigen Sinne genügt, kann dies für die Erklärung der Bevölkerungsveränderungen, die angeboten wurden, nicht gesagt werden. Diese wurden – ganz im Sinne der christlichen Metaphysik jener Zeit – der göttlichen Vorsehung anheimgestellt. Da aber das von Gott Gewollte und Geordnete als sinnvoll angesehen und als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, ergab sich daraus nicht die Notwendigkeit, nach Ursachen im Sinne einer kausalen oder probabilistischen Deutung zu suchen. Dieses Manko und das dadurch

bedingte Fehlen einer Theorie erwies sich für die wissenschaftliche Weiterentwicklung der politischen Arithmetik als Hemmnis.

3. Biologische Erklärungsansätze

Biologische Theorien der Demographie gehen davon aus, daß Bevölkerungsentwicklungen Folge von – wie auch immer gearteten – Naturgesetzmäßigkeiten sind. Die Bevölkerungsbewegungen werden also als das Ergebnis universaler Beziehungen zwischen der biologischen Natur des Menschen und der biologischen, chemischen, physikalischen Umwelt gesehen. Aufgrund dieser durch den Naturalismus beeinflussten Erklärungsansätze sucht man nach Hinweisen für die Steuerung bzw. die Kontrolle künftiger Bevölkerungsentwicklungen. Als bedeutendster Wissenschaftler auf diesem Gebiet setzte MALTHUS mit seinem im Jahre 1798 geschriebenen Werk ›Essay on the Principle of Population, as it Affects the Future Improvement of Society‹ einen Meilenstein in der Geschichte der Bevölkerungswissenschaft. Das Gesetz der Bevölkerungsentwicklung, das er gefunden zu haben glaubte, lautet folgendermaßen: Die Bevölkerung vermehrt sich in einer geometrischen Reihe, d. h. progressiv, während das Nahrungsmittelwachstum in einer arithmetischen erfolgt. Daraus ergibt sich in der Konsequenz:

- Armut und Not sind nicht die Folge der liberalen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, sondern resultieren daraus, daß die Menschen dazu neigen, sich rascher zu vermehren als die zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel.
- Es wird ein gewisses Gleichgewicht zwischen Bevölkerungsgröße und Nahrungsmittelmenge durch positive Hemmnisse wie Hungersnöte, Krieg und Krankheit sowie durch vorbeugende Hemmnisse gesellschaftlicher Art wie Heiratsaufschub und Enthaltensamkeit bewirkt (vgl. SCHACHTSCHABEL, 1971).

Die auf der Lehre von MALTHUS ruhende Bevölkerungspolitik, die man heute einem sozialkonservativen Liberalismus zuordnen würde, empfiehlt die Begünstigung späterer Eheschließungen und die Reduzierung der Sozialpolitik auf ein Mindestmaß sowie die Förderung des Ackerbaus mit dem Ziel, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern.

Die Kritik an der Malthusianischen Theorie setzte schon früh ein, obwohl diese selbst vom naturalistischen Denken geprägt war. Die Argumente richteten sich dabei gegen die Annahme eines kaum be-

grenzten und gehemmten Fortpflanzungsverhaltens und gegen die der begrenzten Nahrungsmittelressourcen. Kritische Argumente, die sich auf den letzten Punkt bezogen, gingen davon aus, daß durch Vermehrung der Produktionsfaktoren auch eine Erhöhung der Nahrungsmittelproduktion im Gleichschritt mit einer wachsenden Bevölkerung möglich sei. Argumente, die die Begrenztheit der natürlichen Ressourcen auf der Erde thematisierten, fehlten noch.

Die Kritik an der Malthusianischen Annahme der Konstanz des Fortpflanzungsverhaltens kam u. a. von SPENCER (1852). SPENCER sah es als Gesetz an, daß bei steigender Gefährdung einer Gattung des Tierreiches – dazu zählte er auch den Menschen – deren Fruchtbarkeit in die Höhe geht.

In jüngerer Zeit erfuhr die Suche nach biologischen Gesetzmäßigkeiten des Bevölkerungswachstums eine gewisse Wiederbelebung. PEARL (1930) nahm an, daß das menschliche Bevölkerungswachstum den gleichen Gesetzen unterliege wie das der Pflanzen und Tiere. Gestützt auf eine Analogieannahme vertrat er die Auffassung, daß das Wachstum von Kollektiven dem einzelner Organismen gleiche, woraus sich ein logistisches Wachstum für die Bevölkerungsentwicklung erschließen läßt. Die Ursache für dieses logistische Wachstum einer Bevölkerung innerhalb eines abgegrenzten Gebietes sah er darin, daß die Fruchtbarkeit mit der Bevölkerungsdichte negativ korreliert, was schon SADLER (1830), der Verfechter des sogenannten Dichtetheorems, vermutete. Dazu ist kritisch anzumerken, daß diese Hypothese bereits von Pearl durch eigene Untersuchungen zum Teil zurückgewiesen werden konnte und die logistische Kurve der Bevölkerungsentwicklung nur in dem Sinne als empirische Formel zu verstehen ist, als sie manche Bevölkerungsvorgänge recht gut beschreibt, aber zu einer Prognose kaum geeignet erscheint (vgl. MAYER, 1974).

Es gibt vielfältige Berichte aus der Kulturanthropologie, die es nahelegen, die bei bestimmten Tieren gefundene Dichteregulation (vgl. ARDREY, 1974) im Sinne eines Analogieschlusses auf menschliche Gesellschaften zu übertragen. Daß jedoch vermutlich keine biologische Gesetzmäßigkeit das generative Verhalten des Menschen bei wahrgenommener Dichte steuert, zeigt in eindrucksvoller Weise das Phänomen extrem dicht besiedelter Teile moderner Großstädte der dritten Welt.

Ein Denkansatz, der Ähnlichkeit mit dem Dichtetheorem zeigt, jedoch spezifisch auf das menschliche Verhalten zugeschnitten wurde, geht davon aus, daß mit wachsendem Wohlstand die menschliche Reproduktionskraft zurückgehe (vgl. auch GINI, 1930).

In zusammenfassender Wertung läßt sich sagen, daß sich die biologischen Erklärungsansätze bislang für die Vorhersage von Bevölkerungsentwicklungen als ungeeignet erwiesen haben. Ob dies grundsätzlich daran liegt, daß die naturalistische Denkweise nicht adäquat ist, menschliches Verhalten zu erfassen (vgl. MACKENROTH, 1953) oder ob man dieses Verhalten doch biologisch erklären kann, jedoch die bisher entwickelten Theorieansätze unzureichend sind, läßt sich nicht entscheiden.

4. Ökonomische Erklärungsansätze

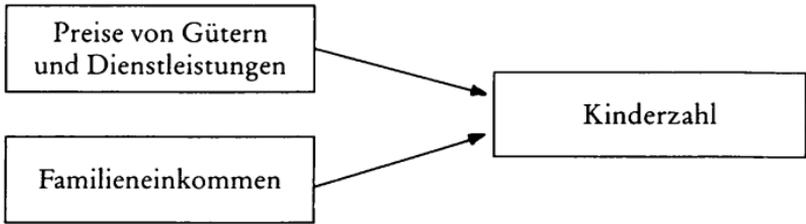
Der Streit um MALTHUS führte zum einen zu Theorien, die dem naturalistischen Denkansatz treu blieben, zum anderen aber auch zu solchen, die sich am ökonomischen Bezugsrahmen des menschlichen Verhaltens orientierten. MARX (vgl. MAYER, 1974, S. 5–6) war einer der ersten, die ein Bevölkerungsgesetz mit universellem und generellem Anspruch ablehnten und forderten, derartige Gesetzmäßigkeiten historisch zu relativieren.

LASSALLE (vgl. MACKENROTH, 1953, S. 316) bemühte sich, Bevölkerungsschwankungen durch das „eherne Lohngesetz“ zu erklären. Er geht davon aus, daß die Vermehrungsrate durch die Lohnhöhe bestimmt wird. Nicht nur empirische Befunde, sondern auch theoretische Überlegungen sprechen gegen diese Annahme.

In jüngerer Zeit, in der durch die sprunghafte Entwicklung der Weltbevölkerung einerseits, durch den Geburtenrückgang in den Industrieländern andererseits Probleme der Bevölkerungsentwicklung wieder stärker ins allgemeine Bewußtsein gelangten, haben gerade ökonomische Ansätze zur Erklärung des generativen Verhaltens an Bedeutung gewonnen. Ihnen ist gemeinsam, daß sie das generative Verhalten als Entscheidungsverhalten auf der Basis von Kosten-Nutzen-Erwägungen betrachten: Die privaten Haushalte setzen ihre begrenzten materiellen und immateriellen Ressourcen so ein, daß der Nutzen maximiert wird (vgl. WANDER, 1979). Dies kann Entscheidungen für oder gegen Kinder implizieren.

Besondere Beachtung hat dabei ein von BECKER (1960) zur Diskussion gestellter Ansatz erlangt. Darstellung 4 zeigt die Grundgedanken in vereinfachter Form.

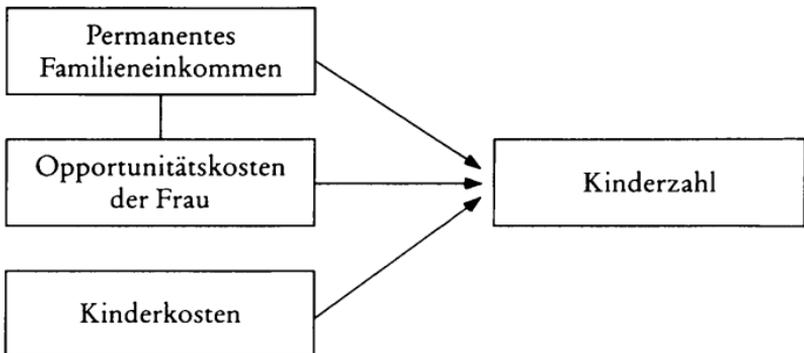
Ein Paar, das vor einer generativen Entscheidung steht, vergleicht demnach den Aufwand und die Folgen des Aufziehens von Kindern mit anderen Aktivitäten, die als Alternativen in Frage kommen. Das



Darst. 4: Ein ökonomisches Modell des generativen Verhaltens nach BECKER (1960).

Kind wird also als Konsumgut betrachtet und mit anderen verglichen. Ausgewählt wird, was den größten Nutzen bringt. Da hier also – im Sinne der mikroökonomischen Konsumtheorie – das Homo-oeconomicus-Modell (vgl. v. ROSENSTIEL und EWALD, 1979) zugrunde gelegt wird, ergibt sich schlüssig, daß ein Ehepaar diejenige Familiengröße verwirklicht, die angesichts der gegebenen Einkommenssituation den größtmöglichen Nutzen garantiert.

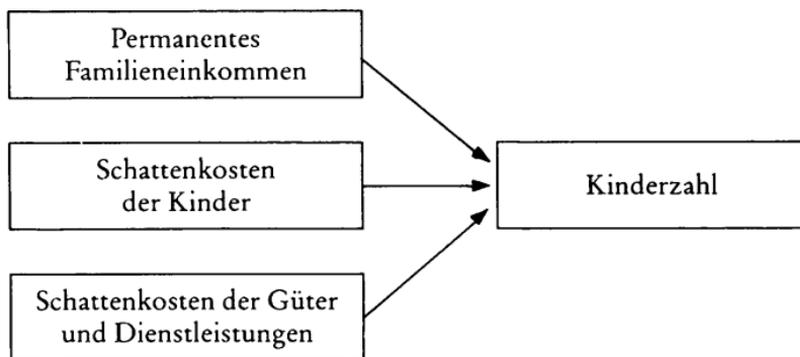
Die zentralen, aus dem Modell ableitbaren Hypothesen, daß sowohl steigende Einkommen als auch sinkende Preise zu einer höheren Kinderzahl führen, konnten allerdings empirisch keine klare Bestätigung finden. Dieser Befund, aber auch die im Modell implizierten Rationalitätsannahmen, die Gleichsetzung der generativen mit der Konsumententscheidung, die inadäquate Berücksichtigung des Paar-Entscheidungsprozesses und die unzureichende Operationalisierung dessen, was unter Einkommen zu verstehen ist, führten zu vielfältiger Kritik (vgl. zusammenfassend OPPITZ, 1984) und zu Umformulierungen des Ansatzes – z. B. durch MINCER (1963). Darstellung 5 zeigt dessen Ansatz:



Darst. 5: Ein ökonomisches Modell des generativen Verhaltens nach MINCER (1963).

MINCER geht davon aus, daß nicht das gegenwärtige, sondern das langfristige Durchschnittseinkommen, in das auch Erwartungen eingehen und das als permanentes Familieneinkommen (vgl. FRIEDMAN, 1963) bezeichnet wird, die Kinderzahl beeinflusst. Nicht nur die Kosten für Kinder seien für die Kinderzahl bedeutsam, sondern auch die sogenannten Opportunitätskosten. Diese ergeben sich vor allem aus dem durch die Erziehungsarbeit bedingten Verzicht der Frau auf Erwerbstätigkeit und damit auf mögliches Einkommen.

Weitere Modifikationen dieses Ansatzes wurden von der "New-Home-Oeconomics", der neuen Haushaltstheorie, erarbeitet (LANCASTER, 1971; WILLIS, 1973). Der Haushalt wird hierbei nicht nur als Konsumeinheit, sondern auch als Produktionseinheit gesehen, die Zeit und Güter so kombiniert, daß nutzenmaximierend sogenannte "basic commodities" wie z. B. Gesundheit, Erziehung, Prestige, Bildung optimal produziert werden. Für den Haushalt wird also vor allem die Verwendung der knappen Zeit zum Problem. Wird diese z. B. für die Einkommenserzielung genutzt, so können zwar Güter gekauft, aber kaum noch genutzt werden, da keine Zeit dafür bleibt. Das Modell von WILLIS (1973), das Darstellung 6 zeigt, bezieht diese Überlegungen auf das generative Verhalten.



Darst. 6: Ein ökonomisches Modell des generativen Verhaltens nach WILLIS (1973).

Die Kinderzahl ist demnach nicht nur vom bereits besprochenen permanenten Familieneinkommen, sondern auch von den „Schattenkosten“ der Kinder und den Schattenkosten der Güter und Dienstleistungen abhängig.

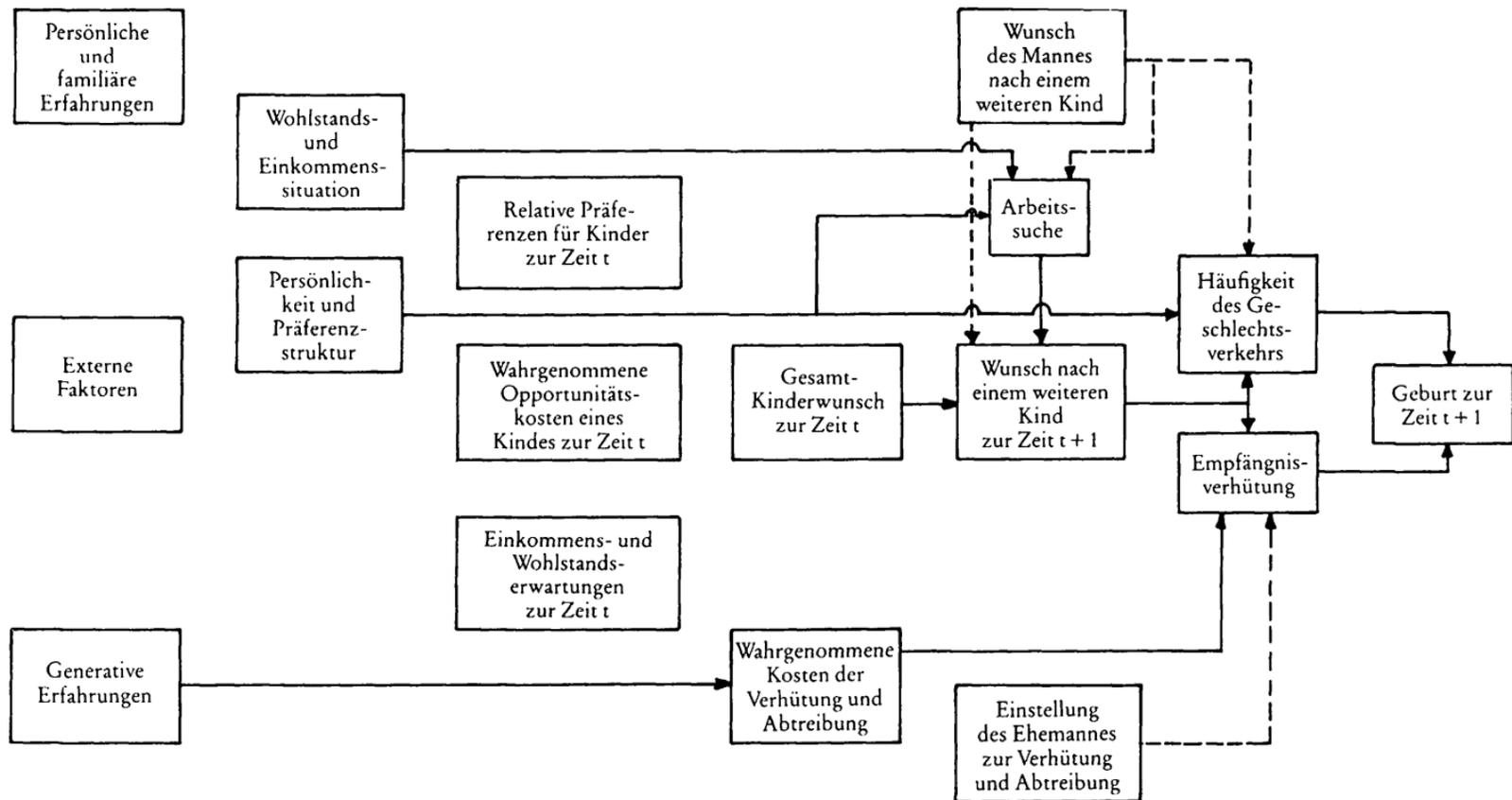
Die in jüngster Zeit besonders intensiv diskutierten ökonomischen Ansätze sind dadurch gekennzeichnet, daß sie soziologische

bzw. psychologische Variablen in ihre Überlegungen miteinbeziehen. Dies gilt insbesondere für die Modelle von LEIBENSTEIN (1975), EASTERLIN (1978) und TURCHI (1981). LEIBENSTEINS Ansatz ist insofern sozioökonomisch, als er von einem erweiterten Verursachungsbündel generativen Verhaltens ausgeht. Das Familieneinkommen wirkt direkt, der sozioökonomische Status einer Familie indirekt über die Lebensansprüche auf die Kinderzahl. EASTERLIN bezieht noch ausdrücklicher als LEIBENSTEIN soziologische Variablen in sein ökonomisches Konzept mit ein. Nach seiner Vorstellung hängt die Kinderzahl nicht nur direkt oder indirekt von ökonomischen Größen wie Kinderkosten, Preisen der Güter und Dienstleistungen, Opportunitätskosten der Frau und dem potentiellen Einkommen ab, sondern auch von der Empfängnisverhütung, von den Ansprüchen an Kinder und den Lebensansprüchen, die wiederum durch soziodemographische Faktoren und soziale Normen mitbestimmt werden.

Obwohl der Ansatz EASTERLINS eine breite Resonanz fand, läßt sich eine Wertung nur schwer vornehmen. Eine Vielzahl der Modellvariablen, wie z. B. das potentielle Einkommen oder die Ansprüche an Kinder, sind nicht operationalisiert, so daß eine empirische Überprüfung des Modells in adäquater Form nicht vorgenommen werden konnte.

Eine sehr lebhaft diskutierte Diskussion löste schließlich der differenzierte sozioökonomische Erklärungsansatz von TURCHI (1981) aus, der abschließend knapp diskutiert werden soll und den Darstellung 7 zeigt.

Die Grenze der ökonomischen Erklärungsansätze ist hier bereits ansatzweise überschritten, da auch soziologische und psychologische Determinanten integriert wurden. Das Modell hat das Ziel, den gesamten Kinderwunsch der Frau zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erklären. Dieser Wunsch zum Zeitpunkt t wird bestimmt durch die relative Präferenz für Kinder zur Zeit t gegenüber sonstigen Aktivitäten, für die man Zeit und Geld benötigt, die wahrgenommenen Opportunitätskosten eines Kindes und die Einkommens- und Wohlstandserwartung zum Zeitpunkt t . Diese Determinanten stehen in Interaktion mit externen Größen, wie z. B. der sozialen und wirtschaftlichen Lage des Paares und seiner persönlichen, familiären und spezifisch generativen Erfahrung. Da im Regelfall ein Paar nicht alle Kinder zu einem Zeitpunkt bekommt, ist das Modell sequentiell konzipiert. Dabei wird sichtbar, daß die Paarinteraktion unter Einbeziehung möglicher Konflikte von Ver-



Darst. 7: Ein sozioökonomisches Modell des generativen Verhaltens nach TURCHI (1981).

haltensweisen, die als Alternativen zum generativen Verhalten interpretiert werden können, betrachtet und auch Empfängnisverhütung berücksichtigt wird. Der Einfluß des Ehemannes auf die generativen Entscheidungen ist in der Darstellung durch gestrichelte Linien symbolisiert. Dabei wird sichtbar, daß der Ehemann einen direkten Einfluß auf den Wunsch der Frau nach einem weiteren Kind hat, auf die Entscheidung, ob sie einer Arbeit nachgehen soll oder nicht und schließlich auf die Empfängnisverhütung. Obwohl auch zum Modell von TURCHI bislang nur unzureichende empirische Evidenz vorliegt, ist es für die Art, in der sich moderne ökonomische Erklärungsansätze generativen Verhaltens weiterentwickeln, symptomatisch. Man beschränkt sich nicht auf rein wirtschaftliche Einflußgrößen wie das Einkommen, sondern zieht soziologische und psychologische Variablen ergänzend hinzu. Der Grund ist naheliegend: Zwar kann der Einfluß ökonomischer Variablen auf generative Entscheidungen kaum geleugnet werden; selbstverständlich ist es von Bedeutung, ob innerhalb einer Kultur das Kind – man denke an bäuerliche Familien vergangener Zeit – ein Produktionsfaktor ist, z. B. als unbezahlte Arbeitskraft auf dem Hof, oder ob das Kind – wie in modernen städtischen Familien der Industrieländer – einen Kostenfaktor darstellt und deshalb als Konsumgut interpretiert werden kann. Sicherlich ist es auch von Bedeutung, ob die Altersversorgung der Eltern über einen anonymen Versicherungsträger erfolgt oder ob die eigene Altersversorgung davon abhängig ist, daß die eigenen Kinder die Verantwortung dafür übernehmen. Sieht man allerdings die aktuelle Situation in den modernen Industriestaaten, so spricht erhebliche empirische Evidenz dafür, daß der Einfluß rein ökonomischer Variablen auf generative Entscheidungen gering ist. In einer umfangreichen und sehr gründlichen empirischen Analyse gingen STRÜMPFEL et al. (1976) in den Vereinigten Staaten von Amerika der Frage nach, ob und wie ökonomische Variable das generative Verhalten beeinflussen. Faßt man die Ergebnisse grob zusammen, so läßt sich sagen: Der Einfluß der ökonomischen Variablen ist minimal und annähernd zu vernachlässigen. So überrascht es denn nicht, daß gerade in jüngster Zeit soziologische und psychologische Erklärungsansätze des generativen Verhaltens ein erhöhtes Interesse gefunden haben.

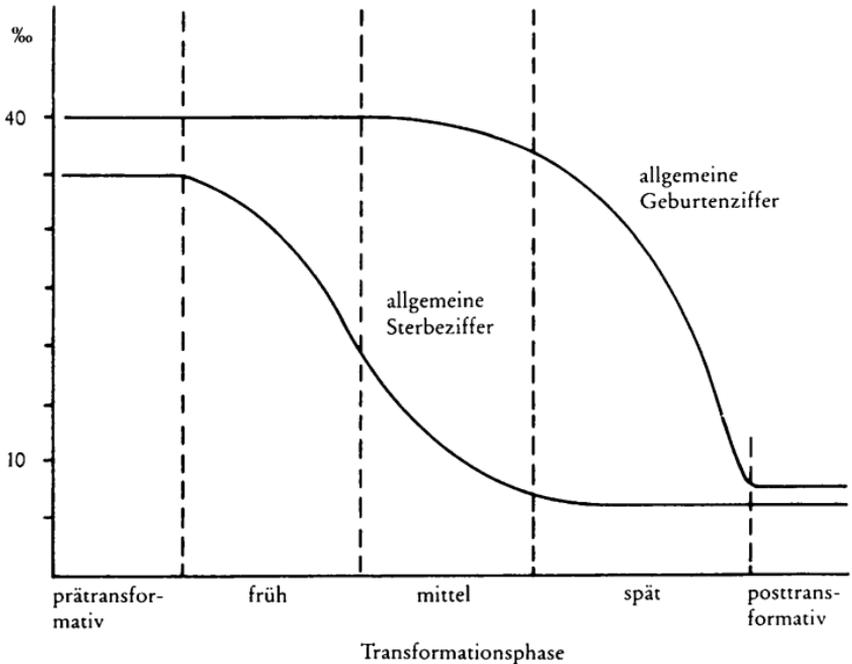
5. Soziologische Erklärungsansätze

Gemeinsam ist den soziologisch orientierten Ansätzen zur Erklärung des generativen Verhaltens die Annahme, daß dieses vor allem durch gesellschaftliche Faktoren bestimmt sei. Soziale Normen sind es also, die das generative Verhalten prägen, was konkret bedeutet, daß das generative Verhalten von Menschen davon abhängt, in welcher Kultur oder in welchem gesellschaftlichen Umfeld sie leben und welcher sozialen Gruppe sie angehören bzw. angehören möchten.

Die wohl bekannteste und auch bedeutsamste soziologische Bevölkerungstheorie ist die des „demographischen Überganges“ (SCHMID, 1980). Sie geht in ihren Grundüberlegungen auf LANDRY (1909) zurück, wurde von THOMPSON (1929) systematisiert und schließlich von NOTESTEIN (1945) in die heute meistdiskutierte Form gebracht. Die zentralen Gedanken der Theorie zeigt die Darstellung 8.

Die Theorie postuliert für Zeiten des „demographischen Überganges“ fünf Phasen. In der ersten sind Geburten- und Sterbeziffern hoch; die Bevölkerung ist stabil. In der zweiten gehen zunächst die Sterbeziffern nach unten, während die Geburtenziffern auf ihrem hohen Niveau bleiben; es kommt zu einem starken Bevölkerungswachstum. Begründet wird dies durch externe Effekte, wie z. B. bessere ärztliche Versorgung bei sonst nicht verändertem generativen Verhalten. In der Phase 3, der Epoche des Umschwungs, sinken die Sterbeziffern weiter, aber auch die Geburtenrate geht als Folge des Erreichens einer bestimmten Stufe der Modernisierung zurück. In der sogenannten Einlenkphase, der Phase 4, hat die „medizinische Revolution“ die Sterbeziffer auf ein kaum noch zu unterschreitendes niedriges Niveau gedrückt, während die Geburtenziffer noch weiter sinkt. Schließlich, in der Phase 5, pendeln Sterbe- und Geburtenziffern sich auf einem niedrigen Niveau ein; die Bevölkerung wird dadurch stabilisiert.

Die Theorie des demographischen Überganges, die die Bevölkerungsentwicklung als Transformation einer agrarischen in eine industrielle Bevölkerungsweise beschreiben und erklären will, scheint in überzeugender Weise Bevölkerungsentwicklungen während der letzten drei Jahrhunderte abzubilden. Es erscheint allerdings fraglich, ob die Theorie zur Prognose eines Rückganges des Bevölkerungswachstums in den Entwicklungsländern geeignet ist. Aus vielerlei Gründen sind Zweifel daran angebracht, daß diese Nationen



Darst. 8: Schematische Darstellung des demographischen Übergangs
(nach: BOLTE et al., 1980, S. 193).

die industriellen und demographischen Erfahrungen der heutigen Industrienationen durchmachen werden (v. LÖSCH, 1974).

Die Theorie des demographischen Überganges wurde in Deutschland durch MACKENROTH (1953) weiter differenziert. In seiner Industrialisierungstheorie wird von der Annahme ausgegangen, daß jede historische Epoche ihre eigenen Bevölkerungsgesetze hat. MACKENROTH legt nun die geschichtliche Entwicklung europäischer Bevölkerungen dar, wobei er typische „Bevölkerungsweisen“ herausarbeitete, die sich aus Unterschieden der sozialen Strukturen, der Kulturen und des Fortpflanzungsverhaltens ergeben. Unter Einbezug des bisher erarbeiteten Kenntnisstandes geht MACKENROTH in seiner historisch-soziologischen Betrachtungsweise davon aus, daß der Bevölkerungsvorgang wie jeder andere Lebensvorgang auch eine rein naturale Seite hat. Die entscheidenden Prozesse vollziehen sich innerhalb dieses physiologisch-biologischen Rahmens, wobei allerdings das generative Verhalten des Menschen erheblich differenziert und modifiziert werden kann. Es wird in entscheidendem Maße überformt durch soziale und ökonomische Verhältnisse.

Aus der Sicht einer einzelnen Person ergeben sich nach MACKENROTH (1953, S. 330) drei Bestimmungsgrößen des generativen Verhaltens:

- Das physische Können.
- Das soziale Dürfen.
- Das persönliche Wollen.

Diese drei Variablen lassen sich auffächern, wobei hier auf Gliederungsaspekte, die PULTE (1972, S. 74) vorgeschlagen hat, zurückgegriffen wird.

– Unter physischem Können werden die biologischen Gegebenheiten des generativen Verhaltens zusammengefaßt. Hier geht es um die Zeugungs- und Gebärfähigkeit sowie die durch das Lebensalter gegebenen Begrenzungen. Zu achten ist hier also auf Geschlechterproportion, Impotenz, Sterilität, Fehlgeburtenrate etc. Da der physiologische Rahmen sehr weit gesteckt ist, erscheint er schwer operationalisierbar. MACKENROTH geht allerdings davon aus, daß das physische Können nur einen geringen Varianzanteil des generativen Verhaltens erklärt.

– Die sozialen Schranken besagen, daß individuelles Verhalten in erheblichem Maße durch die im Zuge der Sozialisation überformten Wesenszüge bestimmt wird. Daraus ergeben sich im Bereich des generativen Verhaltens z. B. soziale Normen hinsichtlich der als erwünscht angesehenen Kinderzahl pro Familie.

– Die Berücksichtigung der materiellen Situation beinhaltet, daß von bedeutsamen Beziehungen zwischen der sozioökonomischen Lage und dem generativen Verhalten von Personen ausgegangen wird. Der Einfluß sowohl der gesamtgesellschaftlichen als auch der individuellen ökonomischen Verhältnisse wird allerdings gefiltert, zum einen durch die Institutionen, zum anderen durch die unterschiedlichen Erlebnisweisen einzelner Personen.

– Das persönliche Wollen thematisiert die individuelle und willentliche Gestaltung des generativen Verhaltens, wie es etwa im persönlichen Kinderwunsch zum Ausdruck kommt. Der Umfang dieses persönlichen Entscheidungsspielraumes hängt von der Entwicklungsstufe des Landes, in dem man lebt, und von der Zugehörigkeit und Einbindung in bestimmte soziale Schichten ab. Für Industriegesellschaften dürfte gelten, daß die soziale Normierung der Partnerbeziehungen und des generativen Verhaltens zurückgegangen ist.

– Spezifisch herausgestellt wird der soziale Wandel, der die Abhängigkeit des generativen Verhaltens vom sozialen, ökonomischen

und technischen Wandel thematisiert. Diese Abhängigkeit wird in Zeiten rascher Veränderungen – etwa bei der Industrialisierung eines Agrarlandes oder der Ausdehnung urbaner Zonen – besonders sichtbar.

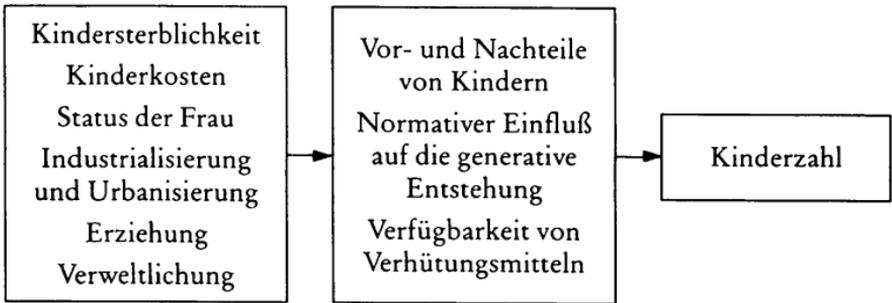
Die Kombinationen der unterschiedlichen Ausprägungen von Teilaspekten generativer Verhaltensweisen, die der Beobachtung und der Messung zugänglich sind, ergeben in ihrem Zusammenspiel die generative Struktur oder Bevölkerungsweise bestimmter sozialer Einheiten, z. B. sozialer Schichten. Folgende Elemente, die eine solche generative Struktur bilden, sind nach MACKENROTH bedeutsam und statistisch erfassbar:

- Heiratsstruktur: durchschnittliches Heiratsalter, Heiratshäufigkeit, Scheidungshäufigkeit.
- Struktur der Fruchtbarkeit: eheliche Fruchtbarkeit, uneheliche Fruchtbarkeit, Gebäralter und Geburtenfolge, Fehl- und Totgeburtenhäufigkeit.
- Struktur der Sterblichkeit: Säuglingssterblichkeit, Kleinkindersterblichkeit, Jugendlichensterblichkeit, Erwachsenensterblichkeit, Greisensterblichkeit.

MACKENROTH hat innerhalb seines theoretischen Ansatzes zu zeigen versucht, daß Kinder das Ergebnis eines zwar biologisch fundierten, aber sozial überformten, mehr oder weniger bewußten menschlichen Handelns sind. Soziologisch ist seine Betrachtung insoweit, als nicht individualpsychologische Determinanten im Vordergrund stehen, sondern deren soziale Prägung, die sich aus der jeweiligen historischen und sozialen Lebenssituation ergibt. Aufgrund dieser Argumentation kommt MACKENROTH zu dem Schluß, die in Westeuropa bis jetzt festzustellenden Änderungen generativen Verhaltens als allgemeingültig für Wandlungen von einer vorindustriellen zu einer industriellen Bevölkerungsweise anzusehen. Diese Schlußfolgerung erscheint allerdings voreilig. Es gibt inzwischen vielfältige Hinweise, die für sich entwickelnde Länder in der Phase beginnender Industrialisierung andersartige Wandlungen generativen Verhaltens sichtbar werden ließen. Dies weist auf die Notwendigkeit der Erforschung jener Bedingungen hin, die Menschen bei ähnlichen sozialen und ökonomischen Veränderungen zu unterschiedlichen Verhaltensweisen veranlassen.

Derartige Überlegungen spielten auch eine Rolle bei der Entwicklung des mikrosoziologischen Erklärungsansatzes von COALE (1972). Der Autor stellte bei der Sichtung einschlägigen Datenmaterials fest, daß große regionale Unterschiede im Wandel des genera-

tiven Verhaltens bestehen, die sich nicht allein aus sozialen und ökonomischen Differenzen erklären lassen. Seine daraus abgeleiteten Überlegungen zeigt Darstellung 9:



Darst. 9: Ein soziologisches Modell des generativen Verhaltens nach COALE (1972).

Der Autor geht also davon aus, daß soziale und ökonomische Bedingungen nicht direkt, sondern vermittelt über drei wichtige intervenierende Variablen auf das generative Verhalten wirken:

1. Die gewählte Kinderzahl muß wahrgenommene ökonomische und sonstige Vorteile für ein Paar haben.
2. Empfängnisverhütung und generative Entscheidungen müssen sozialen Normen entsprechen. Hier ist z. B. an die Normen hinsichtlich der Familienplanung und der Familiengröße zu denken.
3. Mittel zur Empfängnisverhütung müssen verfügbar sein.

Das Modell ist vor allem für die Erklärung des Geburtenrückganges gedacht. Es hat allerdings nur heuristischen Wert, da es nichts darüber aussagt, wie die einzelnen Bedingungsvariablen aufeinander wirken und wie sie interagieren. Empirisch überprüfbare Hypothesen sind aus dem Ansatz nicht ableitbar.

Während es das Ziel der soeben diskutierten soziologischen Ansätze ist, den Wandel generativen Verhaltens in der historischen Perspektive zu erklären und somit zum Verständnis des demographischen Überganges beizutragen, gibt es andere Modelle, die – bei Verzicht auf die historische Dimension – aktuelles generatives Verhalten mit Hilfe soziologischer Konzepte klären. So hat FREEDMAN (1975) – aufbauend auf einem mikrosoziologischen Klassifikationsraster von DAVIS und BLAKE (1956) – versucht, beobachtbares generatives Verhalten über das Konzept sozialer Normen verständlich zu machen. Es erscheint allerdings fraglich, ob Nor-

men, die sich auf das sexuelle Verhalten, die Familiengröße etc. beziehen, in modernen industriellen oder postindustriellen Gesellschaften die Kinderzahl entscheidend bestimmen. Es scheint, daß allgemeine Normen hier eine untergeordnete Bedeutung haben, was man u. a. daran sieht, daß Abweichungen vom Modalwert kaum soziale Sanktionen nach sich ziehen. HILL et al. (1959) nehmen sogar an, daß Normen hinsichtlich der Familiengröße eher Folge als Ursache des beobachtbaren generativen Verhaltens sind.

Weiterzuführen scheinen dagegen rollentheoretische Ansätze (vgl. TOBIN, 1976; SCANZONI, 1978; MILLER, 1980; URDZE und RERRICH, 1981). Insbesondere die Rolle der Frau und der Wandel ihres Rollenverständnisses wurde dabei für die Erklärung generativen Verhaltens herangezogen. SCANZONI hat sich in seinen Arbeiten dagegen nicht nur auf die Rolle der Frau, sondern auch verstärkt auf die des Mannes bezogen und die eheliche Rollenstruktur analysiert. Er sieht innerhalb der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung in der Familie eine Zuweisung von Vor- und Nachteilen an die Partner, die das generative Verhalten entscheidend beeinflusst. SCANZONI (1978) hat dabei versucht, die Geschlechterrollen zu operationalisieren und in den empirischen Analysen gewonnene Ergebnisse in Beziehung zum generativen Verhalten zu setzen. Dabei wurden die verschiedenen Dimensionen der Geschlechterrollen auf eine zentrale Dimension projiziert, die zwischen den Polen „traditionell“ und „modern“ aufgespannt ist. Modernität ist u. a. dadurch bestimmt, daß das Heiratsalter steigt, die Berufstätigkeit der Frau zunimmt, zuverlässige Empfängnisverhütung betrieben wird und der Zeitraum zwischen der Heirat und der Geburt des ersten Kindes sich vergrößert. Kinderwunsch und Kinderzahl gehen zurück.

Insgesamt zeigte sich, daß

- Paare, die im höheren Lebensalter heiraten und länger bis zur Geburt des ersten Kindes warten, insgesamt weniger Kinder bekommen;
- ein höheres Heiratsalter und Berufstätigkeit der Frau ein Hin-ausschieben der Geburt des ersten Kindes bewirken;
- voll berufstätige Frauen einen geringeren Kinderwunsch haben;
- ein hoher Kinderwunsch die Anwendung zuverlässiger Empfängnisverhütung reduziert und
- zuverlässige Empfängnisverhütung die Kinderzahl zurückgehen läßt.

Der rollentheoretische Ansatz scheint besser als andere bisher besprochene zu erklären, warum z. B. Familien, die unter gleichen

ökonomischen und sozialen Bedingungen leben, unterschiedlich viele Kinder haben. Kritik hat der Ansatz (vgl. BAGOZZI und VAN LOO, 1978) dennoch u. a. deshalb gefunden, weil die Konflikthaftigkeit der ehelichen Rollenstruktur nicht ausreichend berücksichtigt wurde und die Verlaufsdynamik der Rollengense sowie die informellen sozialen Interaktionen und Prozesse zwischen den Ehepartnern vernachlässigt wurden.

Werden allerdings derartige Prozesse eingehend analysiert, so erscheint es erforderlich, individuelles Erleben und Verhalten zu erfassen sowie Modelle zu konzipieren, die die Verlaufsdynamik des Interaktionsgeschehens zwischen den Partnern oder – darüber hinausgehend – in der Familie adäquat abbilden. Damit allerdings wäre die soziologische Betrachtungsweise bereits überschritten und die Forderung nach einer Bevölkerungspsychologie thematisiert. Um die Fundierung einer solchen Bevölkerungspsychologie soll es im nachfolgenden Abschnitt gehen.

III. GRUNDLAGEN EINER EMPIRISCHEN BEVÖLKERUNGSPSYCHOLOGIE

1. Gründe für eine empirische Bevölkerungspsychologie

Die moderne Psychologie versteht sich als Erfahrungswissenschaft. Entsprechend ist sie bemüht, mit empirischen Forschungsmethoden ihren Gegenstand – menschliches Erleben und Verhalten – zu beschreiben, zu erklären, zu prognostizieren sowie Wege zur Beeinflussung aufzuweisen. Die Beschäftigung mit menschlichem Erleben und Verhalten kann aus verschiedenen Interessenlagen gespeist sein. Geht es um Erkenntnis um ihrer selbst willen, so spricht man meist von einer sogenannten theoretischen Psychologie; kommen die Forschungsfragen aus konkreten – meist interessegebundenen – Problemwahrnehmungen, so entwickelt sich eine spezifische angewandte Psychologie; wird dagegen psychologisches Wissen von der Praxis routinemäßig zur Problemlösung herangezogen, soll also psychologische Erkenntnis genutzt und sozialtechnisch verwertet werden, so spricht man von praktischer Psychologie (vgl. IRLE, 1975; HERRMANN, 1979; v. ROSENSTIEL und NEUMANN, 1982). Wenn also in jüngster Zeit, in der Bevölkerungsprobleme zu einem in Politik und Gesellschaft viel diskutierten Gegenstand werden, die Entwicklung einer Bevölkerungspsychologie beobachtet werden kann, so darf man annehmen, daß es hier nicht um Erkenntnis um ihrer selbst willen geht, zumindest nicht allein, sondern daß interessegebundene, von außen kommende Fragestellungen eine wesentliche Rolle spielen und Nutzungserwartungen an die Forschungsergebnisse geknüpft sind.

Sieht man in Geburt, Wanderung und Tod die drei zentralen Gegenstandsbereiche der Bevölkerungswissenschaft, so steht außer Frage, daß sich die Bevölkerungspsychologie dem Gegenstandsbereich der Geburt, also dem generativen Verhalten, und zwar fast ausschließlich, zugewandt hat. Am Beispiel des generativen Verhaltens soll auch gezeigt werden, warum sich eine Bevölkerungspsychologie in Ansätzen entwickelte und warum sie dies nicht früher tat.

Generatives Verhalten – das Insgesamt von Verhaltensweisen also,

die die Geburt und das Aufziehen von Kindern fördern oder behindern – ist ein Verhalten wie anderes auch. Da das Verhalten als Teilgegenstand der Psychologie definiert wurde, wäre es naheliegend anzunehmen, daß die Psychologie stets eine Teildisziplin der Bevölkerungswissenschaft gewesen ist. Warum war dies nicht der Fall?

In der Bevölkerungswissenschaft geht es nicht um das, was der einzelne erlebt, wie er sich verhält. Im Mittelpunkt des Interesses stehen jene aggregierten Phänomene, aus denen sich Bevölkerungsbewegungen ergeben. Der Rückgriff auf Eigenheiten menschlichen Erlebens und Verhaltens erscheint zur Erklärung dieser Phänomene nicht erforderlich, wenn sich diese aus anderen – leichter zu erfassenden – Parametern ebensogut analysieren lassen. Dies sei an einem Beispiel erläutert. Man stelle sich eine Gesellschaft vor, in der das sexuelle Verhalten allein durch biologische Triebe geregelt und die Geburt von Kindern allein von der Fruchtbarkeit der Eltern abhängig ist. Selbstverständlich ist anzunehmen, daß auch in einer solchen Gesellschaft das generative Verhalten begleitet ist von Erlebnissen der Lust und des Schmerzes, der Hoffnung und der Enttäuschung. Dies jedoch erscheint irrelevant für das bevölkerungswissenschaftlich interessierende Phänomen: die Zahl der Geburten. Bei der hier geschilderten Konstellation wäre eine Bevölkerungsstatistik ausreichend für die Beschreibung der Population, und eine Bevölkerungsbiologie sowie eine Bevölkerungsmedizin wären bestens dafür geeignet, Bevölkerungsbewegungen zu erklären und zu prognostizieren. Im engeren Sinne naturwissenschaftliche Methoden wären dann auch die Methoden einer für die geschilderte Situation adäquaten Bevölkerungswissenschaft.

Es war nun zuvor schon gezeigt worden, daß dies kein angemessener Weg ist. Aber auch der Erklärungs- und Prognosewert der zuvor besprochenen ökonomischen und soziologischen Ansätze erschien unzureichend. Der Freiraum des einzelnen auf dem Gebiet des generativen Verhaltens ist – zumindest in den westlichen Industrienationen – so groß, daß die generativen Entscheidungen aus den soziologischen Variablen nicht allein vorhergesagt werden können. Der individuelle Kinderwunsch wird zu einer wesentlichen Determinante des generativen Verhaltens und damit der Kinderzahl (vgl. SCHMID, 1980). Das „individuelle Wollen“ rückt in den Vordergrund. Und wenn die situative Ermöglichung – positiv gesehen als Anwesenheit einer ausreichenden ökonomischen Basis und eines Partners, negativ gesehen als Verfügbarkeit über zuverlässige Empfängnisverhütungsmittel – gegeben ist und die Realisierung

des Wollens sichert, so ist hier der Ansatz für eine Psychologie des generativen Verhaltens und damit für den Einstieg der Psychologie in die Bevölkerungswissenschaft zu suchen.

Eine Differenzierung ist jedoch an dieser Stelle noch angebracht. Das bevölkerungswissenschaftliche Interesse richtet sich auf Bevölkerungsstrukturen und Bevölkerungsbewegungen auf aggregiertem Niveau. Dies bedeutet z. B., daß die Altersstruktur, die Geburten- oder Sterberate, Wanderungsbewegungen u. ä. innerhalb eines Landes, in bestimmten sozialen Schichten, der städtischen im Vergleich zur ländlichen Bevölkerung oder in anderen umschreibbaren Gruppen, interessieren, nicht dagegen, warum vielleicht innerhalb einer derartigen Gruppe eine Familie gar keine, eine andere dagegen fünf Kinder hat.

Die Analyse jener Motive, die schwangere Frauen bei der Entscheidung für oder gegen einen Schwangerschaftsabbruch bewegen (vgl. JUNGERMANN et al., 1981) oder die für ein junges Paar vor der Entscheidung für oder gegen ein weiteres Kind ausschlaggebend sind (vgl. TOWNES et al., 1977), sind zwar von erheblichem psychologischen Interesse, wenn man z. B. an die Beratungspraxis denkt. Sie erscheinen allerdings bevölkerungswissenschaftlich bestenfalls zweitrangig bedeutsam, solange sie auf individuelle Fälle beschränkt bleiben und sich als ungeeignet erweisen, auf aggregiertem Niveau interessante Phänomene der Struktur und des Prozesses zu erklären.

Bei der Analyse auf aggregiertem Niveau sollte man allerdings nicht nur auf das Durchschnittliche, die „Mittelwerte“ achten, sondern auch auf die Varianz, die „Streuung“. Häufig hört man ja von Personen, die gewohnt sind, ihre Analysen auf aggregiertem Niveau vorzunehmen, das Argument, daß die Streuung vernachlässigt werden könne oder als Fehler, als „noise“ abgetan werden könne, solange die Mittelwerte davon unberührt blieben (vgl. v. ROSENSTIEL, 1980). Tatsächlich aber erscheint es lohnend, nach Korrelaten derartiger Streuungen zu suchen, die zum Ergebnis haben, daß die Streuung nicht mehr Fehlerstreuung, sondern erklärbares Phänomen ist. So können innerhalb einer durch ökonomische oder soziologische Kriterien umschriebenen Gruppe feststellbare Streuungen des generativen Verhaltens die Hypothese begründen, daß sich innerhalb dieser Gruppierung verschiedene „generative Strukturen“ (MACKENROTH, 1953) nebeneinander finden lassen. Diese generativen Strukturen – relativ stabile Formen generativen Verhaltens, die sich unter bestimmten Lebensbedingungen bei bestimmten

Personengruppen herausbilden und in ihrer Zusammenfassung die Bevölkerungsbewegung ausmachen – lassen sich in einer Zeit, in der eben nicht mehr herkömmliche ökonomische und gesellschaftliche Einflußgrößen allein zur Erklärung des generativen Verhaltens taugen, sondern der individuelle Kinderwunsch (vgl. SCHMID, 1980) eine größere Bedeutung gewinnt, über psychologisch zu erklärende Merkmale der Person begründen.

Damit sei dem Psychologismus keineswegs das Wort geredet. Selbstverständlich entwickeln sich die angesprochenen psychischen Merkmale nicht unabhängig von der gesellschaftlichen und historischen Situation. Allerdings entstehen sie in einem komplexen Geflecht von Anlage- und Umweltfaktoren, wobei diese Umweltfaktoren wiederum selektiv wahrgenommen und unterschiedlich interpretiert und verarbeitet werden. Deshalb kann man aus den objektiv zu ermittelnden ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen nicht prognostizieren, wie sie vom einzelnen aktuell aufgenommen und innerhalb des Sozialisationsprozesses verarbeitet werden. Die Analyse auf der Ebene des Psychischen – des Erlebens und Verhaltens – wird daher sinnvoll und zweckmäßig.

Bevölkerungsphänomene können als komplexe Probleme interpretiert werden, die unter verschiedenen Aspekten – medizinischen, biologischen, politologischen, ökonomischen, soziologischen, aber auch psychologischen – gesehen werden können. Jede dieser Sichtweisen allein ist Aspektspezialisierung (vgl. v. ROSENSTIEL, 1980); bedenkt man nur einen Aspekt, so sollte man sich der damit verbundenen Vereinseitigung bewußt sein.

2. Gegenstand der Bevölkerungspsychologie

Sieht man in einer Wissenschaft ein System von Erkenntnissen aus einem Gegenstandsbereich, so ist Bevölkerung der Gegenstand der Bevölkerungswissenschaft. Die Bevölkerungspsychologie hat diesen Gegenstand mit den anderen zuvor skizzierten Wissenschaften von der Bevölkerung gemein. Sie unterscheidet sich von diesen durch den Aspekt, unter dem sie ihn wahrnimmt: den Aspekt des Erlebens und Verhaltens.

Erinnert man sich an die zuvor getroffene Unterscheidung zwischen der theoretischen, der angewandten und der praktischen Psychologie und sieht man die Bevölkerungspsychologie nun unter der Perspektive dieser Klassifikation, so läßt sie sich recht eindeutig

der angewandten Psychologie zurechnen – zumindest was ihren Status in der Bundesrepublik Deutschland betrifft.

Würde man den Versuch machen, den Gegenstand der empirisch vorfindbaren Bevölkerungspsychologie aus dem zu erschließen, was konkret in der Forschung geleistet wird, so könnte man – aus den bereits dargelegten Gründen – auch von einer Psychologie des generativen Verhaltens sprechen.

Sieht man dagegen die Bevölkerungspsychologie nicht bloß deskriptiv, sondern systematisch und programmatisch, so ergibt sich der Gegenstand der Bevölkerungspsychologie aus dem, was zuvor auf die Frage: „Was ist Bevölkerung?“ geantwortet wurde. Struktur und Prozeß der Bevölkerung lassen sich aus Geburt, Wanderung und Tod erklären, wobei akzentuierend quantitative und qualitative Dimensionen unterschieden werden können. Ein Psychologe, der sich mit Fragen der Bevölkerung auseinandersetzt, steht nun vor der analytischen Aufgabe, zu ermitteln, unter welchen Aspekten individuelles Erleben und Verhalten Bevölkerung im eben beschriebenen Sinne determinieren oder aber aus Bevölkerungsphänomenen folgen. Bevölkerungspsychologie ist überall dort systematisch anzusiedeln, wo Bevölkerungsphänomene im Mittelpunkt stehen, jedoch mit spezifischen Erlebens- und Verhaltensweisen verbunden werden, wobei diese entweder als Ursachen bzw. Determinanten oder aber als Folge der Bevölkerungsphänomene analysiert werden können. Dies sei an einigen Beispielen dargelegt.

2.1 Geburt

Verhaltensweisen, die Zeugung, Geburt und Aufziehen von Kindern begünstigen oder sie behindern, werden als generatives Verhalten bezeichnet. Es wurde bereits dargelegt, wieso diese Verhaltensweisen – indem sie sich aus der strengen Bestimmung durch ökonomische und gesellschaftliche Einflußgrößen lösten – für psychologische Verhaltensanalysen interessant wurden. So gewinnt der Kinderwunsch, eine zumindest hypothetische Determinante der realisierten Kinderzahl (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975; SCHMID, 1980), als Ausdruck der individuellen Motivation eine steigende bevölkerungswissenschaftliche Beachtung. Entsprechendes gilt für den Wunsch nach und die Fähigkeit im Umgang mit Verhütungsmitteln (OETER, 1982) und auch für die Bewertung der Abtreibung und der damit verbundenen Verhaltensweisen (vgl. DAVID et al., 1977).

Eine relativ liberale bzw. liberaler werdende Gesetzgebung sowie Toleranz in bezug auf nichtformalisierte soziale Normen erleichtern den Zugang zu Verhütungsmitteln und zur Abtreibung. Das individuelle Wollen der Frauen bzw. Paare ist somit als Determinante der Nutzung von Verhütungsmitteln oder von Abtreibungsmöglichkeiten wesentlich, womit diese Verhaltensweisen zu einem legitimen Gegenstand der Bevölkerungspsychologie werden.

Aber nicht nur psychische Ursachen, auch psychische Folgen von Bevölkerungsbewegungen sind Gegenstand der Bevölkerungspsychologie. Zeigt sich etwa, daß in Abhängigkeit von der Kinderzahl in der Familie die Eltern-Kind-Beziehungen und das Familienklima (SCHNEEWIND et al, 1983) variieren und daß möglicherweise die besondere Situation in der Ein-Kind-Familie die Herausbildung des Narzißmus fördert (KOHUT, 1973), so sind das gravierende psychologische Folgen des generativen Stiles einer Bevölkerung.

2.2 Wanderung

Hätte es zu Beginn und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits eine anwendungsbezogene empirische Psychologie in Deutschland gegeben, sie hätte sich gewiß dem Thema der Auswanderung zugewandt. Der Dichter FREILIGRATH hat die Fragestellung in Verse gefaßt:

O sagt! Warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
der Schwarzwald steht voll finstrier Tannen.
Im Spessart klingt des Äplers Horn.

Die Auswanderung während des 19. Jahrhunderts bestimmte die Bevölkerungsstruktur Deutschlands in quantitativer und qualitativer Hinsicht nachdrücklich (MARSCHALCK, 1973), sie wäre, was die Motive, Erwartungen und Hoffnungen der Auswanderer einerseits, der Daheimbleibenden andererseits betrifft, ein lohnendes Forschungsfeld für die Psychologie gewesen. Die Ergebnisse hätten ihrerseits wiederum eine nicht unerhebliche Relevanz für bevölkerungspolitische Entscheidungen gewinnen können.

Die Bundesrepublik Deutschland (HUSSMANN et al., 1983) und auch die Deutsche Demokratische Republik (IMSF, 1980) verstehen sich heute kaum als Einwanderungsländer. Man betrachtet die Zuwandernden meist als „Gäste“, die auch wieder gehen werden, obwohl kaum ein Zweifel daran bestehen kann, daß eine größere Zahl

wohl bleiben wird. Durch derartige Zuwanderungen auftretende Probleme sind z. B. im Zusammenhang mit der polnischen Zuwanderung im Ruhrgebiet vor einem Jahrhundert untersucht worden, allerdings nicht unter psychologischer Perspektive (KLESSMANN, 1978).

Auch die Zuwanderung in die Bundesrepublik Deutschland hat durchaus wissenschaftliches Interesse gefunden (z. B. SCHWARZ, 1980), doch stand dabei die psychologische Perspektive nicht im Vordergrund. Dabei verdient es durchaus die Aufmerksamkeit des Psychologen, welche Beweggründe denn für die Zuwanderung ausschlaggebend sind, wie diese sich wandeln, wenn das Gastland konkret erlebt wird, oder wie sie sich modifizieren, wenn die Entscheidung fällt, im Lande zu bleiben oder es wieder zu verlassen bzw. welche Verhaltensweisen der Zuwandernden und der Stammbevölkerung eine Integration behindern oder erleichtern (vgl. hierzu auch die Längsschnittstudie von ROSCH et al., 1980, die die kognitive Situation polnischer Umsiedler in die Bundesrepublik Deutschland aus psychologischer Sicht analysiert). Aber auch das unterschiedliche generative Verhalten der deutschen Bevölkerung und der Zugewanderten auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland erscheint unter psychologischer Perspektive untersuchenswert – auch langfristig gesehen unter der Fragestellung, ob es hier zu Angleichungsprozessen kommt und wie bzw. ob diese motiviert erscheinen.

Bevölkerungswissenschaftlich erscheinen aber auch andere Wanderungen – Binnenwanderungen – durchaus interessant, z. B. vom Grenzgebiet in zentraler gelegene Regionen, vom Land in die Stadt und von dort wieder in das Stadtrandgebiet, vom Norden in den Süden. Man darf annehmen, daß dabei bewußtgewordene Beweggründe und konkretisierte Handlungsalternativen konzeptualisiert werden, die psychologisch analysierbar erscheinen. Wer zieht wann wohin und welche Konsequenzen hat dies in quantitativer und qualitativer Hinsicht für den Bevölkerungsprozeß und für die Bevölkerungsstruktur (BOLTE et al., 1980)?

Und wiederum: Derartige Prozesse und Strukturen wirken sich in vielfältiger Weise auf die Sozialisationsbedingungen z. B. in den verdünnten und in den verdichteten Räumen aus, sie prägen das kulturelle Angebot und den Lebensstil in jenen Regionen, in die bevorzugt alte Menschen ziehen, um dort ihren Ruhestand zu erleben, oder in jenen, in die junge und aktive Personen ziehen, weil sie dort bessere berufliche Möglichkeiten vermuten. Nur wenig Phantasie

ist erforderlich, um auch hier Fragestellungen für die Bevölkerungspsychologie zu entdecken (zu ersten Ansätzen einer „Psychologie der Wanderung“ vgl. CHEMERS et al., 1978; SELL und DE JONG, 1978; s. auch MAREL, 1980).

2.3 Tod

Den Tod wird man so sehr als biologische Notwendigkeit bzw. als Folge krankhafter Entwicklung sehen, daß man geneigt ist, hier gar nicht von „Verhalten“ zu sprechen. Es legt ja schon der Sprachgebrauch nahe, Verhalten stets an den zumindest subjektiv freien oder doch zum Teil freien Willensentscheid zu binden. In Zusammenhang mit dem Tod wird man daher von Verhalten am ehesten in Verbindung mit dem Selbstmord sprechen, einem auch psychologisch fraglos sehr lohnenden Forschungsfeld (vgl. POHLMEIER, 1978), das jedoch unter der übergreifenden Perspektive der Bevölkerungswissenschaft für die Bevölkerungsbewegung und die Bevölkerungsstruktur nur eine marginale Bedeutung hat. Dies stellt sich – wenn man in historischen Perspektiven denkt – anders dar. In nicht wenigen Kulturen war und ist es üblich, daß die Alten selbst in den Tod gehen bzw. von den Jüngeren getötet werden, sobald sie diesen zur Last fallen und keine nützliche Funktion innerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhanges mehr erfüllen (vgl. HAUSER, 1982). Solange dies eine unumstößliche Norm, eine absolute Selbstverständlichkeit ist, hat auch hier die Psychologie wenig Legitimation. Es ist kein Raum für subjektiv freie Entscheidungen gegeben. In Zeiten eines Wandels der Normen, in denen Selbstverständlichkeiten fraglich werden, gewinnt jedoch die individuelle Motivation auf diesem Verhaltensfeld an Bedeutung. Inter- und intraindividuelle Konflikte brechen auf, die möglicherweise für das Bevölkerungsgeschehen von Relevanz sein können und sehr wohl mit Mitteln der Psychologie analysierbar erscheinen.

Es ist aber – geht es um psychologische Aspekte des Todes – nicht erforderlich, in vergangene Zeiten oder fremde Kulturen zu blicken, um den Tod in seinen für den Bevölkerungsprozeß und die Bevölkerungsstruktur relevanten Dimensionen zu analysieren. Wenn man bedenkt, daß in unserer Gesellschaft Lebensverlängerung eines der brisantesten Konfliktthemen ist, Ärzten – auch auf Wunsch des Patienten – selbst passive Sterbehilfe weitgehend untersagt ist, so liegt in den psychologischen Determinanten des Erreichens eines hohen

Lebensalters durchaus ein Forschungsthema für die Psychologie (vgl. auch WITTKOWSKI, 1980).

Aber auch andere Beispiele lassen sich nennen: Das „Abschieben“ der Alten in die institutionelle Versorgung und der dadurch möglicherweise frühere Tod der Vereinsamten könnte ebenso psychologisches Thema werden wie die sich daraus ergebenden qualitativen Folgen für die Familienstruktur, die Sozialisation der Nachwachsenden (z. B. der Enkelgeneration ohne Großeltern) und ihr Leitbild von einer Familie. Offensichtlich sind hier Forschungslücken und bislang noch gänzlich unbearbeitete Felder einer potentiellen Bevölkerungspsychologie (vgl. aber z. B. STROEBE et al., 1980).

3. Methoden der Bevölkerungspsychologie

Die Psychologie versteht sich heute – das ist keineswegs immer so gewesen (vgl. z. B. BÜHLER, 1930) – als Erfahrungswissenschaft. Sie arbeitet deshalb mit den auch in anderen erfahrungsorientierten Sozialwissenschaften gebräuchlichen empirischen Verfahrensweisen. Die „Einheit der Psychologie“ ist allerdings dadurch nicht gewährleistet. Die Deutung und Interpretation der empirisch aufgefundenen Ergebnisse erfolgt unterschiedlich, je nachdem, welchem Wissenschaftsparadigma und damit wohl auch welchem Menschenbild sich der einzelne Psychologe bzw. eine psychologische Schulrichtung verpflichtet weiß. Obwohl die Grenzen hier fließend erscheinen, lassen sich akzentuierend die folgenden vier Grundkonzeptionen (vgl. v. ROSENSTIEL, 1980) unterscheiden:

- Psychologie als Geisteswissenschaft, die der Philosophie verpflichtet ist, den Menschen als einzigartiges und unverwechselbares Wesen interpretiert, entsprechend menschliches Erleben und Verhalten in seiner Individualität zu beschreiben und verstehend nachzuvollziehen sucht, um auf diese Weise zu einer Erfassung und Deutung menschlicher Wesensart im individuellen Fall und im allgemeinen zu gelangen;
- Psychologie als Sozialwissenschaft, die den Menschen als weitgehend offen, als „Tabula rasa“ interpretiert und davon ausgeht, daß zeitlich überdauernde Erlebens- und Verhaltenstendenzen weitestgehend gesellschaftlich geprägt sind. Menschliches Handeln wird als Funktion gegebener gesellschaftlicher Strukturen interpretiert und das menschliche Erleben und Verhalten daher in seiner historischen Dimension gesehen. Die Psychologie als

Sozialwissenschaft ist entsprechend stärker an der Soziologie und an der Geschichtswissenschaft als an den Naturwissenschaften orientiert;

- Psychologie als biologische Wissenschaft, die den Menschen als ein spezifisch entwickeltes Säugetier interpretiert und somit auch menschliche Erlebens- und Verhaltensweisen aus den Gesetzen der Evolution zu erklären sucht, wobei als angeboren angenommene Erlebens- und Verhaltensweisen als Ergebnis von Selektionsprozessen innerhalb der Evolution gesehen werden. Beobachtbare Erlebens- und Verhaltensweisen werden entsprechend vor dem Hintergrund ihrer biologischen Zweckmäßigkeit interpretiert;
- Psychologie als Naturwissenschaft, die am Vorbild der Physik orientiert ist, von einem maschinenartigen Konzept des Menschen ausgeht und das wissenschaftliche Ziel verfolgt, allgemeine und zeitlich überdauernd gültige Gesetze des menschlichen Erlebens und Verhaltens aufzufinden.

Während in den Anfangsphasen einer erfahrungswissenschaftlich orientierten akademischen Psychologie die Psychologie als Naturwissenschaft (vgl. z. B. FECHNER, 1860; WUNDT, 1913) und die Psychologie als Geisteswissenschaft (vgl. DILTHEY, 1924) miteinander rivalisierten und damit auch als Methoden einerseits das Experiment und andererseits das verstehende Nachvollziehen im Vordergrund standen, sind diese beiden Konzepte heute ein wenig in den Hintergrund gerückt. Psychologie wird heute häufiger als Sozialwissenschaft (vgl. IRLE, 1975) und erst in jüngster Zeit wieder verstärkt als eine biologische Wissenschaft (vgl. BISCHOF, 1981) verstanden. Insbesondere für die Bevölkerungspsychologie gilt, daß sie sich in starkem Maße als Sozialwissenschaft interpretiert; fast alle intensiver diskutierten bevölkerungspsychologischen Forschungsansätze sind entsprechend ausgerichtet.

Versteht man nun die Bevölkerungspsychologie als eine der empirischen Sozialwissenschaften, so stellt sich die Frage, wie man methodisch vorzugehen hat, um auf diesem Feld zu einem System von Erkenntnissen zu gelangen.

Empirisch orientiert wissenschaftlich zu arbeiten verbietet es, in beliebiger Weise Informationen zu sammeln und Verbindungen zwischen diesen Informationen herzustellen. Vor der Datengewinnung steht die Bildung theoretischer Konzepte. Aus der Theorie lassen sich dann Hypothesen ableiten, die im Zuge der Forschungsarbeiten empirisch zu überprüfen sind. Bevor man allerdings diese Prü-

fungen vornimmt, ist ein besonders gewichtiger Arbeitsschritt vorzunehmen: die Operationalisierung. Dies sei hier nicht ausführlich beschrieben. Verwiesen sei z. B. auf PRIM und TILMANN (1973) und auf Operationalisierungs-Beispiele aus der Bevölkerungspsychologie im Teil IV dieser Einführung.

Ein Konzept kann unterschiedlich operationalisiert werden, willkürlich gewählt werden darf diese Operationalisierung jedoch nicht. Zum einen muß die Operationalisierung sich begründet aus dem theoretischen Konzept ergeben, zum anderen sollte sie bestimmten Gütekriterien genügen, wobei in erster Linie zu denken ist an

- Objektivität,
- Reliabilität und
- Validität.

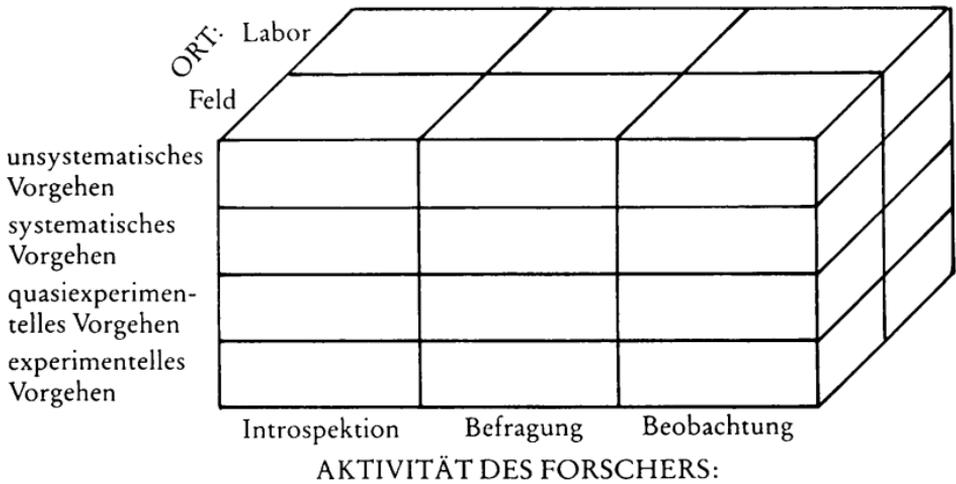
Objektivität eines Verfahrens ist dann gegeben, wenn damit verschiedene Versuchsleiter auf den Ebenen der Datengewinnung, -auswertung und -interpretation bei gleichen Personen zu gleichen Ergebnissen kommen. Die Reliabilität ist dann hoch, wenn das Verfahren das, was es mißt – unabhängig davon, was dies nun ist –, genau mißt. Validität liegt dann vor, wenn das Verfahren das, was es zu messen vorgibt, auch tatsächlich mißt (vgl. z. B. LIENERT, 1969; FRIEDRICHS, 1973).

Phänomene, die innerhalb der Bevölkerungspsychologie relevant erscheinen, gilt es adäquat zu beschreiben; es gilt sie zu erklären, zu prognostizieren und gegebenenfalls zu kontrollieren, d. h. zu beeinflussen. Der Forscher bedarf dafür ganz bestimmter Methoden, die sich akzentuierend klassifizieren lassen, wenn man

- die Aktivität des Forschers,
- die Strategie bei der Datenerhebung und
- den Ort der Forschung bedenkt (vgl. v. ROSENSTIEL, 1980; v. ROSENSTIEL und NEUMANN, 1982).

Betrachtet man diese Aspekte als logisch unabhängig voneinander, so lassen sie sich als drei Kanten eines Quaders vorstellen, den Darstellung 10 zeigt.

Der Würfel zeigt – ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben (die sogenannte Aktionsforschung ist z. B. nicht berücksichtigt; vgl. hierzu SIEVERS, 1977) – in systematischer Weise, wie die unabhängige bzw. abhängige Variable erfaßt bzw. die Beziehung zwischen ihnen überprüft werden kann. Beginnen wir mit der Aktivität des Forschers. Stützt er sich auf die eigene Introspektion, die Innenschau, so registriert er – der Grad der Systematisierung kann dabei



Darst. 10: Klassifikation der Methoden der empirischen Psychologie nach drei Dimensionen.

variieren – eigene Erlebnisprozesse. Er kann sich etwa fragen, ob er sich unter bestimmten Bedingungen wohl Kinder wünschen würde oder nicht, ob er z. B. eher oder mehr Kinder wünschen würde, wenn er in einem Haus mit Garten leben könnte. Derartige Forschung ist natürlich – was die gewonnenen Daten betrifft – unrepräsentativ, jedoch in der Phase der Hypothesengewinnung und der Dateninterpretation ausgesprochen wertvoll. Geht es dagegen um das Erleben und Verhalten anderer Personen, so stützt sich die Aktivität auf die Befragung – die mündlich (als Interview) oder schriftlich (mit Hilfe von Fragebogen) erfolgen kann (vgl. SCHEUCH, 1967) –, oder sie stützt sich auf Verhaltensbeobachtung. Auf dem Feld des generativen Verhaltens stehen Interview und Fragebogen eindeutig im Vordergrund. Was allerdings inhaltlich erfragt wird, kann entweder auf der Introspektion des Befragten beruhen (z. B.: Wie viele Kinder möchten Sie haben?) oder aber auf Verhaltensweisen bezogen sein, die prinzipiell auch beobachtet werden könnten (z. B.: Haben Sie mit Ihrem Partner schon einmal darüber gesprochen, wie viele Kinder sie später haben möchten?).

Wendet man sich nun als weiterer Dimension der Strategie der Datenerhebung zu, so kann die Vorgehensweise einen höchst unterschiedlichen Grad der Systematik erreichen. Bei der unsystematischen Vorgehensweise wird der Forscher durch Introspektion, Befragung oder Beobachtung – eher zufällig oder in ihm subjektiv bedeutsam erscheinenden Situationen – Daten sammeln und inter-

pretieren, eine Vorgehensweise, die sicherlich für die Hypothesengenerierung äußerst wichtig sein mag. Sind dagegen derartige Hypothesen zu überprüfen, d. h. zu stützen oder zu falsifizieren, so ist – was die Forschungsstrategie betrifft – ein höherer Grad an Systematik erforderlich, wobei dann kaum noch auf die Introspektion, sondern auf die Befragung und die Beobachtung zurückgegriffen wird. Hier also kann mit Hilfe eines strukturierten Fragebogens eine nach ganz bestimmten Kriterien ausgewählte Stichprobe von Personen befragt (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975) oder beobachtet werden. Bei der experimentellen Vorgehensweise liegt die Besonderheit der Systematik darin, daß die innerhalb des Hypothesengefüges als Ursache zu interpretierende Variable, die unabhängige Variable, systematisch vom Forscher variiert wird, wobei dann – mit Hilfe der unterschiedlichen, schon beschriebenen Aktivitäten des Forschers – überprüft wird, ob die im theoretischen Konzept als Folge angenommene Variable – die abhängige Variable – mit den Veränderungen der unabhängigen Variablen kovariiert. Das quasiexperimentelle Vorgehen unterscheidet sich nur dadurch vom experimentellen, daß die Bedingungsvariation nicht der Willkür des Forschers unterliegt. Es ist allerdings naheliegend, daß zum generativen Verhalten im Humanbereich echte Experimente aus vielerlei Gründen weder möglich noch erwünscht sind.

Gelegenheiten für quasiexperimentelle Untersuchungen sollte man dagegen wahrnehmen, wenn sie sich der Forschung bieten, da hier Untersuchungschancen liegen, die der Beobachtung Raum geben und nicht allein auf Befragung angewiesen sind. Das sei am Beispiel verdeutlicht: Werden in einem Bundesland – in den anderen dagegen nicht – die ökonomischen Bedingungen für junge Familien (z. B. durch Familiengründungsdarlehen, Sozialwohnungen oder Erziehungsgeld, wie es in Niedersachsen im „Modellversuch Erziehungsgeld“ [SPEIL, 1981] versucht wurde) deutlich verbessert, so ist dies eine Chance, die ökonomische Bedingungsvariation als unabhängige Variable zu betrachten und zu prüfen, wie sich in der Folge die Einstellungen z. B. zur Familiengründung, zu Kindern, zur Berufstätigkeit der Frau etc. oder bestimmte Verhaltensweisen, wie z. B. Eheschlußhäufigkeit und Heiratsalter, Kinderzahl pro Familie oder Abstand zwischen den Geburten, verändern. Jenes Bundesland, in dem man sich nicht zu entsprechenden Maßnahmen entschließen konnte, kann dann als „Kontrollgruppe“ dienen. Ein echtes Experiment ist dies natürlich nicht: Die Veränderungsmaßnahmen werden ja vom Forscher nicht willkürlich eingeführt. Es

bleibt somit fraglich, ob etwaige aufgefundene Effekte generalisiert werden können. Vielleicht ergaben sie sich allein aus der Interaktion der Besonderheiten des genannten Bundeslandes mit den Maßnahmen und würden nicht auftreten, wenn man gleiches in einer anderen Region versuchen würde. Dennoch liegt die Vermutung nahe, daß die aufgefundenen Ergebnisse aussagekräftiger und valider sind also solche, die sich aus der Befragung einer Stichprobe junger Paare ergeben würden, bei der man als zentrale Fragestellung formuliert: „Stellen Sie sich vor, für junge Familien würden ein Familiengründungsdarlehen, ein Erziehungsgeld geschaffen und verbilligte Sozialwohnungen bereitgestellt – wie würden Sie reagieren?“

Eine weitere Ersatzmöglichkeit für das Experiment liegt im sogenannten „mentalen Experiment“ (OPPITZ et al., 1983). Im mentalen Experiment versetzt man die zu untersuchenden Personen durch Aktivierung ihrer Phantasie- und Vorstellungstätigkeit in bestimmte, vom Forscher willkürlich festgelegte Kontextbedingungen und beobachtet sodann mit Hilfe von Befragung oder Rollenspiel (Verhaltensbeobachtung) die Auswirkungen dieser Situation auf das Erleben und Verhalten (vgl. dazu S. 95 ff.). Selbstverständlich sind auch in derartigen Fällen kritische Fragen nach der externen Validität des Experiments durchaus legitim.

Schließlich zur dritten Dimension des Methodenwürfels, dem Ort der Forschung. Dieser kann die reale Lebenssituation der zu untersuchenden Personen – das Feld – oder aber eine die reale Situation unter bestimmten Perspektiven simulierende Situation – das Labor – sein.

Der soeben vorgestellte Methodenwürfel umfaßt $3 \times 4 \times 2 = 24$ Zellen. Obwohl diese sich aus logisch voneinander unabhängig vorzustellenden Dimensionen ergeben, erweisen sie sich empirisch als unterschiedlich besetzt: Die Kombination Befragung – systematische Datenerhebung – Feld ist die Standardforschungssituation innerhalb der Bevölkerungspsychologie: Systematisch werden junge Frauen, gelegentlich auch junge Männer, in ihrer realen Lebenssituation, meist zu Hause, zum generativen Verhalten – etwa zur Verhütungspraxis, zum Kinderwunsch oder zur Partnerbeziehung – befragt. Die Bevorzugung dieses Forschungskonzepts ist plausibel. Es ist jedoch ernsthaft zu fragen, ob sich nicht die methodische Phantasie der Bevölkerungspsychologen hier zu enge Grenzen setzt. Zum einen sollte neben die Befragung verstärkt auch die Verhaltensbeobachtung treten, da gerade auf dem Gebiet des generativen Verhaltens fraglich erscheint, ob Motive, Wünsche und Verhal-

tensintentionen jeweils bewußtseinsnah sind und adäquat artikuliert werden können (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975). Zum anderen ließen sich Ursache-Wirkungs-Verkettungen weit besser aufhellen, wenn man Chancen für quasiexperimentelle Vorgehensweisen, die sich gelegentlich bieten, nicht verstreichen lassen würde oder wenn man unter simulierenden Bedingungen auch Ansätze zu echten experimentellen Vorgehensweisen – etwa im Sinne der besprochenen mentalen Experimente – pflegen würde.

4. Wertprobleme in der Bevölkerungspsychologie

Forschung ist selten wertfrei, d. h. allein am Werte der Erkenntnis ausgerichtet (HERRMANN, 1976). Schon die Formulierung einer Fragestellung ist eine Wertrealisierung: Warum wird gerade dies und nicht jenes untersucht? Innerhalb der Bevölkerungspsychologie – die ja zu den angewandten Psychologien zu zählen ist – verschärft sich das Problem. Die Forschungsfragen werden meist „importiert“; sie weisen somit auf Probleme innerhalb der Gesellschaft hin, wie sie sich aus dem Blickwinkel bestimmter Interessengruppen ergeben. Diese – insbesondere wenn sie direkt oder indirekt als Anreger oder Auftraggeber der Forschung fungieren – sind nicht nur an der „Wahrheit“, sondern auch an der „Nützlichkeit“ der Forschungsergebnisse interessiert (vgl. IRLE, 1975). Nützlich aber sind Ergebnisse der Forschung nicht an sich, sondern jeweils gemessen an spezifischen Interessen. Die in jüngster Zeit fraglos gestiegenen sozialwissenschaftlichen Aktivitäten auf dem Gebiete der Bevölkerungswissenschaft in Mitteleuropa (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975; MACKENSEN, 1979; OLECHOWSKI, 1981; HOFFMANN-NOWOTNY et al., 1984) und weltweit (vgl. HÖHN und MACKENSEN, 1982) sind somit zugleich Hinweise auf bevölkerungspolitische Intentionen. Nicht umsonst sind die meisten der vorliegenden sozialwissenschaftlichen Untersuchungen innerhalb der Bevölkerungswissenschaft derzeit auf die „Geburtenexplosion“ bzw. auf den „Geburtenrückgang“ bezogen. Diese Themen sind – hat man das Ziel, in anwendungsorientierter Forschung Verhältnisse stabilisieren bzw. modifizieren zu können vor Augen – alles andere als politisch neutral. Selbst wenn Wissenschaftler, die sich theoretisch oder empirisch mit den aus der Thematik entwickelten Fragestellungen auseinandersetzen, nur an den Ursachen oder Korrelaten der genannten Bevölkerungsentwicklung interessiert sind, müssen sie

doch damit rechnen, daß die Politiker ihre Ergebnisse zur Steuerung eben dieser Entwicklungen nutzen. Da es das Leben von Menschen tiefgreifend berührt, ob sie ohne Kinder, mit wenigen Kindern oder gar vielen Kindern leben, hat eine effiziente bevölkerungswissenschaftliche – und damit auch bevölkerungspsychologische – Forschung eine potentiell erhebliche Relevanz für menschliche Lebensgestaltung, womit zugleich der Wissenschaftler – ob er dies nun will oder nicht – in der Verantwortung steht.

Es gibt sicherlich gute Gründe für das Argument, daß generative Entscheidungen zum Privatesten gehören, was es gibt und daß dies somit die Wissenschaft wenig und die Politik schon gar nichts angehe. Es gibt allerdings ähnlich gute Argumente, die darauf hinweisen, daß Politik ohnehin Konsequenzen für generative Entscheidungen habe und daß entsprechend die Politik unter diesem Aspekt zu analysieren sei. Ja, man kann sogar insofern noch weiter gehen, als sich sehr wohl begründen läßt, daß Kinder nicht nur die Eltern etwas angehen, sondern auch die Gesellschaft, die für die Erziehung dieser Kinder Ressourcen bereitstellen muß und ihre eigene Zukunft verantwortungsbewußt zu planen hat. Darf ein Entwicklungsland eine Politik betreiben, die sich gegen eine große Kinderzahl richtet, wenn die materiellen Ressourcen für die Aufzucht dieser Kinder fehlen? Darf ein industrielles und hochentwickeltes Land pronatalistische Maßnahmen ergreifen, wenn es befürchtet, zum Einwanderungsland zu werden? Dies sind ethische und normative Fragen, die der eine Wissenschaftler so, der andere anders entscheiden mag. Wie er aber auch dazu steht – er muß damit rechnen, daß seine Forschungsergebnisse in den Dienst politischer Zielsetzungen gestellt werden.

Wer also in der Bevölkerungspsychologie mit Forschungsarbeiten aktiv wird, sollte sich zumindest zwei Fragen vorlegen:

- Arbeite ich mit Untersuchungsmethoden, die ethisch zu verantworten sind und die die Untersuchungspartner nicht „ausbeuten“ (vgl. SCHULER, 1980)?
- Kann ich dazu stehen, wenn die von mir erarbeiteten Forschungsergebnisse für politische Zielsetzungen genutzt werden, auch wenn diese Ziele mit meinen eigenen Wertvorstellungen nicht übereinstimmen?

IV. PSYCHOLOGIE DES GENERATIVEN VERHALTENS

Die Bevölkerungspsychologie setzt sich – sieht man sie programmatisch – unter der Perspektive menschlichen Erlebens und Verhaltens mit der Fruchtbarkeit, den Wanderungen und dem Tod auseinander, soweit diese Phänomene für die Struktur einer Bevölkerung relevant sind. Tatsächlich aber ist das Programm unausgefüllt. Bevölkerungswissenschaftlich orientierte psychologische Arbeiten beschäftigen sich in Theorie und Empirie fast ausschließlich mit dem generativen Verhalten, weshalb dieses Feld hier exemplarisch für andere bevölkerungspsychologische Arbeitsgebiete dargestellt werden soll.

1. Theoretische Grundlegung einer Psychologie generativen Verhaltens

Die einführenden Überlegungen hatten bereits gezeigt, daß die Erklärungskraft derjenigen Wissenschaften, die sich bislang mit dem generativen Verhalten auseinandergesetzt haben, begrenzt erscheint; so haben z. B. weder die Biologie noch die Ökonomie den Rückgang der Kinderzahl in den Industriestaaten seit Mitte der 60er Jahre schlüssig erklären, geschweige denn prognostizieren können. Offensichtlich steigt in der gegenwärtigen historischen und gesellschaftlichen Situation der genannten Länder die Bedeutung intra-individueller bzw. intradischer Entscheidungen für das generative Verhalten. Folglich ist es ratsam, ein Modell zur Erklärung dieser Verhaltensweisen zu suchen bzw. zu entwickeln, das von der Untersuchungseinheit des Individuums bzw. der Dyade ausgeht. Das Individuum kann dabei nur den – der Vereinfachung dienenden – Ausgangspunkt der Überlegungen darstellen. Generatives Verhalten realisiert sich in der Regel innerhalb der Dyade. Für das Paar muß das theoretische Konzept schließlich gelten, so daß damit die Bevölkerungspsychologie eine theoretische Basis fordert, die gegenüber herkömmlichen, am Individuum orientierten Modellvorstellungen innerhalb der Psychologie etwas grundsätzlich Neues darstellt.

Akzeptiert man, daß psychologische Analysen des generativen Verhaltens eher nach den Ursachen als den Folgen dieses Verhaltens fragen, so stellt sich die Frage nach einem Konzept, das derartige Ursachen gliedert und klassifiziert.

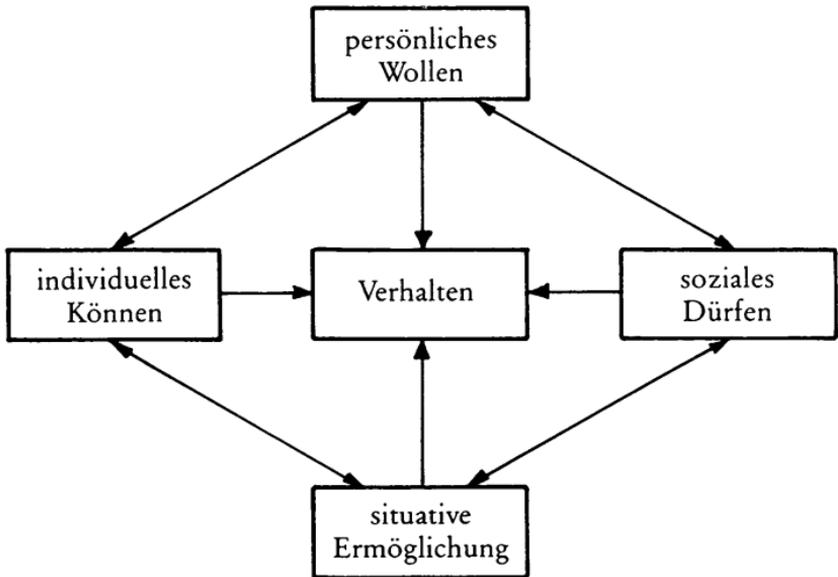
Stimulus-Response(S-R)- bzw. Stimulus-Organismus-Response (S-O-R)-Modelle gehen davon aus, daß es letztlich intersubjektiv übereinstimmend beschreibbare Stimulus-Bedingungen, Situationsbestandteile sind, die das generative Verhalten bestimmen bzw. Konsequenzen dieses Verhaltens, die es stabilisieren oder modifizieren. Es läßt sich nun zeigen, daß sich derartige Ansätze nicht bewähren (z. B. GROEBEN und SCHEELE, 1977). Ein Großteil der psychologischen Untersuchungen zum generativen Verhalten geht daher vom Erklärungsmodell der Motivation aus. Zwar sieht das Motivationskonzept von den Stimulusgrößen – der Situation – keineswegs ab (vgl. HECKHAUSEN, 1980); es ist jedoch als dynamisches Modell zu verstehen, das wesentliche Determinanten menschlichen Verhaltens im innerpsychischen Bereich annimmt.

Nun war das Konzept der Motivation – auch in der Psychologie des Laien – von jeher zentral, wenn es um die Frage nach dem „Warum“ menschlichen Verhaltens ging. Dies gilt um so mehr dann, wenn dieses Verhalten eher paradox erscheint und sich mit plausiblen „alltagspsychologischen“ Annahmen nicht mehr ohne weiteres erklären läßt. Solche Fälle finden sich gehäuft im Bereich generativen Verhaltens: „Warum bekommt Familie M keine Kinder, obwohl sie offensichtlich gut situiert ist, ein großes Haus am Stadtrand besitzt und Frau M als ausgebildete Kindergärtnerin doch vermutlich kinderfreundlich ist?“

Bei dem Versuch, die Determinanten solchen und ähnlichen Verhaltens zu bestimmen, wollen wir von der LEWINSCHEN „Verhaltensformel“ (LEWIN, 1969, S. 51) ausgehen: $V = f(P, U)$, wobei bedeuten:
 V = das Verhalten,
 P = die Person (also ihre Motivation sowie ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten),
 U = die Umwelt, wie sie zum Zeitpunkt der Verhaltensausführung für die Person bedeutsam ist.

Differenziert man nun das, was hier recht grob als „Person“ und „Umwelt“ bezeichnet wurde, etwas auf, läßt sich sagen, daß menschliches Verhalten bestimmt erscheint durch

- das persönliche Wollen (Motivation),
- das individuelle Können (Fähigkeit und Fertigkeit),
- das soziale Dürfen (Normen und Gesetze) sowie



Darst. 11: Die Determinanten des Verhaltens.

- die situativen Ermöglichungsbedingungen (in der objektiven Situation liegende fördernde oder hindernde Umstände).

Darstellung 11 veranschaulicht das.

Somit kann die LEWINSche Verhaltensformel folgendermaßen erweitert werden: $V = f(W, K, D, E)$ wobei

V wiederum für das Verhalten steht,

W für das Wollen,

K für das Können,

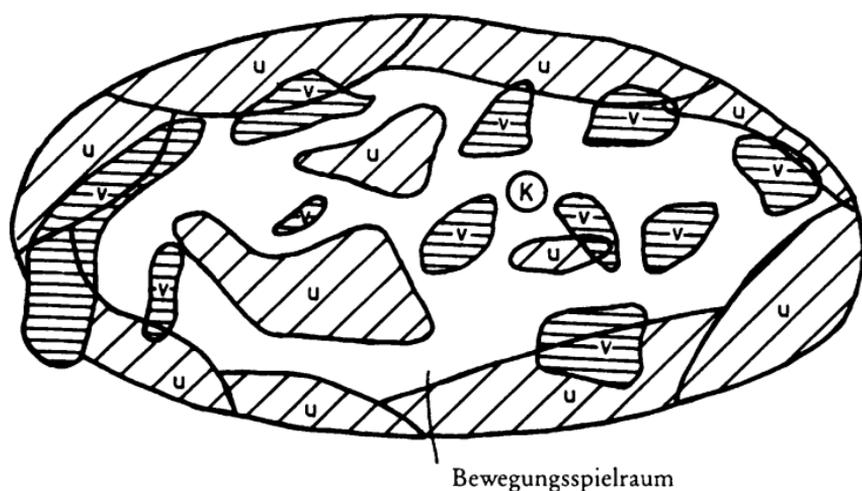
D für das Dürfen und

E für die situative Ermöglichung.

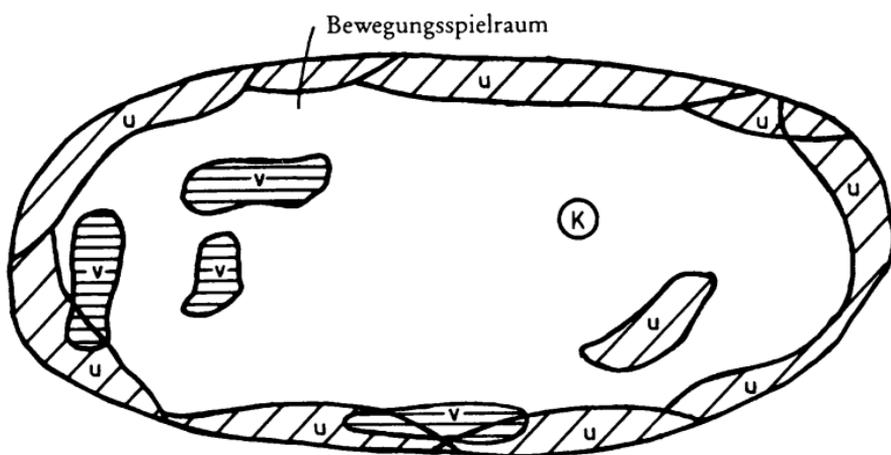
Diese beiden „Verhaltensformeln“ erscheinen zwar formal unterschiedlich, sagen inhaltlich jedoch weitgehend dasselbe.

Zentraler Begriff bei LEWIN ist der Lebensraum (LEWIN, 1963; 1969) eines Individuums als Feld seines Verhaltens, das die Person und die – psychologisch relevante – Umwelt umschließt. Der Lebensraum läßt sich wie auf S. 57 gezeigt darstellen.

Innerhalb dieser Darstellung sei K eine bestimmte Person, V symbolisiert das Verbotene, U das Unbeherrschte, also nicht Gekonnnte, das durch Barrieren aus dem Bewegungsspielraum ausgeschlossen ist. Der Schritt von a nach b verdeutlicht einen wachsenden Bewegungsspielraum. Normativ geprägte Verbote sowie fähigkeits- oder situationsbedingt nicht Gekonnntes treten zurück.



(a)



(b)

Darst. 12: Unterschiede im Lebensspielraum
(nach: LEWIN, 1969, S. 64; Erklärung im Text).

Beschränkungen, die sich aus begrenzten Fähigkeiten, sozialen Normen oder situativen Zwängen ergeben, lassen sich also als Barrieren symbolisieren. Wie aber sieht es mit der für das generative Verhalten so wichtigen Bestimmungsgröße, der Motivation, aus?

LEWIN geht von Kräften aus, die positiv oder negativ gerichtet innerhalb eines psychologischen Raumes wirken. Stärke und Richtung dieser Kräfte – LEWIN spricht hier von „Valenzen“ – ergeben

sich aus dem positiven oder negativen „Aufforderungscharakter“ des Ziels. Um das Ziel zu erreichen, muß die Person innerhalb des Feldes mehrere Zwischenbereiche durchqueren und möglicherweise Barrieren überwinden, d. h. Zwischenhandlungen ausführen und mit Widerständen fertig werden. Wirken einander entgegengesetzte Kräfte, so entsteht ein Konflikt; sind mehr als zwei Kräfte gleichzeitig wirksam, so ergibt sich Polyvalenz.

Für die Person baut sich so ein „Kraftfeld“ auf. Jedem Punkt ihres psychologischen Feldes läßt sich eine Kraft zuordnen, die auf die Person einwirken würde, wenn sie sich an diesem Punkt befände. Weisen die Kräfte von dort in einen bestimmten Bereich, so gewinnt dieser positive Valenz, weisen sie von ihm weg, so ergibt sich entsprechend eine negative Valenz.

Dies sei an einem Beispiel aus dem Bereich des generativen Verhaltens verdeutlicht: Denken wir uns eine Frau, die in Zukunft ein eigenes Haus besitzen möchte, ihren Beruf als Lehrerin ausüben will und sich davor fürchtet, im Alter allein zu sein. Zwischen den beiden erstgenannten Zielen dürfte kaum ein Konflikt bestehen; das dritte aber ist unter bestimmten Bedingungen mit den beiden ersten schwer vereinbar. Warum? Werden Kinder als Mittel zu dem Zweck wahrgenommen, später nicht allein sein zu müssen, so sind sie ein „Zwischenbereich“ im Sinne LEWINS mit positivem Aufforderungscharakter auf dem Weg zu diesem Ziel. Für die beiden anderen Ziele dagegen sind sie hinderlich und können entsprechend auch als Barrieren dargestellt werden.

Bedeutsam wird in diesem Zusammenhang der Unterschied zwischen den Darstellungen der Person und der Umwelt bei LEWIN: Die Person ist ein mehr oder weniger strukturiertes bzw. differenziertes System, das unter Spannungszuständen steht. In der Umwelt dagegen wirken gewichtete Kräfte. Beide Systeme aber lassen sich aufeinander beziehen: Der Bedürfniszustand der Person – als System unter Spannung – entspricht der Valenz eines Objektbereichs oder Zieles innerhalb der Umwelt. Wandeln sich Bedürfnisse, so wandelt sich der entsprechende Aufforderungscharakter in der Umwelt. Die Grundgedanken LEWINS sind damit verdeutlicht.

Analysiert man nun – vor dem skizzierten theoretischen Hintergrund – die Kinderzahl als ein Ergebnis generativen Verhaltens als bedingt durch die Determinanten Wollen, Können, Dürfen, Ermöglichung, so ergibt sich – unter der Voraussetzung, daß jede dieser Determinanten eindimensional ist – ein fünfdimensionaler Raum. Dies sei verdeutlicht: Gehen wir von der Situation einer Frau

aus, die sich ein Kind wünscht, sich – biologisch gesehen – in der generativen Phase befindet und gesund ist. Die Normen ihrer Bezugsgruppe allerdings sind eher kinderfeindlich: Alle ihre Freundinnen sind berufstätig und kinderlos. Sie verfügt in ihrem Freundes- oder Bekanntenkreis über niemanden, der ihr Kind betreuen könnte, falls sie eins bekäme. Vereinfacht man das Problem dadurch, daß man das Können als konstant ansieht – nämlich Unfruchtbarkeit der Partner ausschließt –, kann man die (psychologische) Situation der Frau aus dem Beispiel im gewohnten dreidimensionalen euklidischen Raum darstellen (vgl. Darstellung 13).

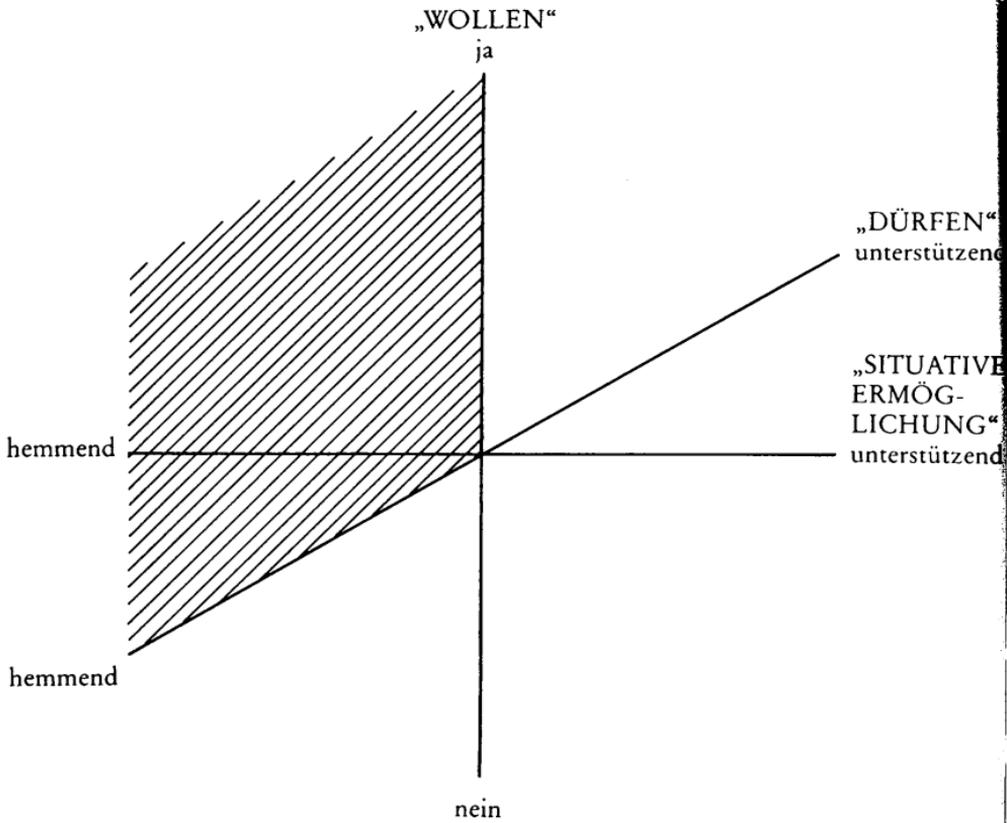
Aufgabe der Empirie ist es nun, den relativen Einfluß der einzelnen Verhaltensdeterminanten für das Verhaltensergebnis zu bestimmen. Am Beispiel erläutert:

- Wird die Frau, ihren Freundinnen zum Trotz und obwohl sie weiß, daß sie niemanden zur Betreuung ihres Kindes finden wird, ihrem Wunsch gemäß dennoch ein Kind bekommen oder
- wird der Gruppendruck stärker als dieser Wunsch sein oder
- wird die Furcht davor, keine adäquate Betreuung für ihr Kind zu finden, den Wunsch nach diesem unterdrücken?

Das Modell gibt an, wonach zu fragen ist. Die Antwort auf die Frage muß in der empirischen Forschung mit Hilfe adäquater Meßoperationen gesucht werden.

Dieses Beispiel war einfach gewählt. Die Realität ist komplexer und verlangt – soll sie abgebildet werden – nach komplexeren Modellen. Nicht das Individuum ist im Regelfall Träger generativer Entscheidungen, sondern das Paar. Das Paar aber ergibt sich modelltheoretisch nicht aus der additiven Verknüpfung der individuellen Verhaltensmodelle, sondern aus deren dynamischer Interaktion.

Am Beispiel soll versucht werden, das für das generative Verhalten so zentrale dyadische Modell zu verdeutlichen: Ein unverheiratetes Paar lebt in einer kleinen Zweizimmerwohnung außerhalb der Stadt in einem Wohnblock mit einer wenig entwickelten Infrastruktur im Wohnumfeld. Die Frau ist berufstätig, wünscht sich aber ein Kind. Ihre Mutter bedrängt sie allerdings, kinderlos zu bleiben, solange sie unverheiratet ist und auf das Einkommen aus ihrer Berufstätigkeit angewiesen bleibt. Die junge Frau kennt auch niemanden, dem sie ein Kind zur Betreuung anvertrauen könnte. Der Mann studiert noch, wünscht aber ebenfalls ein Kind. Seinen Eltern aber wäre dies höchst unwillkommen, da sie befürchten, daß das Studium des Sohnes darunter leiden würde. Seine Mutter wäre allerdings unter



Darst. 13: Dreidimensionale Darstellung der Position im Lebensraum (Erklärung im Text).

Umständen bereit, das Kind ab und zu zu sich zu nehmen und zu versorgen. Die empirisch entscheidende Frage lautet nun, wird das junge Paar zum gegenwärtigen Zeitpunkt ein Kind bekommen oder nicht?

Will man diese Frage adäquat beantworten, so ist insbesondere zu klären, wie man die Motivation erfasst. Dabei kann das Konzept der Einstellung – hier der Einstellung zum Kind – hilfreich sein. Die Verknüpfung zwischen der Einstellung und der Motivation lässt sich gut an dem von HELEN PEAK (1955) eingeführten Konzept der Instrumentalität verdeutlichen. Instrumentalität bezeichnet das Ausmaß, in dem eine Handlung (oder ein Objekt oder eine Situation) förderlich oder hinderlich für das Erreichen oder Vermeiden angestrebter oder abgelehnter Ziele ist. Die Einstellungsstärke ergibt sich allerdings nicht nur daraus, sondern auch aus dem Grad

der Befriedigung, der aus dem Erreichen des Ziels folgt. Dieser aber ist motivationsabhängig. PEAK bezeichnet die Produkte aus Instrumentalität eines Einstellungsobjekts und Befriedigungswert jedes einzelnen Zieles als "derived affect load". Diese einzelnen Produkte summiert sie auf; die sich ergebende Produktsumme wird als "affective loading" zum Einstellungsobjekt gekennzeichnet.

Dieser Ansatz wurde von VROOM (1964) aufgegriffen und weiterentwickelt, allerdings mit etwas veränderten Begriffsbildungen. VROOM unterscheidet zunächst zwischen zwei Arten von Zielen, denen er „Valenzen“ zuordnet („Valenz“ bedeutet bei ihm den Grad der Wichtigkeit, den ein Ziel für eine Person hat). Die Produktsumme aus Instrumentalität (eines Zwischenziels für ein Endziel) und Wichtigkeit der Endziele ist die Valenz des Zwischenzieles („Valenzmodell“). VROOM führt eine neue Variable ein, um eine Aussage über die Anstrengung zu machen, die eine Person unternimmt, um das Zwischenziel zu erreichen: die Erwartung, daß sie dieses Ziel erreichen wird („Handlungsmodell“; ausführliche Darstellungen des VROOMSchen Ansatzes finden sich z. B. in HECKHAUSEN [1980] oder v. ROSENSTIEL [1975]; einen etwas anderen Akzent setzt FISHBEIN [1963], der ebenfalls vom LEWINSchen Denkansatz ausgeht. Er operationalisiert neben den Valenzen und Erwartungen die sozialen Normen, die in unserer Verhaltenstheorie als „soziales Dürfen“ eine bedeutsame Rolle spielen; zum Modell von FISHBEIN vgl. IV. 2.1.2).

Über die adäquate Form der Verknüpfung zwischen den Variablen „Instrumentalität“ und „Wichtigkeit“ ist kontrovers diskutiert worden. Meist werden Produkte gebildet, d. h., es wird multipliziert (vgl. VROOM, 1964; CAMPBELL und PRITCHARD, 1976). LAWLER (1968) hat in empirischen Untersuchungen auch andere Verknüpfungsformen – insbesondere additive – erprobt. Es erwiesen sich – je nach Kontext – einmal die multiplikativen, einmal die additiven Verknüpfungsformen als überlegen.

Für die hier zu entwickelnde Modellvorstellung der Motivation generativen Verhaltens gilt es festzuhalten: Das Valenzmodell erklärt den Kinderwunsch. Es gibt die "affective loading", die Valenz einer bestimmten Kinderzahl an. Da – wie zuvor bereits erwähnt – aus Gründen der Vereinfachung die Fähigkeit, Kinder zu bekommen, als konstant angesetzt wird, kann auch die Erwartung, daß die Handlungen zum gewünschten Verhaltensergebnis, dem Kind, führen, als konstant angenommen werden. Ein Handlungsmodell, das an der Theorie VROOMS (1964) orientiert ist, wäre somit algebraisch identisch mit dem schon angesprochenen Valenzmodell.

Konzeptionell allerdings muß man beide auseinanderhalten. Das Valenzmodell erklärt den Kinderwunsch. Das Handlungsmodell erklärt die Anstrengungen, die man unternimmt, um diesen Kinderwunsch zu realisieren.

Ergänzend müßte zur Prognose der Kinderzahl jedoch auch das Können, das soziale Dürfen und die situative Ermöglichung berücksichtigt werden, soweit diese Determinanten nicht bereits als von der Person wahrgenommene Bestimmungsgrößen in ihre Motivation miteingegangen sind.

Nachfolgend werden theoretische Arbeiten und empirische Daten aus der Bevölkerungspsychologie dargestellt und vor dem Hintergrund der skizzierten Verhaltenstheorie interpretiert.

2. Modelle des generativen Verhaltens

2.1 Individualmodelle generativen Verhaltens

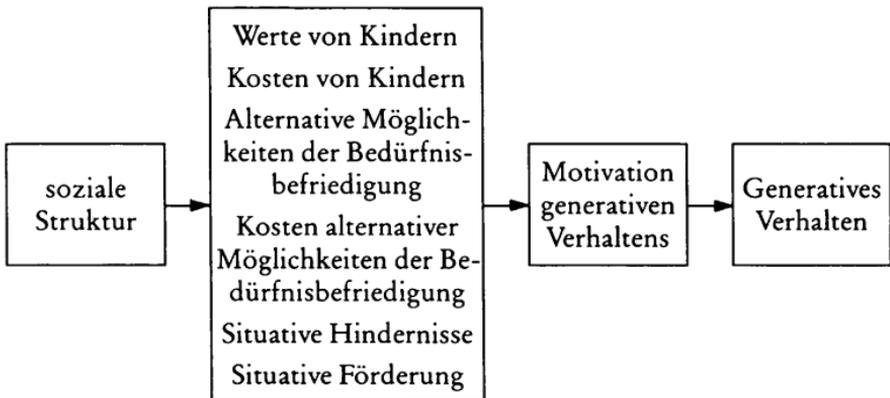
Es wurde bereits darauf verwiesen, daß die Antwort auf die Frage, ob und wann ein Kind geboren und aufgezogen wird, in aller Regel von zwei Menschen gegeben wird und daß deshalb Paarmodelle des generativen Verhaltens eigentlich als adäquater Ausgangspunkt entsprechender Analysen zu gelten haben. In der bislang vorliegenden Forschung überwiegen jedoch Individualmodelle. Obwohl sie aus den genannten Gründen nicht befriedigen können, lassen sie sich unter bestimmten Bedingungen rechtfertigen:

- Individualmodelle erscheinen geeignet, wenn nicht das faktische generative Verhalten, sondern der Einfluß eines Partners auf dieses generative Verhalten, wie es sich z. B. in seinem Kinderwunsch manifestiert, untersucht werden soll.
- Individualmodelle können – in der Modellentwicklung – Schritte auf dem Weg zum Paarmodell sein, wenn z. B. aus der Integration zweier Individualmodelle ein Paarmodell erwächst.
- Individualmodelle können für das generative Verhalten von hoher Bedeutsamkeit sein, wenn – z. B. aus dem kulturellen Normengefüge heraus – ein Partner (der Mann oder die Frau) nahezu allein entscheidet und somit die Verhaltensintentionen des anderen vernachlässigt werden können, da sie entweder in den Entscheidungsprozeß nicht eingehen oder voll von denen des „stärkeren“ Partners geprägt werden.

Drei in der Bevölkerungswissenschaft besonders beachtete psychologische Individualmodelle, die alle auf dem LEWINSchen Ansatz basieren, sollen nachfolgend – geordnet nach dem Grad ihrer Komplexität – dargestellt werden (zu verwandten Ansätzen s. OP-PITZ, 1984; MILLER, 1980; v. ROSENSTIEL et al., 1983).

2.1.1 Das Modell der VOC-Studien

Von den individuumszentrierten psychologischen Ansätzen, bei denen die motivationalen Aspekte des generativen Verhaltens im Mittelpunkt des Interesses stehen, haben die “Value of Children” (VOC)-Studien (ARNOLD et al., 1975) besondere Bedeutung erlangt. Ihnen liegt ein relativ einfaches Modell von HOFFMAN und HOFFMAN (1973) zugrunde, das in Darstellung 14 wiedergegeben wird.



Darst. 14: Das Modell der VOC-Studien nach HOFFMAN und HOFFMAN (1973).

Die zentrale Variable dieses Modells ist der Wert von Kindern, d. h. die Funktion, die sie erfüllen bzw. die Bedürfnisse, die sie bei ihren Eltern befriedigen. Eben diese Funktionen bestimmen weitgehend die Motivation generativen Verhaltens. Andere Determinanten dieser Motivation sind die Kosten von Kindern, worunter vor allem ökonomische Kosten und der Verlust der Ungebundenheit fallen; alternative Möglichkeiten, die Bedürfnisse zu befriedigen, die auch durch Kinder erfüllt werden (z. B. das Erlebnis der Zuneigung) und deren Kosten; situative Hindernisse der Bedürfnisbefriedigung (z. B. ungünstige Wohnverhältnisse) und schließlich der

entgegengesetzte Fall, die situative Förderung, wie sie z. B. in Form von sozialer Unterstützung auftritt.

HOFFMAN und HOFFMAN formulierten zunächst neun Wertkategorien:

1. Erwachsenenstatus und soziale Identität,
2. Fortleben der eigenen Person in den Kindern,
3. religiöse, ethische und soziale Normen,
4. familiäre Bindung,
5. Suchen neuer Erfahrungen,
6. schöpferische Kraft und Leistung,
7. Macht und Einfluß,
8. sozialer Vergleich und Wettbewerb,
9. wirtschaftlicher Nutzen.

In empirischen Überprüfungen konnte die Bedeutung dieser Kategorien – sieht man von den Punkten 7 und 8 ab – für das generative Verhalten weitgehend gesichert werden (HOFFMAN et al., 1978). In entsprechenden Studien fand auch die Annahme tendenzielle Bestätigung, daß die Motivation generativen Verhaltens zum Teil durch die Verfügbarkeit anderer, mit Kindern konkurrierender Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung determiniert ist.

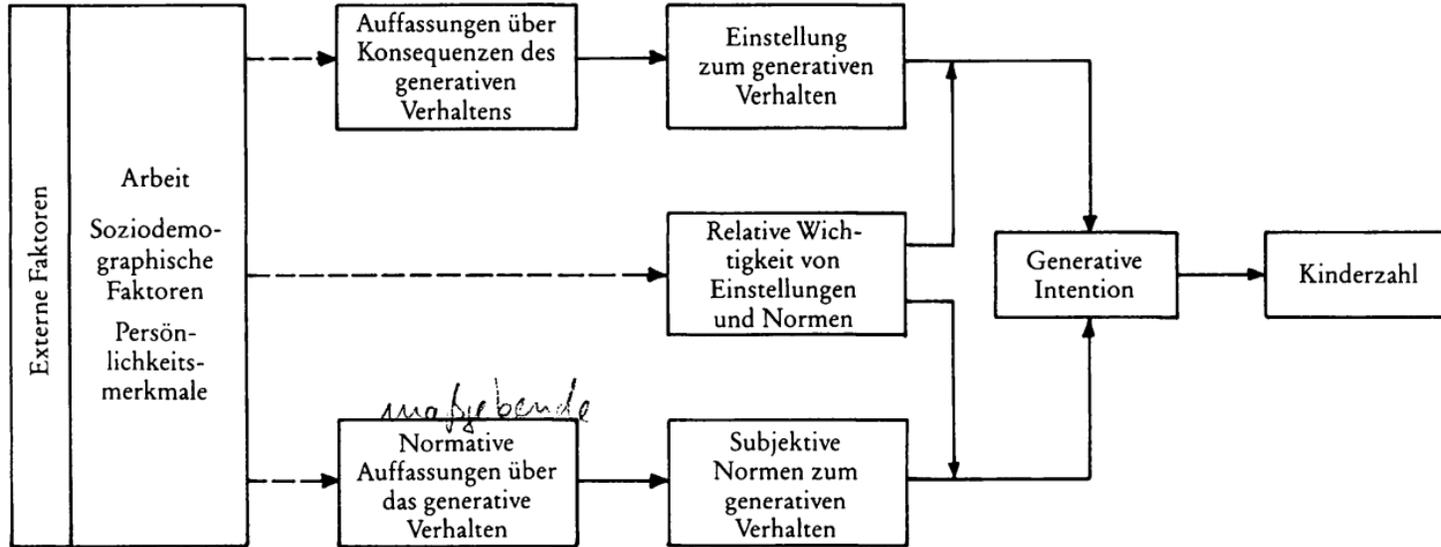
Obwohl sich der Ansatz als fruchtbar erwies, ist kritisch anzumerken, daß aufgrund des relativ undifferenzierten theoretischen Rahmens die genauen Mechanismen der „kognitiven Algebra“ (vgl. ANDERSON, 1974), die einer Abschätzung der Valenz von Kindern im LEWINSchen Sinne zugrunde liegen, nicht transparent werden. Dennoch erscheint dies lediglich als Frage der Differenziertheit und impliziert die Forderung nach Weiterentwicklung des Modells. Innerhalb des zuvor skizzierten theoretischen Rahmens zeigen Kinder eine abnehmende Valenz z. B. für ökonomische Ziele, während ihre Valenz ansteigt unter dem Aspekt der Ziele des Glücks oder der Freude von Eltern. Allerdings werden weder die Ausprägung der Instrumentalitätswahrnehmungen skaliert noch die Bedeutung der Endzielkategorien erfaßt; entsprechend kann auch die Frage der Verknüpfung zwischen Instrumentalität und Wert des Endziels nicht entschieden werden. Barrieren oder Zugänglichkeiten, wie sie sich aus dem sozialen Dürfen, den Fähigkeiten und Fertigkeiten oder den situativen Ermöglichungen ergeben, bleiben zumindest in der systematischen Darstellung und in der empirischen Erhebung unterrepräsentiert, obwohl ja innerhalb des Modells situative Hindernisse und Förderung mit angesprochen werden.

2.1.2 Das Verhaltensmodell von FISHBEIN

FISHBEIN übertrug sein Verhaltensmodell (vgl. FISHBEIN, 1963), das er in Anlehnung an ROSENBERGS Theorie kognitiver Konsistenz (vgl. hierzu CRAWFORD, 1973) entwickelte, auf den Bereich des generativen Verhaltens, um auch hier dessen Erklärungsgehalt beweisen zu können. Ähnlich wie bei "subjective expected utility" (SEU)-Theorien (LEE, 1977) liegt diesem Ansatz die These zugrunde, daß Individuen bezüglich eines Verhaltens Entscheidungen fällen, in denen sie die subjektiv wahrgenommenen Konsequenzen des Verhaltens und die Bedeutsamkeit der Konsequenzen berücksichtigen. FISHBEIN geht davon aus, daß das generative Verhalten und die Kinderzahl direkt von der generativen Verhaltensintention beeinflusst werden, die wiederum von einer Einstellungskomponente – und zwar in dem Sinne, wie wir sie in unserem theoretischen Rahmenkonzept abgeleitet haben – und von einer Normenkomponente abhängt. Auf diese wiederum wirken externe Faktoren wie die Arbeitssituation, soziodemographische Merkmale etc., wie es Darstellung 15 verdeutlicht.

Obwohl man sich mit dem Modell FISHBEINS – bezogen auf das generative Verhalten – durchaus kritisch auseinandersetzen kann (vgl. v. ROSENSTIEL et al., 1982; NEAL und GROAT, 1980), steht es dem skizzierten theoretischen Rahmenkonzept bereits näher als etwa die Grundannahme des VOC-Konzeptes. Da die Konsequenzen des generativen Verhaltens erfaßt werden, ist der Instrumentalitätsaspekt explizit berücksichtigt. In die relative Wichtigkeit von Einstellungen und Normen gehen Zielgewichtungen zumindest indirekt ein. Mit der Berücksichtigung von Normen ist ein wichtiges Feld der Barrieren – das des sozialen Dürfens – mit erfaßt.

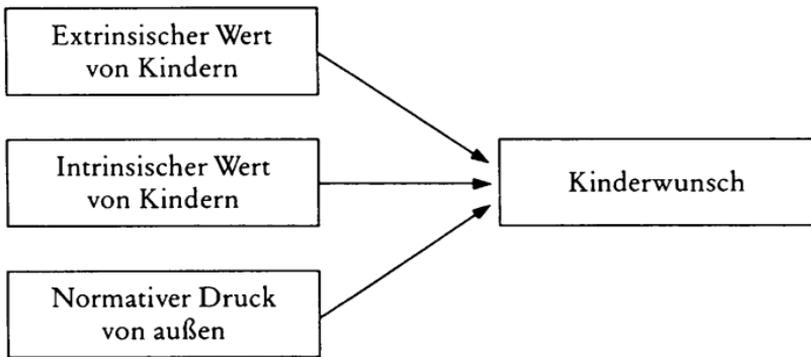
Die besondere Bedeutung des Ansatzes von FISHBEIN ist darin zu sehen, daß er – in der Modellentwicklung vom LEWINSCHEN Ansatz geprägt – detailliert ausformuliert ist und somit auch empirisch überprüft werden kann. Diese Überprüfungen ergaben, daß nicht nur Verhaltensintentionen, sondern auch reales Verhalten vorhergesagt werden kann. Als eine Schwäche neben anderen erscheint, daß sich das theoretische Modell auf das Individuum bezieht; im Rahmen der empirischen Überprüfung wurden nur Frauen befragt.



Darst. 15: Das Verhaltensmodell von FISHBEIN (1972).

2.1.3 Das Modell der Studie „Motivation generativen Verhaltens“

Angeregt durch das Basiskonzept LEWINS und die davon geprägten Modelle von FISHBEIN (1963) und VROOM (1964) bzw. dessen Erweiterung durch GRAEN (1969) entwickelten die Autoren (v. ROSENSTIEL, 1978; v. ROSENSTIEL et al., 1981) ein Individualmodell, das es sich sowohl zum Ziel setzte, die Verhaltensintention des einzelnen, eine bestimmte Kinderzahl zu realisieren, vorherzusagen, als auch zu überprüfen, welchen Varianzanteil diese individuelle Intention am Verhalten des Paares hat. Das Modell zeigt die Darstellung 16:



Darst. 16: Das Modell der Studie „Motivation generativen Verhaltens“.

In das Modell gehen ein

- der extrinsische Wert von Kindern im Sinne des Valenzmodells, der sich aus den Instrumentalitätswahrnehmungen von Kindern für das Realisieren spezifischer gewichteter Ziele ergibt
- der normative Druck bei Entscheidungen für oder gegen Kinder
- der intrinsische Beweggrund im Sinne des Eigenwertes von Kindern.

Das Modell sei an einem Beispiel erläutert: Der Kinderwunsch einer Person – etwa einer Frau, die im generativen Alter steht und verheiratet ist – kann sich daraus ergeben, daß ihr z. B. die eigene Karriere, eine erlebnisreiche Freizeit und der Erwerb eines sportlichen Autos besonders wichtig sind. Bei ihren Überlegungen, ob sie ein Kind bekommen sollte oder nicht, erscheint ihr dies für die Realisierung der genannten Zielvorstellungen hinderlich. Ihre extrinsische Motivation spricht somit gegen ein Kind. Auf der anderen Seite weiß sie, daß sowohl ihr Ehepartner als auch ihre Schwieger-

eltern und ihre Eltern, die jeweils bedeutsame Bezugspersonen sind, positiv darauf reagieren würden, wenn sie ein Kind bekäme. Der soziale Druck, den sie erlebt, seit sie verheiratet ist, drängt sie dazu, möglichst bald ein Kind zu bekommen. Sie selbst aber findet am Umgang mit Kindern wenig Freude; die Anwesenheit kleiner Kinder ist für sie nicht befriedigend, andere konkurrierende Aktivitäten sind ihr sehr viel lieber. Der intrinsische Kinderwunsch ist also gering. In diesem Beispielfall weisen der intrinsische und der extrinsische Wert eines eigenen Kindes in die gleiche Richtung; sie stehen jedoch im Konflikt mit den wahrgenommenen sozialen Normen, die von der jungen Frau ein anderes Verhalten fordern. Aus der empirischen Gewichtung der drei Einflußgrößen ergibt sich dann die prognostizierte Verhaltensintention.

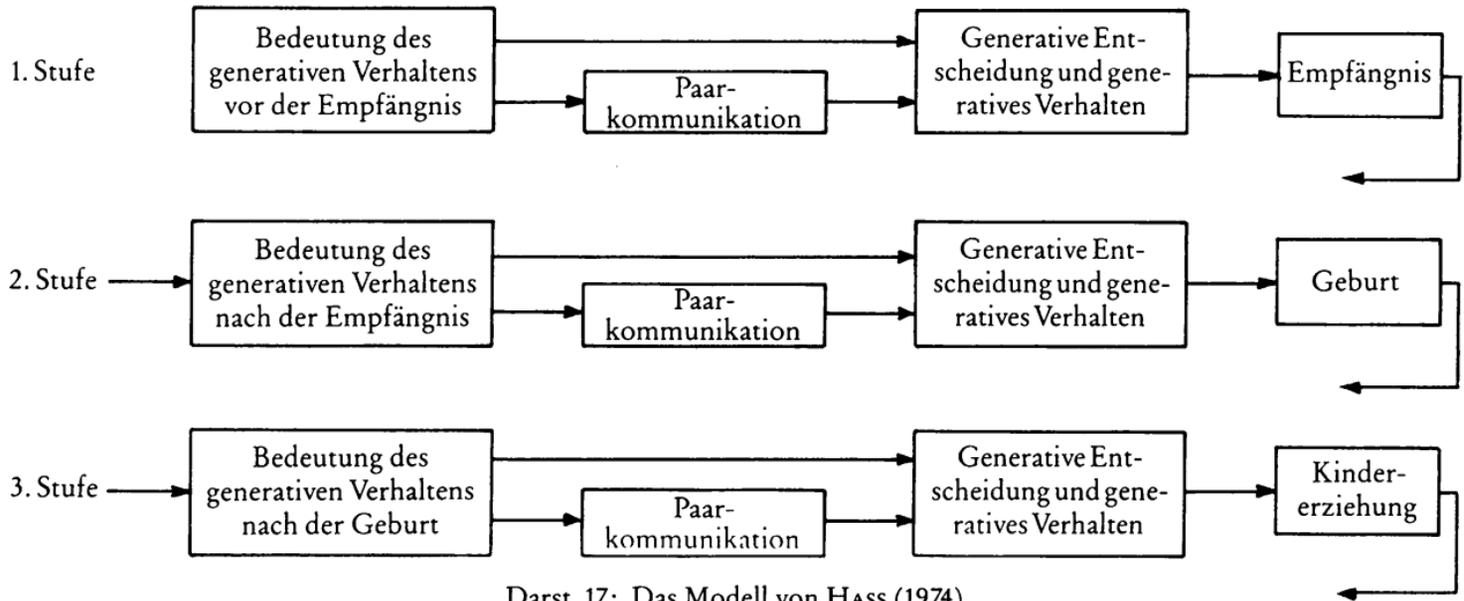
2.2 Paarmodelle generativen Verhaltens

Im vorausgehenden Kapitel wurden Erklärungsansätze des generativen Verhaltens besprochen, die den einzelnen, das Individuum, in den Mittelpunkt stellen. Nun ist aber – dies wurde mehrfach betont – das generative Verhalten in der Regel ein dyadisches Verhalten. Die Untersuchungseinheit sollte demnach nicht das Individuum sein, sondern das Paar.

Die Bedeutung des Paares für die Analyse des generativen Verhaltens wurde früh erkannt, jedoch von HASS (1974) zum ersten Mal in einem Modell abgebildet, von MILLER (1980) elaboriert und von den Autoren auf die zuvor dargestellten Individualmodelle, die aus dem LEWINSchen Ansatz stammen, bezogen (zu weiteren Paarmodellen vgl. OPPITZ, 1984; v. ROSENSTIEL et al., 1983).

2.2.1 Das Modell von HASS: Die Bedeutung des Partners

Als erstes Modell generativen Verhaltens, das die Bedeutung des Ehemanns ansatzweise berücksichtigt, gilt das von HASS (1974) entwickelte. Es umfaßt drei Stufen, wie Darstellung 17 zeigt. Auf jeder dieser Stufen werden Entscheidungen gefällt und in Handlungen überführt. Das wiederum modifiziert die Wahrscheinlichkeit des Handelns auf der jeweils nächsten Ebene. Auf der ersten dieser Ebenen geht es um das generative Verhalten vor der Empfängnis, in der zweiten um das Verhalten zwischen Empfängnis und Geburt, in



Darst. 17: Das Modell von HASS (1974).

der dritten um generatives Verhalten nach der Geburt, d. h. in erster Linie um das Verhalten dem geborenen Kind gegenüber.

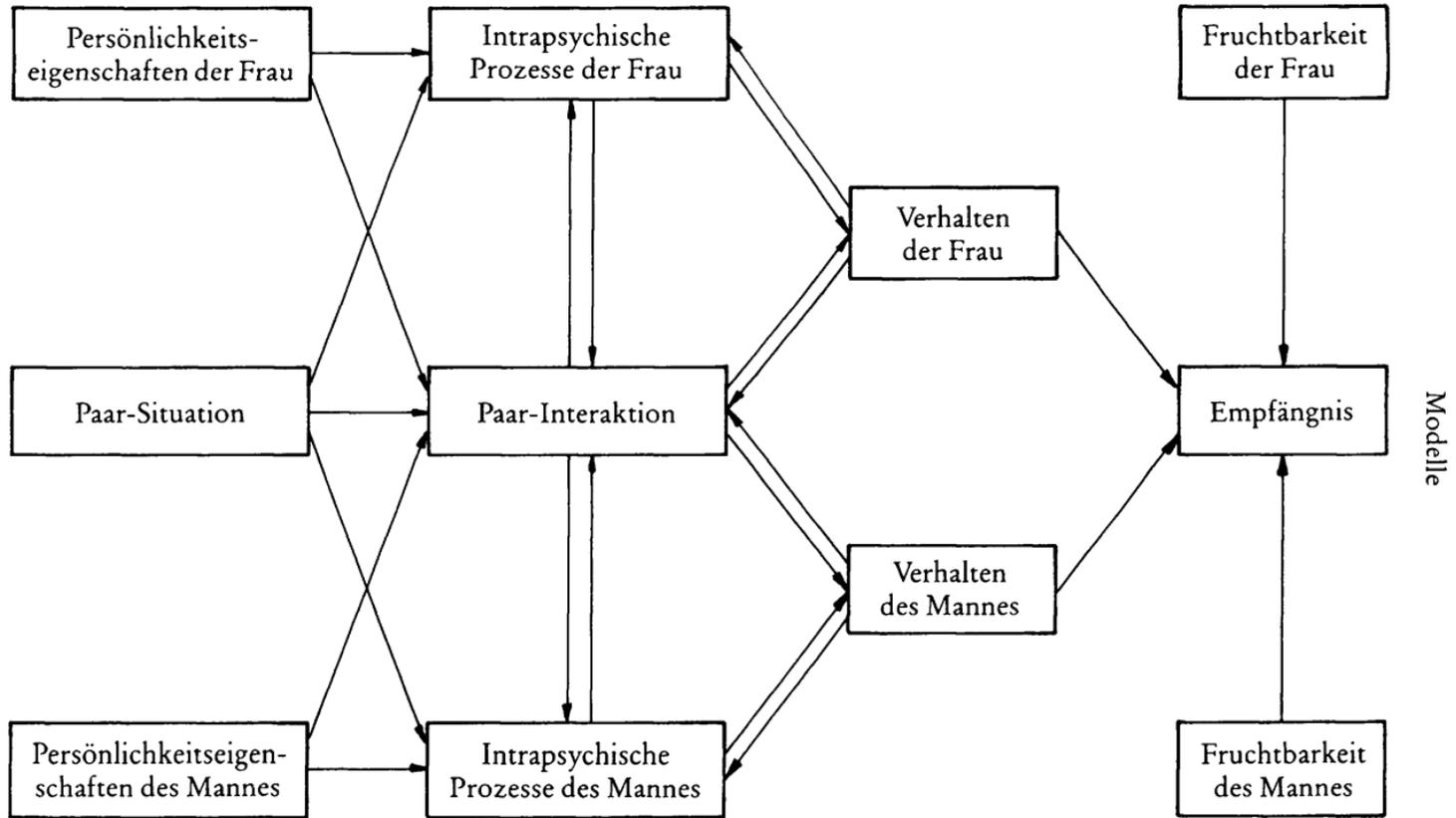
Die getroffenen Entscheidungen und ausgeführten Handlungen sind auf allen Ebenen beeinflusst durch den Grad, in dem sich eine Frau ihres generativen Verhaltens bewußt wird, und durch die Kommunikation mit dem Partner. Auf der ersten Stufe hängt diese Bewußtheit von der Einstellung zur Empfängnis, den erwarteten Konsequenzen einer Empfängnis und von dem Ausmaß an Kontrolle ab, das die Betroffene über eine Empfängnisverhütung zu haben glaubt. All diese Faktoren sind von einer Vielzahl persönlicher, sozialer und kultureller Variablen mitbestimmt. Die Kommunikation mit dem Partner wird insbesondere durch die Rollenstruktur und die Dominanz eines der Partner bestimmt. Für die beiden folgenden Stufen gilt Entsprechendes (vgl. MILLER, 1980).

Der Ansatz von HASS wurde besonders deshalb hervorgehoben, weil hier in einem Modell generativen Verhaltens erstmals die Paarinteraktion expliziert wird. Die Konsequenz daraus wurde aber in der Operationalisierung, d. h. in der empirischen Forschung nur halbherzig gezogen, da die Paarkommunikation nur über die Aussagen der Frau erfaßt wurde.

2.2.2 Das Modell von MILLER: Die Interaktion des Paares

MILLER (1980) hat ein Paarinteraktionsmodell konzipiert, das von der Dyade als einem Interaktionssystem ausgeht, in dem zwei Personen zum Teil gemeinsame Interessen und Ziele verfolgen, zum anderen Teil aber eigene Interessen und Ziele, die von denen des Partners abweichen, anstreben. Daraus ergibt sich ein Konflikt zwischen der Kohäsion des Paares und individueller Autonomie. Ein weiteres Konfliktpotential entsteht daraus, daß Identität gewahrt werden soll und gleichzeitig ein Wandlungsprozeß gemeinsam durchlebt wird. Das Paar tendiert einerseits dazu, sich selbst zu bewahren und muß andererseits die Anpassung an die Veränderung des Partners und der Umwelt vollziehen. Aus diesen beiden Konfliktbereichen leitet MILLER sieben Aspekte ab, die es bei der Analyse von Paarinteraktionen zu berücksichtigen gilt:

1. Kommunikation,
2. Prozesse, die Zusammenhalt erzeugen,
3. Konflikt und Konfliktlösung,



Darst. 18: Das Modell von MILLER (1980).

4. Individueller Einfluß,
5. Rollenstruktur und Arbeitsteilung,
6. Planung und Entscheidungsfindung,
7. Anpassung an Veränderungen des Partners und der Umwelt.

Diese sieben Aspekte, die sich allerdings z. T. überlappen, sind in wohl allen Variablen, die das generative Verhalten beeinflussen, enthalten. Darstellung 18 visualisiert jene Einflußgrößen innerhalb des Paares, von denen die Empfängnis abhängt.

Die Darstellung macht deutlich, daß ein Paar über zahlreiche, z. T. komplexe Interaktionsmuster verfügt und daß die Empfängnis sowohl biologisch als auch psychologisch von beiden Partnern abhängt, wobei die Verhaltensaspekte nicht additiv, sondern interaktiv zu betrachten sind. Der Konflikt zwischen individueller Autonomie und Gemeinsamkeit wird dabei deutlich: Obwohl die Partner u. U. eine gemeinsame Entscheidung auf der Basis sorgfältiger Überlegungen und ausführlicher Kommunikation getroffen haben, müssen letztlich beide nach ihren eigenen Intentionen als Individuen handeln (MILLER, 1980).

MILLER hat damit zweifellos das bislang elaborierteste und auch theoretisch anspruchsvollste Modell der Paarinteraktion innerhalb der Bevölkerungspsychologie entwickelt. Der Preis dafür allerdings scheint hoch zu sein. Er hat in seinen PoR (Psychology of Reproduction)-Studien die Modellannahmen empirisch nicht überprüft, was implizit als Hinweis darauf gewertet werden kann, daß eine Operationalisierung der Modellparameter bislang nicht adäquat realisiert werden konnte. Das verwundert nicht angesichts der Komplexität dieser Variablen. Man könnte also folgern, daß es z. Z. zwar möglich ist, die für die Paarinteraktion relevanten Prozesse zu benennen und begründete Hypothesen zu formulieren, eine angemessene empirische Erfassung und damit eine Überprüfung der Hypothesen dagegen erhebliche Schwierigkeiten bereitet.

2.2.3 Das Modell der Studie

„Wertwandel und generatives Verhalten“:
Wertorientierung des Paares

In einer Untersuchung der Autoren, die explizit vom Konzept des Wertwandels in Industriestaaten (vgl. z. B. KLAGES und KMIĘCIAK, 1979) ausging, wurde ein Paarmodell aus dem zuvor dargestellten Modell der Studie „Motivation generativen Verhaltens“ entwickelt.

Das Untersuchungsziel (vgl. v. ROSENSTIEL et al., 1983; OPPITZ et al., 1983) bestand darin,

- Längsschnittuntersuchungen an einer größeren Zahl von Ehepaaren im deutschen Sprachraum vorzunehmen,
- bei denen Männer und Frauen unmittelbar in die Untersuchung einbezogen werden,
- die die Motivation des generativen Verhaltens der Partner in den Mittelpunkt stellen und diese vor dem Hintergrund des Wertwandels in der Gesellschaft sehen.

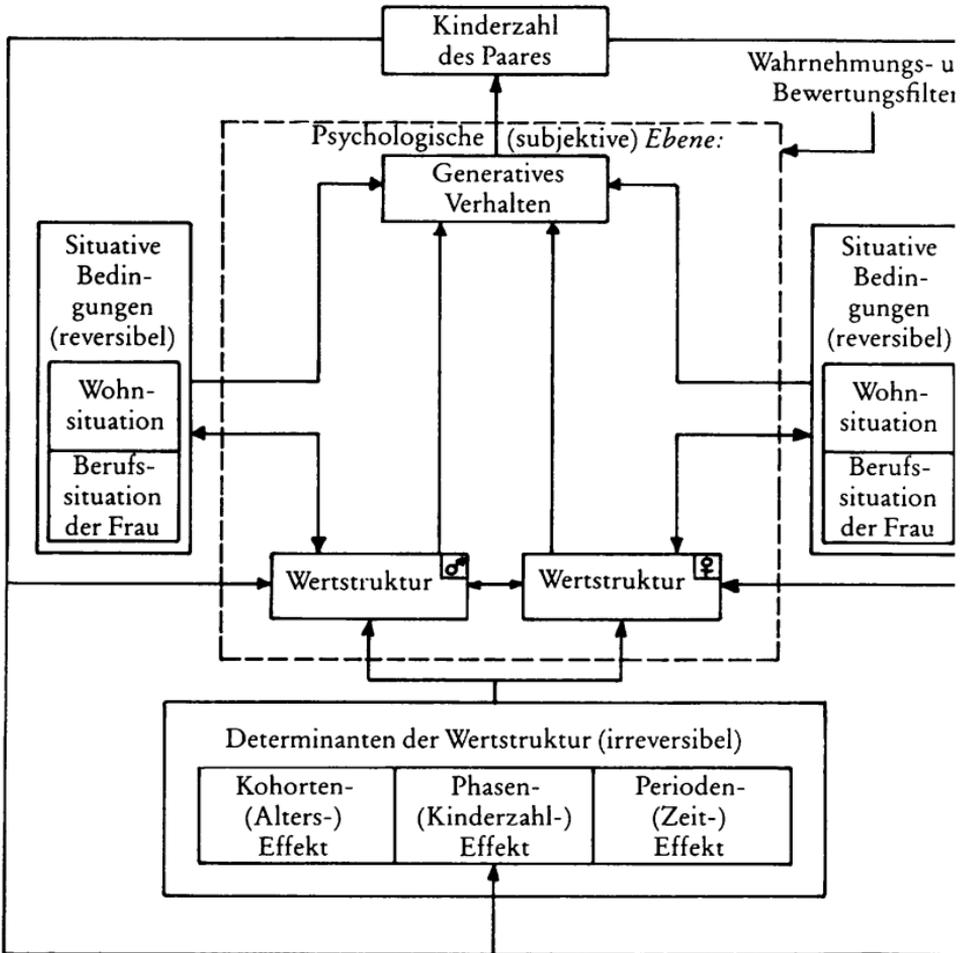
Das Modell, das für diese Untersuchung leitend war, zeigt Darstellung 19 auf S. 74.

Das Modell läßt erkennen, daß von den individuellen Wertorientierungen beider Partner ausgegangen wird, die von irreversiblen Determinanten – dem Kohorten-, dem Phasen- und dem Periodeneffekt – sowie von reversiblen Situationsbedingungen, wie z. B. der Wohnsituation und der Berufssituation der Frau, geprägt werden. Die Wertorientierungen prägen – im Sinne des Individualmodells (vgl. S. 67f.) – die Motivation generativen Verhaltens, die auf der Ebene des Paares zum generativen Verhalten führt, dessen Folge eine zu einem bestimmten Zeitpunkt realisierte Kinderzahl ist.

Die von den Autoren gewählte sozialpsychologische Vorgehensweise impliziert vom theoretischen Konzept her, daß Werte, an denen sich eine Person orientiert und die als Werthaltungen auf der Ebene des individuellen Erlebens erfassbar werden, für das konkrete Verhalten bedeutsam sind und es in einer „überindividuellen“ Weise steuern. Dies bedeutet, daß für das Individuum im Rahmen des Sozialisationsprozesses Werthaltungen ausgebildet werden, die in verschiedenen Situationen als Orientierungspunkte wirken und dem Handeln seine Richtung geben. Werte selbst bilden und verändern sich im gesellschaftlichen Prozeß. Somit gewinnt die vieldiskutierte These vom Wertwandel in der Gesellschaft (vgl. INGLEHART, 1977; STRÜMPPEL, 1977; NOELLE-NEUMANN, 1978; KLAGES, 1984) eine erhebliche Bedeutung für die Untersuchung generativen Verhaltens.

Als nichtreversible Einflußfaktoren des Wandels individueller Werthaltungen werden im Modell der Kohorteneffekt, der Lebensphaseneffekt und der Periodeneffekt genannt. Sie seien knapp erklärt:

1. Kohorteneffekt: Verschiedene Kohorten von Paaren finden in einer gleichen Phase ihres Lebenszyklus unterschiedliche äußere Bedingungen vor; sie können somit spezifische Werthaltungen ent-



Darst. 19: Das Modell der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“.

wickeln und als Jahrgangskohorten zu zentralen ^{Förderern} Promotoren des Wertwandels werden (RYDER, 1965). So sind beispielsweise Menschen, die zwischen 1945 und 1955 in der Bundesrepublik Deutschland in der sogenannten „Aufbauphase“ geboren wurden, in der Regel unter ganz anderen ökonomischen und sozialen Bedingungen aufgewachsen als die, deren Geburt zwischen 1955 und 1965 in die „Wohlstandsphase“ fiel (MACKENSEN, 1975). Dies kann unter anderem auch zu andersartigen Werthaltungen in Lebensbereichen wie z. B. Beruf, Freizeit, Partnerschaft und Familie führen. Die Analyse dieses Effektes erscheint geeignet, die z. B. von INGLEHART (1977, 1982) angenommene Verursachung des Wertwandels zu überprüfen.

2. Lebensphaseneffekt: Menschen durchlaufen von der Geburt bis zum Tod verschiedene Lebensphasen, die sich durch typische Rollenkonstellationen auszeichnen (vgl. ERIKSON, 1966). Ein solcher Lebenszyklus hat in unserer Gesellschaft häufig die Phasen: Schuleintritt, Eintritt in das Berufsleben, Heirat, Geburt des ersten Kindes, Geburt weiterer Kinder, Kinder verlassen den Haushalt, Pensionierung, Tod des Partners, Tod. In jeder dieser Phasen ändert sich die Lebenssituation und fordert einen Rollenwechsel, was sich auf die Werthaltungen auswirken kann. Die hier interessierenden Phasen sind die der Geburt des ersten Kindes und der Geburt weiterer Kinder.

3. Periodeneffekt: Bestimmte Ereignisse betreffen alle Altersgruppen zur selben Zeit und beeinflussen somit die Werthaltungen der Betroffenen. So ist z. B. denkbar, daß die wirtschaftliche Rezession in der Bundesrepublik Deutschland auch Werthaltungen, die für das generative Verhalten bedeutsam sind, wandelte.

Neben diese drei für die individuelle Wertstruktur und deren Wandel ausschlaggebenden Effekte treten als Beeinflussungsgrößen für individuelle Wertstrukturen und gemeinsames generatives Verhalten verschiedenartige Situationseffekte. Hier handelt es sich um meist reversible situative Bedingungen, wie z. B. Wohn- und Berufsverhältnisse. So können z. B. die bei einer Frau ursprünglich vorhandenen positiven Wertungen in bezug auf die Mutter- und Hausfrauenrolle nach der Aufnahme einer befriedigenden beruflichen Tätigkeit sich in der Weise wandeln, daß die Karrierepräferenz sich verstärkt. Aber auch der umgekehrte Effekt ist vorstellbar: Frauen, die mit ihrer beruflichen Tätigkeit unzufrieden sind, sehen zunehmend im Kind eine Sinnerfüllung ihres Lebens. Auf diese Weise haben situative Bedingungen über die Wertorientierungen der einzelnen einen indirekten Einfluß auf das generative Verhalten.

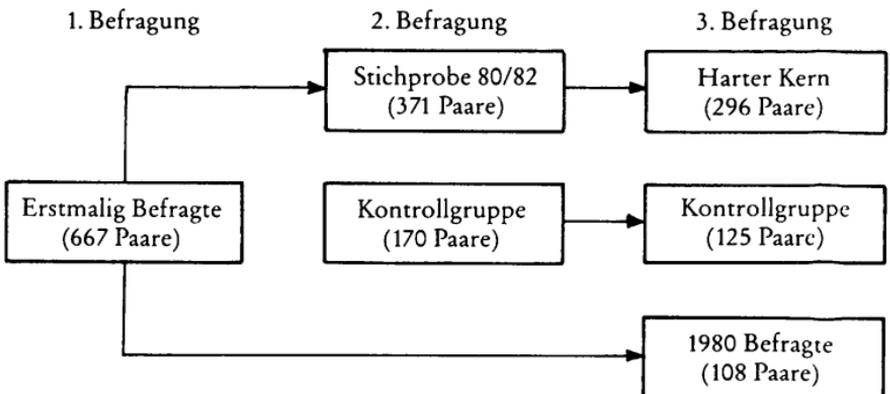
Die individuellen Wertorientierungen, eine zentrale Größe des Modells, deren Beeinflussung durch verschiedene Effekte soeben aufgezeigt wurde, interessieren in diesem Zusammenhang nur in jenen inhaltlichen Ausschnitten, die für das generative Verhalten bedeutsam sind. Es soll also nicht der gesamte „Wertraum“ des Individuums erfaßt werden, sondern nur jener Ausschnitt daraus, der für generatives Verhalten relevant erscheint.

Das Modell wurde in der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ (v. ROSENSTIEL et al., 1983; OPPITZ et al., 1983; NERDINGER et al., 1984; SPIESS et al., 1984) empirisch überprüft. Diese

Studie soll exemplarisch für mögliche empirische Untersuchungen von Paarmodellen näher dargestellt werden.

Die Studie war als Panel-Untersuchung angelegt, wobei darauf geachtet wurde, daß die befragten Paare in der generativen Phase ihres Lebens standen und, was z. B. Schulbildung, Größe des Wohnortes, Beruf, Wohnverhältnisse betrifft, die jungen Ehepaare in der Bundesrepublik Deutschland gut repräsentierten. Überrepräsentiert war lediglich die katholische Konfession, da die Untersuchung auf das Bundesland Bayern beschränkt war. Bei der Auswahl wurde zudem – des Kohorteneffektes wegen – darauf geachtet, daß die Ehepaare im Sinne der MACKENSENSCHEN Abgrenzung (1975) den beiden Jahrgangskohorten der „Aufbauphase“ und der „Wohlstandsphase“ angehörten und daß ihre Kinderzahl zum Zeitpunkt der ersten Untersuchung bei 0, 1, 2 oder 3 lag. Beide Partner wurden zunächst getrennt, dann gemeinsam (Y-Design; vgl. v. ROSENSTIEL, 1980a) im Sinne unserer bereits beschriebenen Konzepte über Wertorientierungen, Instrumentalitäten unterschiedlicher Kinderzahlen, intrinsischen Wert von Kindern, die Wahrnehmung sozialen Drucks in bezug auf eine bestimmte Kinderzahl, eine Vielzahl situativer Bedingungen, über individuelle Kinderwünsche und den gemeinsamen Kinderwunsch befragt, und zwar in den Jahren 1980 und 1982; 1983 wurde nur noch nach der Kinderzahl gefragt.

Da jede Panel-Untersuchung unter dem Problem leidet, daß nicht alle, die an der ersten Befragung teilnahmen, auch zum zweiten Befragungszeitpunkt dazu bereit bzw. erreichbar sind, ergibt sich eine deutlich rückläufige Beteiligung, die bei Paarbefragungen dadurch verstärkt wird, daß ein Ausfall bereits dann eintritt, wenn nur einer der beiden Partner nicht mehr erreicht werden kann oder sich nicht mehr befragen läßt. Darstellung 20 zeigt die Beteiligung für alle drei Befragungszeitpunkte.



Darst. 20: Stichproben der Studie „Motivation generativen Verhaltens“ (1. Befragung) und der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ (2. und 3. Befragung).

667 Paare wurden im Jahre 1980 befragt, von diesen konnten im Jahre 1982 wieder 371 und 1983 von diesen wiederum 296 befragt werden. Von den 667 Paaren des Jahres 1980 konnten noch einmal 108 im Jahre 1983 angesprochen werden, bei denen dies im Jahre 1982 nicht möglich war. 1982 war die Untersuchungspopulation durch 170 Paare „aufgefüllt“ worden, u. a. um den Effekt mehrfacher Befragung zu kontrollieren. 125 Paare von diesen konnten 1983 wieder befragt werden. (Detaillierte Angaben zu den Operationalisierungen, zum Untersuchungsdesign und zu den Merkmalen der untersuchten Stichprobe finden sich bei v. ROSENSTIEL et al., 1983.)

3. Determinanten des generativen Verhaltens

In der theoretischen Grundlegung der Psychologie generativen Verhaltens wurden das individuelle Können, das soziale Dürfen, die situative Ermöglichung, das Wollen und die Paarinteraktion als Determinanten generativen Verhaltens bestimmt. Im folgenden sollen die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zu diesen Determinanten dargestellt werden.

3.1 Können

Das „Können“ entspricht weitgehend – bezogen auf das generative Verhalten – der physiologischen Komponente (vgl. MACKENROTH, 1953). Es setzt gewissermaßen den Rahmen für das generative Verhalten. Während eine Frau durchschnittlich – vom physiologischen Können her – 12 bis 15 Geburten haben kann, ist beim Mann eine biologische Höchstgrenze potentieller Zeugungen kaum anzugeben.

Es wird nicht selten angenommen, daß in der Zeit vor der Entwicklung zuverlässiger Antikonzeptiva die Geburtenrate weitgehend durch die physiologische Variable des Könnens bestimmt war. Dieses Bild täuscht, was exemplarisch an einem Fallbericht aus dem 18. Jahrhundert gezeigt werden kann. Darin wird beschrieben, daß in einem Landstrich mit dem Namen Vogelsberg keine „Fälle von Hurerei“ gemeldet wurden. Der Autor erklärt dies durch einen Mangel an Luxus in dieser Gegend, der zu reinen Liebesheiraten führte und beendet den Bericht mit folgender „... Merkwürdigkeit dieses Ländchens! Man fand bei keinem Bauern mehr als 2 Kinder. Was meinen meine Leser warum? Die Ursache war, weil das dritte Kind, nach altem Herkommen, dem Landesherrn leibeigen war.

Daher machten die Schelme nie mehr als zwei, starb eines, so war es bald wieder ersetzt. Aber solange die zwei lebten, mußte sich der Bauer vor dem dritten hüten“ (zitiert nach HARDACH und HARDACH, 1978, S. 36; vgl. auch HEINSOHN und STEIGER, 1985).

Also auch hier zeigt sich bereits die große Bedeutung des „Wollens“. Nachfolgend aber soll das Können oder besser das „Nicht-Können“ thematisiert sein. Eine vollständige Unfruchtbarkeit oder Sterilität ist nur bei einer geringen Anzahl von Menschen angeboren, sie kann aber zu unterschiedlichen Zeiten eintreten, wobei z. B. an Unfälle oder Krankheiten – insbesondere hormonelle Störungen – zu denken ist.

Bevölkerungspsychologisch besonders interessant erscheint jedoch, ob es auch eine funktionelle oder psychogene Sterilität gibt, d. h. ob sich nachweisen läßt, daß Paare ihren Kinderwunsch aufgrund psychischer Bedingungen nicht erfüllen können. Entsprechende Hypothesen wurden früher meist skeptisch beurteilt (z. B. BRÄUTIGAM und CHRISTIAN, 1973), bis STAUBER (1979) eine bahnbrechende Studie zu diesem Thema vorlegte.

Diese Untersuchung basiert auf Daten, die an mehr als 2500 Ehepaaren gewonnen wurden, die wegen Sterilitätsproblemen in die Sprechstunde der Frauenklinik Charlottenburg der Freien Universität Berlin kamen. Dabei wurden die somatischen Bedingungen untersucht, Gespräche mit beiden Partnern geführt, der – psychoanalytisch ausgerichtete – Gießen-Test (BECKMANN und RICHTER, 1972) durchgeführt und ein Streßfragebogen mit der Bitte um Beantwortung vorgelegt. Danach konnte bei ca. 28% der Paare eine psychogene Sterilität diagnostiziert werden, wobei hervorzuheben ist, daß in diesen Fällen in der Regel beide Partner – in Interaktion miteinander – dafür verantwortlich scheinen.

Die Ergebnisse des Gießen-Tests deuten darauf hin, daß bei Frauen, die unter Sterilität leiden, drei Faktoren hervorstechen: Zunächst liegt ein stark depressiver Zug vor, der sich in Ängstlichkeit und Bedrücktsein zeigt. Weiter wirken die genannten Frauen narzisstisch frustriert, d. h. sie fühlen sich mißachtet, kritisiert, wenig durchsetzungsfähig und auch an einem guten Aussehen desinteressiert. Bei den psychogen sterilen Männern zeigt sich ein ähnliches – wenn auch nicht so ausgeprägtes – Bild. Als drittes Merkmal hebt STAUBER (1979) hervor, daß innerhalb der Paarbeziehung meist ein Partner stark dominant ist. Ungeklärt erscheint allerdings, ob diese Merkmale auf den frustrierten Kinderwunsch zurückzuführen sind und insbesondere die Frauen sich dadurch in ihrer weiblichen Iden-

tität bedroht sehen und narzißtisch gekränkt sind, oder ob sich diese Merkmale bereits vor der Sterilitäts Erfahrung in der Kindheit entwickelten.

Das entscheidende Moment der sterilen Ehe scheint aber die Interaktionsform der Partner zu sein. Auffallend häufig finden sich anklammernd-symbiotische Beziehungen, d.h. die Partner stabilisieren ihre psychischen Probleme gegenseitig, oder aber der eine Partner auf Kosten des anderen (vgl. GOLDSCHMIDT und DE BOOR, 1976). Bei diesem Typ der funktionell sterilen Ehe, der durch die Paarkonstellation von Versorgung und Versorgtwerden charakterisierbar ist (vgl. WILLI, 1975), wird eine unbewußte Abwehr der Schwangerschaft und der daraus erwachsenden Verpflichtung dem Kind gegenüber vermutet.

Schließlich sei ein weiteres Ergebnis der Untersuchung von STAUBER erwähnt, wonach psychosozialer Streß die Qualität des Spermas negativ beeinflusst. So fand der Autor „... immer wieder Fälle, bei denen ein Patient z.B. infolge von Terminarbeit, Examina oder auch familiären Belastungen Spermaqualitätsminderungen aufwies“ (1979, S. 176). Durch geeignete Intervention konnten derartige Störungen wieder behoben werden; es ist aber zu vermuten, daß emotionaler Dauerstreß auch zu einer irreversiblen Störung der Potenz führen kann.

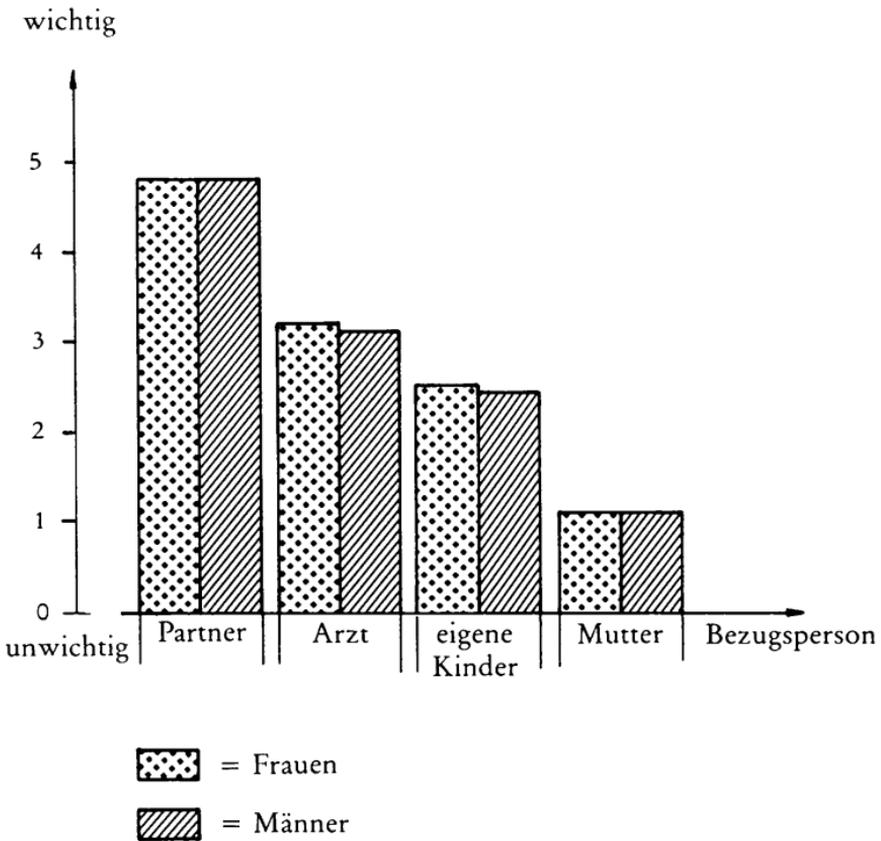
Bedenkt man schließlich, daß nur 10% der Paare, an denen die Untersuchung STAUBERS durchgeführt wurde, aufgrund einer körperlich zentrierten Behandlung zu einer Schwangerschaft kamen, doppelt so viele aber aufgrund einer psychologisch-therapeutischen Arbeit, so wird die Bedeutung der Einbeziehung psychologischer Fragestellungen in die medizinischen Fertilitätsuntersuchungen erkennbar. Für den Einzelfall – das einzelne Paar, das unter Kinderlosigkeit leidet – sind derartige Ergebnisse von hoher Bedeutsamkeit. Ihre Relevanz für die Bevölkerungspsychologie muß jedoch relativiert werden. Etwa 10% aller Ehen in der Bundesrepublik Deutschland bleiben ungewollt kinderlos (TIETZE, 1980). Unterstellt man, daß in ca. einem Drittel dieser Fälle die Ursachen der Kinderlosigkeit vorwiegend psychogen sind, so ist unter dem Aspekt des Könnens – auf dem aggregierten Niveau betrachtet – der potentielle Einfluß psychogener Faktoren auf die Bevölkerungsentwicklung bescheiden. Daher erscheint auch die bei unseren nachfolgend dargestellten Überlegungen und Untersuchungen angenommene Voraussetzung, daß die untersuchten Paare vom „Können“ her fähig sind, Kinder zu bekommen, noch vertretbar.

3.2 Dürfen

Im „sozialen Dürfen“ – in gesellschaftlichen Normen also – sah MACKENROTH (1953) eine gewichtige Determinante des generativen Verhaltens. Sie erscheint allerdings schwer von anderen Verhaltensdeterminanten abgrenzbar. Normen bestimmen vielfach, was Menschen können oder nicht können, und dies mag ebenfalls für das generative Verhalten gelten. Sicherlich aber haben Normen Einfluß auf die situative Ermöglichung, denn von ihnen hängt zumindest teilweise ab, ob Verhütungsmittel benutzt werden oder nicht, ob Schwangerschaftsabbrüche angestrebt werden. Normen haben wesentlichen Einfluß darauf, wie die ökonomische Situation der Angehörigen verschiedener sozialer Schichten ist, welche Größe die Wohnungen haben, die jungen Familien zur Verfügung stehen, ob Großeltern mit im Hause oder in der Wohnung leben und ob diese bereit sind, die Kinder aufzuziehen. Normen beziehen sich auf das Selbstverständliche, über das im Regelfall nicht nachgedacht wird, und sie haben damit eine für den einzelnen entlastende Funktion (vgl. IRLE, 1975), nehmen ihm häufig die Last der Entscheidungen ab und gewähren innerhalb sozialer Einheiten eine gewisse Gleichheit und Vorhersagbarkeit der als bedeutsam angesehenen Verhaltensweisen und Verhaltensergebnisse. Wenn heute ein junges Paar durchschnittlich zwei Kinder bekommt, so ist dies eben „das Normale“ und verdeutlicht zugleich, wie stark der Einfluß von Normen auf das generative Verhalten ist, das damit u. U. gar nicht auf individuelle generative Entscheidungen zurückzugehen scheint, denn über Selbstverständlichkeiten entscheidet man nicht. Hier aber zeigt sich, wie schwer bzw. willkürlich die Differenzierung zwischen Norm und Motivation ist.

Befragungen (vgl. MÜNZ und PELIKAN, 1978, MÜNZ, 1985; JÜRGENS und POHL, 1975) machen deutlich, daß sich die meisten jungverheirateten Paare zwei Kinder wünschen. Zwei Kinder sind andererseits heute die Norm. Sind sie Norm, weil sie meist gewünscht werden? Werden sie gewünscht, weil dies die Norm ist? Will man, was man soll? Ist die bewußte Motivation nur das Bewußtwerden der Norm? Die Grenzlinie ist hier – wenn überhaupt – nur willkürlich zu ziehen. Entsprechend hätte man einiges von dem, was später unter den Kapiteln „situative Ermöglichung“ und „Wollen“ abgehandelt wird, auch in diesem Abschnitt darstellen können.

Innerhalb der Untersuchung „Wertwandel und generatives Verhalten“ wurde unterstellt, daß Normen prinzipiell bewußtseinsfähig sind. Männ-



Darst. 21: Die Bedeutung von Bezugspersonen für das generative Verhalten.

liche und weibliche Partner wurden getrennt danach befragt, welche Bedeutung – auf einer von 0 bis 5 reichenden Skala – wichtige Bezugspersonen auf dem Gebiet des generativen Verhaltens für sie hätten und wie diese Personen wohl reagieren würden, wenn die Befragten eine bestimmte Kinderzahl realisierten. Diese bei den Bezugspersonen vorgestellten Reaktionen sollten auf einer Skala zwischen +2 (Zustimmung) und –2 (Ablehnung) vermerkt werden. Die gleichen Fragen wurden zu zwei Befragungszeitpunkten – 1980 und 1982 – an die jungen Paare gestellt.

Darstellung 21 zeigt, wie die Bedeutung der Bezugspersonen zum zweiten Befragungszeitpunkt eingeschätzt wurde (die Ergebnisse zum ersten Befragungszeitpunkt unterscheiden sich davon nur geringfügig).

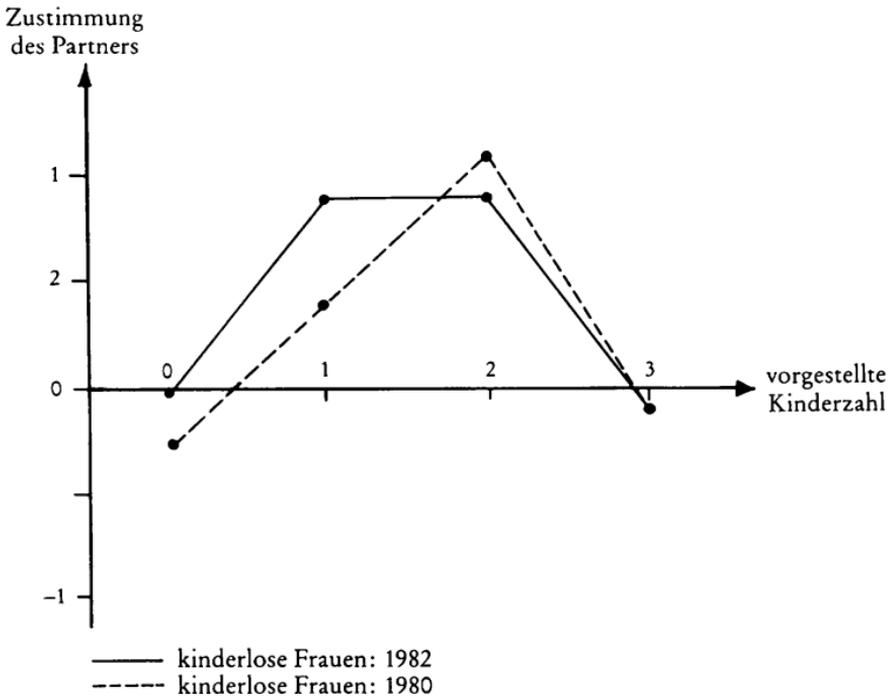
Hervorzuheben ist vor allem der hohe Grad an Übereinstimmung zwischen den Geschlechtern. Dabei wird mit Abstand der

Partner als bedeutendste Bezugsperson auf dem Feld des generativen Verhaltens eingeschätzt. Dies war zu erwarten, zeigt jedoch die überragende Bedeutung, die der Dyade für das generative Verhalten zukommt. Die Interpretation kann allerdings mit der Untersuchungsperspektive wechseln: Geht man vom Individuum als Träger der generativen Entscheidung aus, so deutet der mitgeteilte Befund darauf hin, daß der größte soziale bzw. normative Druck vom Partner ausgeht. Sieht man im Paar die Entscheidungseinheit, so kommt entsprechend der Variablen „Paarinteraktion“ eine hohe Bedeutung für das generative Verhalten zu.

An zweiter Stelle folgt der Arzt, dessen Meinung wohl vor allem aufgrund seiner fachlichen Kompetenz in Hinsicht auf eventuelle physische Schädigungen sowohl der Mutter als auch des Kindes diese Bedeutung erhält. Es folgen die – falls bereits vorhanden – eigenen Kinder und sodann die jeweils eigene Mutter, was darauf hinweist, daß zumindest in der Bundesrepublik Deutschland der Entscheidungsort für das generative Verhalten die Kernfamilie ist. Allen anderen Bezugspersonen – entfernteren Verwandten oder Freunden, aber auch Institutionen, wie z.B. der Kirche – kommt eine zu vernachlässigende Bedeutung zu. All diese Bedeutungseinschätzungen erwiesen sich als sehr stabil und zeigten zwischen den Personen und zwischen den Geschlechtern eine nur geringe Streuung.

Für das generative Verhalten ist nun nicht nur interessant, welche Bezugspersonen auf diesem Feld Bedeutung haben, sondern auch, wie sich der Entscheidungsträger deren Reaktion auf eine bestimmte realisierte Kinderzahl vorstellt. Wir sprechen hier kurz von „Zustimmung“. Darstellung 22 zeigt exemplarisch die von der Frau vorgestellte Zustimmung des Partners zu bestimmten Kinderzahlen.

Die Werte von 1982 zeigen, daß kinderlose Frauen gleichhohe Zustimmung des Partners zu einem oder zwei Kindern vermuten. Kein Kind auf der einen Seite oder drei Kinder auf der anderen Seite würden dagegen nach der Vorstellung der Befragten nicht mehr zu positiven, sondern zu negativen bzw. neutralen Reaktionen der Bezugspersonen führen. Hier dokumentiert sich ein Wandel. In der 1980 durchgeführten Befragung ließ sich noch eindeutig zeigen, daß die intensivsten positiven Reaktionen bei zwei Kindern erwartet wurden. In der Zwischenzeit scheint sich ein sozialer Wandel vollzogen zu haben, der Ein-Kind-Familien ebenso attraktiv wie Zwei-Kind-Familien erscheinen läßt. Zu ähnlichen Schlußfolgerungen



Darst. 22: Zustimmung des Partners zu vorgestellten Kinderzahlen.

kommt POHL (1982) aufgrund neuerer Ergebnisse einer Längsschnittstudie des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung.

Das gewohnte Reaktionsmuster zeigten dagegen Frauen, die bereits ein Kind haben. Erwartet wird eine betonte Zustimmung zu zwei Kindern, eine geringere Zustimmung zur bereits realisierten Kinderzahl (eines) sowie die Ablehnung von drei Kindern. Frauen mit zwei bzw. drei Kindern erhöhen die vermutete Zustimmung des Partners zur realisierten Kinderzahl, erwarten dagegen eine drastisch sinkende Zustimmung des Partners im Falle eines weiteren Kindes. Daß Frauen mit drei Kindern bei ihrem Partner eine hohe Zustimmung zur realisierten Kinderzahl annehmen, kann aus der Besonderheit der entsprechenden Paare heraus erklärt werden; es könnte jedoch auch im Sinne eines Abbaus von kognitiver Dissonanz interpretiert werden: Wenn das eigene Handeln nicht sozialem Druck attribulierbar erscheint, kommt es zu Post-hoc-Rechtfertigungen der jeweiligen Familiengröße (KIESLER, 1977).

Die soeben mitgeteilten Befunde sind nicht typisch für Frauen, sondern erscheinen generalisierbar: Bei den Männern kamen wir zu damit übereinstimmenden Ergebnissen.

Sucht man zusammenfassend das Wichtigste herauszustellen, so läßt sich sagen, daß die Zwei-Kind-Norm nicht mehr uneingeschränkt in unserer Gesellschaft zu gelten scheint, sondern daß auch die Familie mit einem Kind auf Akzeptanz stößt – zumindest in der Wahrnehmung jener, die noch vor ihren generativen Entscheidungen stehen. Dagegen wirkt vor allem gegen höhere Kinderzahlen, aber auch gegen den Verzicht auf Kinder ein starker sozialer Druck. Da der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland jedoch in erster Linie auf die Abnahme der Zahl von Familien mit mehr als zwei Kindern zurückzuführen ist (HÖHN et al., 1980) muß in der Normverschiebung eine wesentliche Komponente der Erklärung dieses Phänomens gesehen werden.

3.3 Situative Ermöglichung

Situative Rahmenbedingungen sind – wie für alle Felder des Handelns – auch für das generative Verhalten bedeutsam. Dabei kann der Einfluß der Situation in einem sehr engen Sinne bestimmt werden: Als objektives Datum, das ein bestimmtes Handeln erzwingt oder unmöglich macht, z. B. in der Form von Kriegssituationen zu einer langjährigen Trennung der Partner führt und damit einen drastischen Rückgang der Kinderzahl determiniert. In einem weiteren Sinne läßt sich aber auch dann noch vom Einfluß der Situation sprechen, wenn diese als wahrgenommene und interpretierte Situation individuelle Verhaltenstendenzen bestimmt. Situative Bestimmungsgrößen generativer Entscheidungen werden heute in der Bevölkerungspsychologie meist so behandelt. Auch hier soll das in dieser Weise geschehen, obwohl unverkennbar ist, daß die Abgrenzung der wahrgenommenen Situation von der individuellen Motivation und den gesellschaftlichen Normen dann nur noch akzentuierend erfolgen kann.

Als besonders wichtige Einflußgrößen situativer Art werden in diesem Sinne häufig genannt: (1) das Einkommen, (2) die soziale Schicht, (3) die Erwerbstätigkeit der Frau, (4) die Wohnsituation, (5) die Verhütungsmethoden und die Möglichkeiten zur Schwangerschaftsunterbrechung. Auf diese Punkte sei nachfolgend eingegangen. Ergebnisse zur Familie, die ebenfalls als institutioneller Rahmen generativen Verhaltens zu den Ermöglichungsbedingungen zählt, sollen in diesem Kontext nicht vorgetragen werden (vgl. die vornehmlich soziologischen Ansätze von MÉTRAL, 1981; KÖNIG,

1978; JURCZYK, 1980; ENGELBERT, 1982; TYRELL, 1982; zu sog. 'nichtehelichen Lebensgemeinschaften' vgl. MEYER und SCHULZE, 1983; SPIEGEL, 1983; KAUFMANN et al., 1982; zur Situation der Familien in der DDR vgl. RUNGE, 1985).

3.3.1 Einkommen

Das Verhältnis zwischen Einkommen und Kinderzahl ist häufig untersucht worden. So kann unter spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen ein Verzicht auf Kinder, in anderen dagegen eine große Kinderzahl Mittel zu dem Zweck sein, Einkommen zu steigern (vgl. v. LÖSCH, 1974). Es ist eben von erheblicher Wichtigkeit, ob die ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen dazu angetan sind, ein Kind als „Konsumgut“ oder ein Kind als „Produktionsfaktor“ zu betrachten. ANDORKA (1979) bringt ein für die westlichen Industriestaaten wichtiges Forschungsergebnis auf einen knappen Nenner: Eine Verbesserung des Einkommensniveaus und eine optimistische Einschätzung des künftigen Einkommens wirken sich positiv auf die Kinderzahl pro Ehe aus, falls andere Einflußgrößen konstant bleiben.

Für die Bundesrepublik Deutschland hat SCHWARZ (1979) die Beziehungen zwischen Einkommen und Kinderzahl anhand einer Sekundäranalyse amtlicher statistischer Quellen untersucht. Er ging dabei von der Hypothese aus, daß Kinder ihre Eltern über die Jahre zu erheblichen Ausgaben zwingen, was um so leichter akzeptiert werden kann, je höher das Einkommen ist. Die empirische Überprüfung der genannten Hypothese stellt sich als nicht ganz so einfach dar wie zunächst vermutet, da verschiedene amtliche Quellen unterschiedliche Einkommensbegriffe zugrunde legen. Dennoch ließen sich bestimmte Beziehungen feststellen, die allerdings der Ausgangshypothese nur partiell entsprechen: Die Ergebnisse der Einkommenssteuerstatistik von 1925 lassen sich als U-förmige Beziehung darstellen: In den untersten und obersten Einkommensgruppen finden sich die höchsten Kinderzahlen, während sie im mittleren Einkommensniveau darunter liegen. Bezieht man allerdings die Stadt-Land-Beziehungen in die Überlegungen ein, so wird diese Aussage relativiert. Für Groß- und Mittelstädte ließen sich eindeutig positive Korrelationen zwischen Einkommen und Kinderzahl feststellen. SCHWARZ interpretiert dies dahingehend, daß sich das „neue“, an die veränderten Lebensverhältnisse angepaßte

generative Verhalten im städtischen Milieu früher durchgesetzt hat. Daß Kinder Geld kosten und keineswegs als „Produktionsfaktor“ zu interpretieren sind, ist ja für städtische Lebensverhältnisse auch offensichtlicher als für ländliche.

Zwar scheint der Mikrozensus des Jahres 1962 den Zusammenhang zunächst nicht zu bestätigen, doch ergibt eine differenzierte Aufschlüsselung der Bevölkerungsgruppen in Beamte, Angestellte und Arbeiter, daß auch hier für jede dieser Gruppen eine positive Korrelation zwischen Einkommen und Kinderzahl gilt. Somit kann gruppenspezifisch von einer „relativen Einkommenshypothese“ gesprochen werden.

Als weiteres wichtiges Untersuchungsergebnis zeigt sich, daß die Kinderzahl in der Ehe nur dann mit dem wachsenden Einkommen des Mannes kontinuierlich steigt, wenn die Ehefrau nicht erwerbstätig ist. Aber auch hier darf die Sozialschicht nicht unberücksichtigt bleiben: So sind in den unteren Einkommensschichten bei Familien mit drei oder mehr Kindern annähernd die Hälfte der Frauen erwerbstätig, während dies in den höheren Einkommensschichten nur 10–20% der Frauen sind.

Daß dem Einkommen nur eine relative – von Situation zu Situation unterschiedliche – Bedeutung für die Kinderzahl zukommt, wird z.B. erkennbar, wenn man sich spezifisch mit der Einkommenslage jüngerer Familien auseinandersetzt. Jungverheiratete Paare befinden sich – betrachtet man nur das Einkommen des Mannes – in einer ungünstigeren materiellen Lage als ältere (vgl. SCHWARZ, 1980). Ein Verzicht auf berufliche Tätigkeit der Frau zugunsten der Geburt und des Aufziehens von Kindern wirkt sich also gerade bei den jungen Familien stärker aus. Entsprechend zeigt der Mikrozensus von 1979 dann auch deutlich, daß kinderreiche junge Paare materiell eindeutig schlechter als kinderlose junge Paare gestellt sind. Die Erwerbstätigkeit der Frau ist bei dieser sozialen Gruppe daher in erster Linie ökonomisch bedingt: Frauen, deren Männer relativ wenig verdienen, bleiben trotz der Geburt von Kindern häufiger berufstätig als Frauen, deren Männer besser verdienen. Dies hat dann zur Konsequenz, daß Kinder aus Familien, deren Väter materiell ungünstig gestellt sind, auch in einem sehr jungen Alter häufig auf die Anwesenheit der Mutter verzichten müssen.

Fassen wir zusammen: Zwischen dem Einkommen und der Kinderzahl scheint in der Bundesrepublik Deutschland eine positive Korrelation zu bestehen. Allerdings ist diese Beziehung sehr

schwach, und sie wird zudem durch eine Vielzahl anderer Einflußgrößen moderiert, so daß sie als wenig bedeutsam eingestuft werden darf.

Nützlicher als die Variable „Einkommen“ scheint die Variable „soziale Schicht“ für die Erklärung der Kinderzahl zu sein.

3.3.2 Soziale Schicht

Das Schichtkonzept, wie es heute in den Sozialwissenschaften verwendet wird, ist nicht eindeutig und übereinstimmend definiert und entsprechend Gegenstand kontroverser Diskussionen (vgl. ROSENBAUM, 1983). Es muß fraglich erscheinen, ob die in der amtlichen Statistik verwendeten Kategorien geeignet sind, eine Rangzuweisung innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie adäquat zuzulassen (vgl. TEGMEYER, 1976). Für die Status- bzw. Rangzuweisung wird meist ein enger Zusammenhang zwischen Schulabschluß, beruflicher Stellung und Einkommen postuliert, was jedoch (vgl. IRLE, 1978) kaum berechtigt ist, da diese Größen nur gering miteinander korrelieren. Nach dem herkömmlichen Konzept der Sozialstruktur (ROSENBAUM, 1983) wird Gesellschaft als ein vertikales System sozialer Ungleichheit betrachtet. Dabei ist die Stellung in der Erwerbsstruktur die entscheidende Determinante der individuellen Lebenslage, und zwar in einem umfassenden Sinne: Die Stellung in der Erwerbsstruktur bestimmt auch die „Lebenschancen“. Da jedoch in einer Vielzahl empirischer Untersuchungen aus dem Bereich des Erziehungsverhaltens oder der Persönlichkeitsentwicklung nur ein geringer Teil der Varianz durch eine so verstandene Schichtzugehörigkeit erklärt werden kann, plädiert BERTRAM (1982) dafür, andere Faktoren bei der Konzeption der Sozialschicht stärker zu berücksichtigen, wie z. B. soziokulturelle oder sozopolitische. ROSENBAUM (1983) bezweifelt jedoch, ob dies derzeit angemessen operationalisiert werden kann und fordert, die bisher verwendeten Schichtindikatoren zu präzisieren. Und tatsächlich scheint das Schichtkonzept, das über die Einkommensbestimmung hinausgeht, für die hier interessierende Variable – die Kinderzahl – nicht unwesentlich zu sein.

Dies läßt sich an den Ergebnissen der Untersuchung „Wertwandel und generatives Verhalten“ exemplarisch zeigen. Dabei wurden die Kinderzahl und der Kinderwunsch mit zwei situativen Größen – dem Einkommen und der Sozialschicht – in Beziehung gesetzt, wobei die Sozialschicht im Sinne

von KLEINING und MOORE (1968) an der beruflichen Stellung festgemacht wurde. Die Schichtzuweisung erfolgte in fünf Stufen, die Darstellung 23 veranschaulicht:

Schichteinteilung	Männerberufe	Frauenberufe
Obere Schichten	Techn. Direktor Rechtsanwalt Personalchef Oberschuldirektor	Universitätsprofessorin Studienrätin Ärztin Prokuristin i. gr. Firma
Mittlere Mittelschicht	Bürovorsteher Mittl. Verwalt.-Leiter Polizeiinspektor Elektro-Ingenieur	Volksschullehrerin Buchhändlerin selbst. Hauptbuchhalterin Beamtin i. Mittl. Dienst
Untere Mittelschicht	Malermeister Buchhalter Maschinenmeister Werkstückprüfer	Laborantin Techn. Zeichnerin Verwaltungsangestellte Stenotypistin
Obere Unterschicht	Elektriker Kellner Elektroschweißer Industrieschlosser	Friseurin Verkäuferin i. Warenhaus Bürohilfe Werkstückprüferin
Untere Schichten	Straßenbauarbeiter Lagerarbeiter Bauarbeiter Müllabfuhrarbeiter	Textilarbeiterin Fließbandarbeiterin Ladenhilfe Gelegenheitsarbeiterin

Darst. 23: Berufsliste nach KLEINING & MOORE (1968)
zur Ermittlung des sozialen Status.

Dieses Klassifikationsschema basiert auf einer sozialen Selbsteinstufung und ist nicht gleichzusetzen mit dem in der amtlichen Statistik gebräuchlichen. Für die Untersuchungen wurden jeweils die beiden oberen und unteren Schichten zusammengefaßt. Das Klassifikationsschema verliert zwar dadurch an Differenziertheit, verdeutlicht aber eventuelle Unterschiede auch bei kleineren Zellenbesetzungen. Die Klassifikation geht in der Regel vom Beruf des Mannes aus, da dieser innerhalb unserer gesellschaftlichen Struktur für den sozialen Status der Familie ausschlaggebend ist. Zusätzlich wurde auch bei berufstätigen Frauen der Beruf als Schichtindikator erfaßt. Die Ergebnisse zeigten, daß diese wegen der hohen Korrelationen der beiden Indizes in aller Regel zu keiner Modifikation der Schichtzuweisung führte, so daß es legitim erschien, den Beruf des Mannes durchgehend für die Schichtzuweisung heranzuziehen.

Betrachtet man die so definierte Sozialschicht und das Einkommen in Kombination miteinander, so ergeben sich interessante Effekte auf Kinderzahl und Kinderwunsch, wie die nachfolgenden Tabellen zeigen:

Tab. 1: Durchschnittliche Kinderzahl in Abhängigkeit von Schicht und Einkommen

Schicht \ Einkommen	Einkommen		
	bis DM 1500	bis DM 3000	ab DM 3000
Oberschicht	0,1	0,7	1,0
Mittelschicht	0,4	0,7	0,6
Unterschicht	0,6	1,0	-

a) Frau berufstätig

Schicht \ Einkommen	Einkommen		
	bis DM 1500	bis DM 3000	ab DM 3000
Oberschicht	0	1,4	2,3
Mittelschicht	1,4	1,7	1,0
Unterschicht	1,6	1,3	-

b) Hausfrau

Schicht \ Einkommen	Einkommen		
	bis DM 1500	bis DM 3000	ab DM 3000
Oberschicht	0,2	0,9	1,5
Mittelschicht	0,6	1,3	0,9
Unterschicht	0,9	1,3	1,0

c) Gesamtstichprobe

Ein Blick auf die drei Tabellen läßt die generalisierende Aussage zu, daß die Kombination „Unterschicht“ und „niedriges Einkommen“ mit der geringsten Kinderzahl, die Kombination „Oberschicht“ mit „hohem Einkommen“ mit den höchsten Kinderzahlen

verbunden war. Psychologisch besonders interessant erscheint, daß sich ein entsprechendes Ergebnis beim Kinderwunsch nicht zeigte. Interpretiert man den Kinderwunsch als Einstellungsvariable, so wird hier die vielfach diskutierte Nichtübereinstimmung von Einstellung und Verhalten deutlich (vgl. z.B. MUMMENDEY, 1979). Bevor der Kinderwunsch realisiert wird, dürften rationale Kalkulationen bezüglich der aktuellen Lebenslage angestellt werden und dann bei einem relativ niedrigen Einkommen und einer zudem – bedenkt man die Schichtzugehörigkeit – schlechten Zukunftsperspektive zuungunsten des Kinderwunsches entschieden werden. Darüber hinaus zeigt sich noch, daß die Frauenerwerbstätigkeit in diesem Kontext kaum eine Rolle spielt, da sowohl bei Ehen, in denen die Frauen Hausfrau sind, als auch in Ehen, in denen sie einem Beruf nachgehen, der gleiche Trend nachgewiesen werden kann. Daß allerdings in einem anderen Kontext weibliche Berufstätigkeit sehr wohl für das generative Verhalten bedeutsam sein kann, soll nachfolgend ausführlicher dargestellt werden.

3.3.3 Erwerbstätigkeit der Frau

In der vereinfachenden öffentlichen Diskussion wird häufig eine monokausale Beziehung zwischen weiblicher Erwerbstätigkeit und Geburtenrückgang angenommen: Die zunehmende Erwerbstätigkeit der Frau sei die Ursache sinkender Geburtenraten.

Aus bevölkerungswissenschaftlicher Sicht kann eine solche Aussage nicht bestätigt werden. So weist SCHWARZ (1981) darauf hin, daß der Geburtenrückgang im westlichen Europa schon vor ca. 100 Jahren einsetzte, die Frauen dort aber erst seit Beginn der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts vermehrt am Erwerbsleben teilhaben. Zudem sei eine hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen mit mehreren Kindern unter der Voraussetzung feststellbar, daß der Mann ein niedriges Einkommen habe, während z.B. Frauen von Beamten mit relativ hohem Einkommen selten beruflicher Tätigkeit nachgingen. Auch TEGTMEYER (1976) schließt aus einer Sekundäranalyse der Daten des Mikrozensus von 1971, daß mit steigendem Status die Erwerbsbeteiligung der Frauen zurückgeht, was auf einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Notwendigkeit und weiblicher Berufstätigkeit hinweist. Die allgemein angenommene Beziehung: „Je größer die Erwerbstätigkeit der Frauen, desto weniger Kinder“ ist also zu differenzieren durch die Berück-

sichtigung des Einkommensniveaus, der Schichtzugehörigkeit und des Alters der Kinder.

Die Erwerbstätigkeit der Frau ist nach wie vor mit frauentypischen Problemen behaftet. Den Frauen fällt zumindest in der Bundesrepublik Deutschland die Hauptverantwortlichkeit für den Haushalt und für die Kindererziehung zu; das traditionelle Rollenverständnis herrscht nach wie vor. An dieser traditionellen Rollenaufteilung ändert sich auch nichts, wenn die Frauen berufstätig sind (vgl. HÖHN, 1982). Je größer nun der Anteil erwerbstätiger Frauen ist, desto mehr verschärft sich der Rollenkonflikt: Mit familiären und beruflichen Pflichten gleichermaßen zurechtkommen zu müssen wird als Selbstverständlichkeit nur von den Frauen erwartet. Die Folge der Doppelrolle, die vielen erwerbstätigen Frauen zufällt, ist meist eine Doppelbelastung (vgl. PROSS, 1976; RUMMEL, 1982).

Die Partnerschaft wird in besonderem Maße durch die Geburt des ersten Kindes neu definiert; es kommt zu einer spezifischen Rollen- und Arbeitsteilung innerhalb des Paares, durch die auch die Erwerbstätigkeit der Frau stark berührt wird (vgl. ALLEMANN-TSCHOPP, 1979). Die Geburt des Kindes verstärkt die Fixierung auf traditionelle Rollenkonzepte und zielt auf eine Umstrukturierung innerhalb der Partnerschaft: Die Frau orientiert sich vorwiegend an der Hausfrauen- und Mutterrolle und gibt in der Folge ihre Berufstätigkeit – zumindest teilweise – auf, während sich die Männer stärker auf den Beruf konzentrieren und sich zunehmend weniger in Familie und Haushalt engagieren.

Die geschlechtstypische Arbeitsteilung stabilisiert sich auf diese Weise: Die Berufstätigkeit fällt ganz dem Mann zu, sein Einkommen sichert den Unterhalt der Familie. Die Frau führt den Haushalt und erzieht die Kinder. Dabei wirkt weibliche Berufstätigkeit als Störfaktor. Sie wird nur dann erforderlich, wenn das Einkommen des Mannes für den Unterhalt der Familie nicht ausreicht (OSTNER und PIEPER, 1980).

Es erscheint kaum bestreitbar, daß es für Frauen ein besonderes Problem darstellt, Beruf und Familie zu vereinbaren. BECK-GERNSHEIM (1984) konstatiert jedoch, daß sich der Wunsch der Frauen nach Berufstätigkeit kaum rückgängig machen läßt und plädiert für eine stärkere Familienbeteiligung des Mannes.

Aber auch die Rolle der Hausfrau, die zwar viele Frauen mit Zufriedenheit erfüllt, ist gelegentlich mit einem Verlust an sozialen Kontakten und geistiger Anregung sowie mit geringerer gesell-

schaftlicher Wertschätzung verbunden (BEAUVOIR, 1968; HODAPP und WEYER, 1982; PROSS, 1976).

Die Wahrnehmung der Rolle der berufstätigen Frau bzw. der Hausfrau durch Frauen und Männer wurde in der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ ebenfalls untersucht, und zwar in Abhängigkeit von Schicht, Kinderzahl und Kinderwunsch.

Aufgrund der Verschiedenheit der Lebens- und Arbeitsbereiche, denen Frauen in ihrer Rolle als berufstätige Frau oder Hausfrau ausgesetzt sind, wurde ein Fragebogen getrennt für berufstätige Frauen und Hausfrauen erstellt. Um aber überhaupt einen Vergleich beider Gruppen methodisch zu gewährleisten, wurden die Fragen relativ allgemein gehalten und nur in Ausnahmefällen unterschiedlich gestaltet. (Die Items stammen in modifizierter Form von SCHNEEWIND, 1979.)

Der erste Teilbereich des Fragebogens benennt Gründe, wieso Frauen berufstätig sind: Aus eigenem Wunsch, auf Wunsch des Mannes, aufgrund eines gemeinsamen Beschlusses, aus Selbstverständlichkeit und aus einer finanziellen Notwendigkeit heraus. Auf einer Skala von 0 bis 5 („trifft zu“/„trifft nicht zu“) sollten diese ebenso wie alle folgenden Items bewertet werden. Der zweite Fragenkomplex bezieht sich auf die Beurteilung der Arbeit durch die Frau: Ob sie interessant, anerkannt, ausfüllend, kontaktbringend oder eher anstrengend und überfordernd (und bindend) erlebt wird, sowie je eine Frage zur Arbeitszeit und Familienfreundlichkeit. Darauf folgen drei Fragen zur körperlichen und psychischen Verfassung nach der Arbeit: Körperlich erschöpft, nervös und aggressiv.

Dieselben drei Bereiche werden für die Hausfrauen erfragt, wobei sie in bezug auf ihre Hausfrauensituation formuliert sind.

Beiden Gruppen gemeinsam werden anschließend Fragen zur Hausarbeit gestellt: Sie sollten die häusliche Rollenstruktur der Paare genauer erfassen. Für die Männer wurde dieser Fragebogen vom Prinzip her gleich gestaltet: Nur sollten sie aus ihrer Sicht die Erwerbstätigkeit bzw. Hausfrauenrolle ihrer Frauen einschätzen. Ebenso sollten die eigenen Leistungen bei der Hausarbeit und die der Partnerin eingestuft werden.

Bei diesen Untersuchungen zeigten sich bedeutsame Einstellungsunterschiede zwischen Hausfrauen und berufstätigen Frauen. So entspricht die Erwerbstätigkeit der Frau eher ihrem eigenen Wunsch, während die Übernahme der Hausfrauenrolle stärker den Wunschvorstellungen des Mannes entspricht. Berufstätige Frauen finden in der Regel ihre Tätigkeit attraktiver; sie sind mit ihr und der dafür erhaltenen Anerkennung zufriedener und empfinden auch die damit verbundenen Belastungen weniger stark, als es die Hausfrauen tun. Untersucht man dagegen das wahrgenommene Engagement im Haushalt, so ergeben sich zwischen den beiden Gruppen kaum Unterschiede, was das Ausmaß der Haushaltstätigkeit be-

trifft. Sowohl Hausfrauen als auch berufstätige Frauen sind stark in die typisch „weiblichen“ Tätigkeitsfelder wie Putzen, Kochen etc. eingebunden. Dies läßt die Vermutung zu, daß berufstätige Frauen faktisch gleichermaßen die Hausfrauenrolle zu übernehmen haben, wodurch sich – insbesondere wenn Kinder vorhanden sind – eine Doppelbelastung ergibt (SPIESS, 1984).

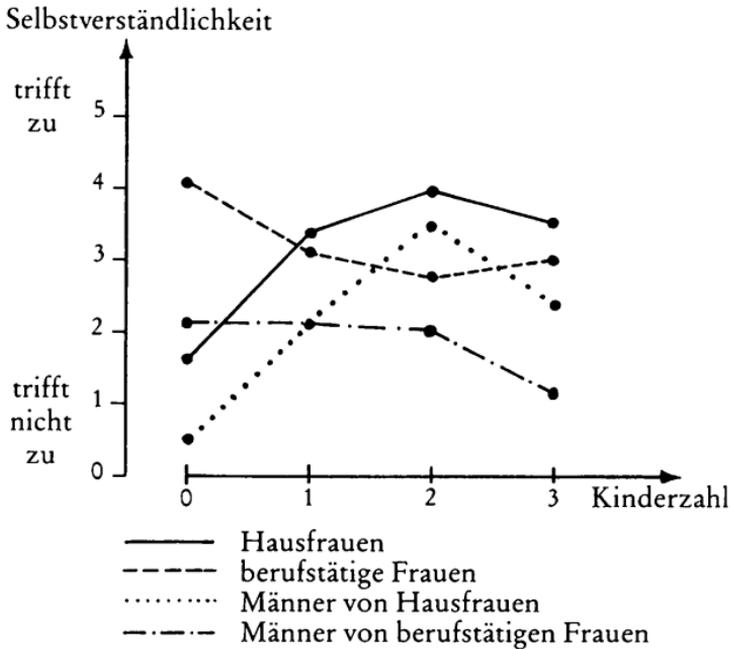
Der sozialen Schicht kommt dabei eine differenzierende Wirkung zu: Die Erwerbstätigkeit der Frau ist in der Unterschicht finanziell notwendig und wird als weniger selbstverständlich erlebt. Für wie „selbstverständlich“ Männer bzw. Frauen den jeweiligen Status (berufstätig bzw. Hausfrau) der Frau einstufen zeigt Darstellung 24.

Hausfrauen können ihre Tätigkeit um so eher mit gesellschaftlichen Normen in Einklang bringen, je mehr Kinder sie haben. Umgekehrt fällt es den berufstätigen Frauen mit Kindern zunehmend schwerer, ihre Entscheidung als normkonform und selbstverständlich einzustufen. Die Männer nehmen dies in tendenziell gleicher Weise, jedoch abgeschwächt wahr, was sich wohl dahingehend interpretieren läßt, daß sie durch das angesprochene Problem weniger unmittelbar betroffen sind (vgl. aber dazu die Aussagen sogenannter „Hausmänner“ bei HOFF und SCHOLZ, 1985).

Die Ergebnisse können auch im Kontext einer international vergleichenden Studie von ERLER et al. (1983) gesehen werden, in der Mutter-Kind-Beziehungen untersucht wurden. Nach dieser Studie wird es in der Bundesrepublik Deutschland besonders ungern gesehen, wenn Frauen, die Kinder haben, berufstätig sind. Diesen Frauen wird unterstellt, ihre Kinder zu vernachlässigen. Tatsächlich aber korreliert die Möglichkeit, eine sichere Mutter-Kind-Beziehung aufzubauen, positiv mit der gesellschaftlichen Anerkennung der Frau als Berufstätige und als Mutter.

Es darf auch aus psychologischer Perspektive bezweifelt werden, ob sich die Berufstätigkeit von Müttern auf die Entwicklung der Kinder nur negativ auswirkt. KOLIADES (1975) hat bei seiner Untersuchung mütterlicher Erwerbstätigkeit festgestellt, daß das emotionale Klima in der Familie die Genese von Verhaltensstörungen stärker beeinflusst als die weibliche Erwerbstätigkeit. Und gerade der Verzicht auf berufliche Tätigkeit kann viele Frauen verstimmen und das familiale Klima belasten. In einem ähnlichen Sinne fand LEHR (1974) heraus, daß die Berufstätigkeit der Mutter im Vergleich zu anderen Variablen nur einen untergeordneten Einfluß auf die Sozialisation des Kindes hat.

Die Einstellungen von Frauen und Männern zur Erwerbstätigkeit



Darst. 24: „Selbstverständlichkeit“ des jeweiligen Status von Frauen in Abhängigkeit von der Kinderzahl.

von Frauen bzw. der Hausfrauenrolle zeigen kaum mitteilenswerte Beziehungen zum geäußerten Kinderwunsch. Lediglich in den seltenen Fällen, in denen mehr als zwei Kinder gewünscht werden, wird der Entschluß der Frau, Hausfrau zu bleiben, als in einem hohen Maße gemeinsam beschlossen angegeben.

3.3.4 Wohnsituation

Quantität und Qualität des Wohnraumes, der einer jungen Familie zur Verfügung steht, ist eine aus plausiblen Gründen vieldiskutierte Einflußgröße des generativen Verhaltens (vgl. GEISLER, 1980). Tatsächlich prägen ja die Wohngegend, der Schnitt und die Größe der Wohnung die Chance für Kinder, Kontakt mit Gleichaltrigen aufzunehmen, sowie die Chancen und Belastungen durch Nachbarschaftskontakte den Sozialisationsprozeß von Kindern wesentlich (SCHNEEWIND et al., 1983). Es ist in diesem Sinne durchaus plausibel, daß junge Paare diese Situation antizipieren und ihre Überlegungen in generative Entscheidungen miteinbeziehen.

Das Institut für regionale Bildungsplanung (GEISLER, 1980) hat untersucht, wie kinderfreundlich die Wohn- und Wohnfeldbedingungen in Deutschland sind. Die Untersuchung kam zu dem Ergebnis, daß für zahlreiche Familien mit Kindern eine unzureichende Wohnsituation trotz der allgemein gegebenen Verbesserung der Wohnverhältnisse nach dem Zweiten Weltkrieg besteht. Vielfach fehlen z. B. im Umfeld Spielplätze für die Kinder. Forderungen nicht nur nach familiengerechten Wohnungen, sondern auch nach einer kinderfreundlichen Wohnumgebung im Rahmen familien-gerechter Städteplanung ergeben sich daraus. Wie komplex allerdings die Beziehungen gesehen werden müssen, folgt u. a. daraus, daß Wohnungs- und Stadtplanung das Angebot von Arbeitsplätzen und die wahrscheinlichen Einkommen mitberücksichtigen müssen.

Psychologisch von besonderem Interesse ist die Wahrnehmung der Wohnsituation durch die Betroffenen. MÜHLICH (1978) hat aus psychologischer Sicht Hypothesen dazu erarbeitet. Er untersucht, welche Rolle „gebaute Umwelt“ für die Entwicklung der Fähigkeiten zu sozialem Handeln spielt. Aus der Gestaltung einer Wohnung läßt sich ja ableiten, wie vermutlich Interaktion in einer Familie ablaufen wird, was wiederum den Schluß zuläßt, daß bei schlecht gestalteten Wohnungen Entwicklungsstörungen bereits in einer frühkindlichen Phase eingeleitet werden können, so daß der Wohnsituation eine nicht zu unterschätzende Bedeutung bei der Identitätsfindung des einzelnen zukommt.

Die Autoren haben in einer qualitativen Studie geprüft, ob die Antizipation bestimmter Wohnbedingungen möglicherweise Einfluß auf generative Entscheidungen hat (vgl. OPPITZ et al., 1983). Ausgangspunkt war die Annahme, daß die Wohnsituation nicht isoliert betrachtet werden darf, sondern zumindest die Frage mit zu berücksichtigen ist, ob die Frau in einer jungen Familie ganztags, halbtags oder gar nicht berufstätig ist. Junge Paare wurden – u. a. mit Hilfe eines entsprechend gestalteten Hörspiels – in die Vorstellungssituation versetzt, sie lebten in einer städtischen Wohnung oder in einem Einfamilienhaus am Stadtrand, wobei wiederum in der Vorstellung die berufliche Situation der Frauen – ganztags, halbtags oder gar nicht berufstätig – systematisch variiert wurde („mentales Experiment“). Beide Partner wurden danach befragt, wie sich dadurch ihre Lebensführung wohl verändern würde.

Die Untersuchung zeigte, daß die Antizipation der Konsequenzen weiblicher Berufstätigkeit dahin ging, daß sich die Frauen mehr soziale Kontakte und Anregungen versprochen. Ihre männlichen Partner vermuteten, die Frauen würden dann zufriedener sein

und sie selbst würden mehr im Haushalt helfen. Während sich diese Haltung im Vergleich mit der Realität zumindest als „Beschönigung“ (vgl. S. 93) bezeichnen läßt, erscheinen die Antizipationen in bezug auf die Konsequenzen unterschiedlicher Arten des Wohnens realistisch. Vorzüge einer Wohnung in zentraler Lage wurden klar gesehen, Möglichkeiten und Chancen des Nachbarschaftskontakts recht differenziert geschildert und als Nachteile räumliche Enge, Lärm und mögliche Kinderfeindlichkeit des Vermieters angegeben. Dagegen verbindet sich mit der Vorstellung eines Wohnens in einem Haus am Stadtrand die Vorstellung der Großräumigkeit und Kinderfreundlichkeit, was mit Isolation der Frau und schlechteren Einkaufsmöglichkeiten erkauft werden muß. Die Antizipation dieser Vor- und Nachteile des Wohnens in Kombination mit der vorgestellten unterschiedlichen Intensität der Berufsarbeit der Frau beeinflusst auch den Kinderwunsch, wie Tab. 2 zeigt.

Die Zahlen verdeutlichen, daß der Kinderwunsch des Mannes durch die unterschiedlichen vorgegebenen Lebensbedingungen weit weniger modifiziert wird als der der Frau, die ja durch die Art der Vorgaben auch weit stärker getroffen wird. Sie scheint ihre Situation realistisch zu antizipieren: Sie weiß, daß sie auch bei Berufstätigkeit die Last der Hausarbeit weitgehend zu tragen haben wird und reduziert, z. B. bei der Vorstellung eines Wohnens in einem Haus am Stadtrand verbunden mit voller Berufstätigkeit, ihren Kinderwunsch drastisch.

Betrachtet man dagegen die Determinante „Wohnraum“ isoliert, so läßt sich kein nennenswerter Einfluß auf den Kinderwunsch erkennen. Das spiegelt sich auch in der realen Situation wider. Im Rahmen der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ wurden die befragten Paare danach unterschieden, ob sie in einem Haus oder in einer Wohnung leben. Erfragt wurden jeweils die Einschätzung der Wohngegend und die Zufriedenheit mit Wohnung, Beruf, Einkommen und Freizeitmöglichkeiten (vgl. zur Wohnumgebungszufriedenheit KLOCKHAUS und HABERMANN-MARBAY, 1982).

Dabei wurde die Einschätzung der Wohngegend durch eine sechsstufige Skala von 0 = „trifft nicht zu“ bis 5 = „trifft zu“ operationalisiert, während die Zufriedenheit mit „sehr unzufrieden“ = -2 bis „sehr zufrieden“ = +2 erhoben wurde.

Die Ergebnisse der Untersuchung für die Frauen zeigt Tab. 3 auf S. 98.

Hausbewohnerinnen beurteilen die öffentlichen Verkehrsverbindungen und die gebotenen Einkaufsmöglichkeiten ungünstiger als die Wohnungsbewohnerinnen. Dagegen erweisen sich die Spiel-

Tab. 2: Gewünschte Kinderzahl in Abhängigkeit von Real- und Vorstellungssituation (nichtberufstätige Frauen)

a) Realsituation: Wohnen im Haus

vorgestellte Wohnform		vorgestellte Berufstätigkeit der Frau			
		Nicht	Halbtags	Ganztags	Σ
Haus	Mann	2,8	2,3	2,3	2,5
	Frau	2,6	2,0	0,6	1,7
Wohnblock	Mann	2,7	1,7	2,4	2,3
	Frau	1,8	1,7	1,0	1,5
Σ	Mann	2,8	2,0	2,4	2,4
	Frau	2,2	1,9	0,8	1,6

b) Realsituation: Wohnen im Wohnblock

vorgestellte Wohnform		vorgestellte Berufstätigkeit der Frau			
		Nicht	Halbtags	Ganztags	Σ
Haus	Mann	2,8	1,8	1,6	2,1
	Frau	2,1	1,8	0,9	1,6
Wohnblock	Mann	1,8	2,2	1,6	1,9
	Frau	2,0	1,9	1,8	1,9
Σ	Mann	2,3	2,0	1,6	2,0
	Frau	2,1	1,9	1,4	1,7

möglichkeiten der Kinder, aber auch die Nachbarschaftskontakte bei den Hausbewohnerinnen als deutlich besser (vgl. hierzu PIEPER, 1980). Für die Hausbewohner sind die infrastrukturellen Bedingungen offensichtlich schlechter als für die Wohnungsbewohner, die dagegen die Vorzüge guter Einkaufs- und Verkehrsmöglichkeit haben, was sie mit einem schlechteren Angebot an Spielplätzen und Naherholungsmöglichkeiten erkaufen.

Die Zufriedenheit mit der Wohnsituation erwies sich als hochkorreliert mit der Güte des Nachbarschaftskontaktes. Dieser spielt für das Wohlbefinden eine besonders große Rolle. Seine Bedeutsamkeit zeigt sich auch darin, daß er mit dem Kinderwunsch deutlich

Tab. 3: Unterschiede zwischen Haus- und Wohnungsbewohnern

a) Einstufung der Wohngegend

Wohngegend	Hausbewohner	Wohnungsbewohner	sign. (t-Test)
Günstige öffentliche Verkehrsmittel	3,4	4,1	*
Vielfältige Einkaufsmöglichkeiten	3,0	3,7	*
Naherholungsmöglichkeiten	3,8	3,5	
In der Nähe gibt es Schulen	4,1	4,3	
Spielmöglichkeiten für Kinder	3,7	2,9	*
Guter Nachbarschaftskontakt	1,5	0,8	*

b) Zufriedenheit mit der Wohn- und Lebenssituation

Zufriedenheit	Hausbewohner	Wohnungsbewohner	sign. (t-Test)
Wohnsituation	1,5	0,8	*
Wohnkosten	0,7	0,7	
Größe der Wohnung	1,4	0,5	*
Möglichkeiten, abends auszugehen	0,5	0,7	
Berufs- bzw. Hausfrauentätigkeit	1,0	0,9	
Gegenwärtiges Familieneinkommen	1,1	0,8	*
Anerkennung der Arbeit	0,9	0,9	
Möglichkeiten, Urlaub zu machen	0,7	0,6	

positiv korreliert ist: Je besser der Kontakt eingestuft wird, desto mehr Kinder werden gewünscht. Möglicherweise wird hier antizipiert, daß die Nachbarn gelegentlich nach dem Kind schauen, daß man Wohnungsschlüssel austauschen kann etc. Allerdings fällt auf, daß bei einer real gegebenen größeren Kinderzahl – zumindest von den Männern – der Nachbarschaftskontakt negativer beurteilt wird. Diese haben vermutlich mittlerweile die negative Erfahrung gemacht, daß Kinder das Einvernehmen mit den Nachbarn empfindlich stören können. Paare hingegen, die noch kein oder erst ein Kind haben und gewillt sind, weitere Kinder zu bekommen, sehen die Situation positiver und möglicherweise zu optimistisch.

Berufstätige Frauen und Männer sind – mit zunehmender Kinderzahl – unzufriedener mit ihren Freizeitmöglichkeiten, was sich in besonders starkem Maße bei Hausfrauen der Unterschicht zeigt. Dies ist wiederum ein Hinweis auf die besonderen ökonomischen Restriktionen, denen kinderreiche Familien der einkommensschwächeren Schichten unterliegen.

3.3.5 Möglichkeiten der Schwangerschaftsverhütung und der Schwangerschaftsunterbrechung

Sieht man im generativen Verhalten jene Verhaltensweisen zusammengefaßt, die die Zeugung und Geburt von Kindern fördern bzw. ihnen entgegenstehen, so ist die Nutzung von Verhütungsmitteln oder die Inanspruchnahme der Möglichkeiten zum Schwangerschaftsabbruch Teil des generativen Verhaltens. Die Situationsabhängigkeit dieser Verhaltensweisen ist besonders offensichtlich, wenn Antikonzeptiva nicht im Handel erhältlich sind, wenn der Schwangerschaftsabbruch unter Strafe gestellt oder nur unter erschwerten Bedingungen möglich ist; dies wird nicht nur das real beobachtbare Verhalten prägen, sondern auch die – kognitive – Repräsentation dieses Verhaltens mit beeinflussen. Zugleich zeigt sich am Beispiel der Verhütung und des Schwangerschaftsabbruchs, wie stark generatives Verhalten sozialen Normen unterliegt und wie stark wiederum dies auf das Erleben Betroffener zurückwirkt, wenn z. B. bestimmte religiöse Gruppen die Nutzung spezifischer Verhütungsmittel als Sünde brandmarken. Zwar wird im Zuge der allgemeinen Säkularisierung (FÜRSTENBERG und MÖRTH, 1979) angenommen, daß die Religion in ihrer institutionellen Form keine eindeutigen Rückschlüsse mehr auf eine zugrundeliegende Religiosität der Individuen erlaubt. Dennoch haben religiöse Normen Einfluß auf individuelle Entscheidungen, besonders im Privatleben, wie verschiedene empirische Untersuchungen zeigen. So berichtet BÖNITZ (1978), daß „für einige katholische Frauen, die ungewollt schwanger werden, der Weg selbst zum legalen Abort wegen kirchlicher Normen nur bedingt gangbar [ist]“ (S. 154). Auch MÜNZ und PELIKAN (1978) können „Effekte der Gebundenheit an religiöse Normen“ (S. 109) feststellen und konstatieren einen negativen Zusammenhang zwischen religiöser Gebundenheit und der Möglichkeit erfolgreicher Geburtenkontrolle.

Die Gestaltung der Situation in Hinsicht auf die Zugänglichkeit von Verhütungsmitteln oder des Schwangerschaftsabbruchs stellt sich demnach einerseits unter dem Aspekt der „objektiven“ Zugangsmöglichkeiten, wobei zu fragen ist, wie leicht und zu welchen Kosten dies möglich ist; sie stellt sich aber auch unter dem Aspekt – und hier ist wiederum das Feld gesellschaftlicher Normen berührt –, wie leicht bzw. schwer der subjektive Zugang ist, wie überwindlich bzw. unüberwindlich die subjektiven Barrieren sind, vor denen der einzelne steht. Ob man diese Barrieren in spezifischen

Fällen positiv oder negativ einschätzt, ist wiederum eine Frage des eigenen Wertstandpunktes, den es hier nicht zu diskutieren gilt.

3.3.5.1 Schwangerschaftsverhütung

Eine besondere Bedeutung haben die Verhütungsmittel in der Diskussion um das generative Verhalten gefunden, als in der Bundesrepublik Deutschland zeitgleich mit der Verbreitung der „Pille“ der Geburtenrückgang Mitte der sechziger Jahre sich beschleunigte. In der öffentlichen Diskussion wurde damals das Wort vom „Pillenknick“ geboren, das eine monokausale Beziehung postulierte: Ein spezifisches Verhütungsmittel sei die einzige oder doch wichtigste Ursache des Geburtenrückganges. Eine solche Argumentation verfißt, daß natürlich spezifische Antikonceptiva niemals als alleinige Ursache gesehen werden dürfen, sondern bestenfalls Hilfsmittel sind, um den Wunsch, kein Kind zu bekommen, zu realisieren. Und selbst unter diesem Gesichtspunkt muß die Bedeutung der Pille stark relativiert werden. Tatsächlich ist der Trend zu geringeren Kinderzahlen in den industrialisierten Ländern so alt, daß man geradezu von einem „säkularen Trend“ sprechen kann (MÜNZ, 1984). Seit der Jahrhundertwende ging die Kinderzahl relativ kontinuierlich zurück, mit Schwankungen, die sich durch hervorgehobene historische Situationen in Deutschland erklären lassen. Der Wunsch, weniger Kinder zu bekommen, ließ sich also bereits vor der Einführung der Pille – wenn vielleicht auch ein wenig unsicherer – realisieren (s. S. 77 ff.; vgl. auch HEINSOHN und STEIGER, 1985).

Dies ändert nichts daran, daß Verhütungspraktiken ein Teil des generativen Verhaltens sind, weshalb dieser Gegenstand besprochen werden soll. Die empirische Untersuchung dieses Verhaltensfeldes ist nicht ganz einfach, da sie die Intimsphäre berührt, was zur Folge hat, daß im Rahmen von Befragungen die Zahl derer, die eine Antwort verweigern, meist relativ groß ist.

Dies gilt auch für die Untersuchungen im Rahmen der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“. Über 16% der Frauen und über 29% der Männer verweigerten hier die Antwort. Dennoch erscheint es interessant und demonstrativ, was die Antwortenden zu ihren Verhütungspraktiken sagten (vgl. Tab. 4).

Die Tabelle zeigt deutlich, daß innerhalb der Rollen- und Verantwortungszuweisung Verhütung als Aufgabe der Frau angesehen wird; nur 11% der Männer geben an, hier die Verantwortung bzw.

Tab. 4: Verhütungspraktiken von Mann und Frau

Verhütung	Frau	Mann
Keine Verhütung	28,4%	59,7%
Pille	32,7%	–
Spirale	15,8%	–
Diaphragma	0,2%	–
Chemische Mittel	1,4%	0,2%
Natürliche Mittel	3,2%	2,5%
Kondom	–	7,3%
Sterilisation	1,6%	0,4%
Unfruchtbar	0,2%	0,4%
nicht beantwortet	16,5%	29,5%

Mitverantwortung zu übernehmen. Für die Frauen nun gilt nach wie vor, daß die Pille das häufigst gebrauchte Verhütungsmittel ist, ungeachtet der in Presse und Medien verbreiteten Auffassung, daß die Frauen „pillenmüde“ geworden seien (vgl. BILLINGS und WESTMORE, 1983). Relativ groß ist der Anteil der Frauen, die ganz auf Verhütung verzichten. Dies muß vor dem Hintergrund der Stichprobenauswahl gesehen werden. Es wurden junge Paare befragt, die – biologisch und sozial – in der generativen Phase ihres Lebens stehen. In relativ vielen Fällen wünschen diese Paare aktuell ein Kind, und somit ist Verhütung „kein Thema“. Plausiblerweise wird bei dieser Teilgruppe auch das nächste Kind innerhalb des nächsten Jahres gewünscht, und insgesamt ist der Kinderwunsch bei dieser Teilgruppe höher.

Gerade auf dem Gebiet der Verhütung zeigt sich, in wie starkem Maße eine objektiv gegebene Situation – Zugang zu Verhütungsmitteln für jeden – von der subjektiven unterschieden sein kann. NIJS (1972) führte auf diesem Feld den Begriff der „Akzeptabilität“ ein, um damit zu kennzeichnen, welche Haltung ein Paar Verhütungsmitteln gegenüber einnimmt und inwieweit ihm bestimmte antikonzeptive Methoden annehmbar erscheinen.

Insbesondere in den Vereinigten Staaten wurden zahlreiche psychologische Untersuchungen zum Verhütungsverhalten durchgeführt (z. B. MIDDLESTADT und WERNER, 1979; COHEN et al., 1978). Dabei haben ROSEN et al. (1979) festgestellt, daß die Verhütung um

so negativer bewertet wird, je traditioneller die gesellschaftliche Rolle der Frau ist. Es zeigte sich darüber hinaus, daß die Effektivität des Verhütungsverhaltens mit der eigenen positiven Selbstbewertung zusammenhängt. Theoretisches Modell einiger Untersuchungen zum Verhütungsverhalten war der zuvor beschriebene motivationspsychologische VIE-Ansatz (S. 60ff., vgl. z. B. JACCARD und DAVIDSON, 1972). Solche Untersuchungen zum Verhütungsverhalten gehen vom Konzept rationaler Überlegungen aus. Diese modelltheoretische Annahme muß aber nicht den erlebten Vorgängen entsprechen. So gibt es eine Vielzahl von Hinweisen darauf (vgl. KRAMER, 1983), daß auf dem Gebiet der Verhütung der generative Entscheidungsprozeß in sich widersprüchlich und von ambivalenten Momenten durchsetzt erlebt wird. KRAMER (1983) zeigte in qualitativen Untersuchungen an jungen Paaren, die ihr erstes Kind erwarteten, wie problematisch in diesem Zusammenhang der Begriff „Planung“ erscheint. Ein Kind zu „planen“ bedeutet für die meisten keineswegs, den Zeitpunkt der Geburt möglichst exakt festzulegen, sondern es bedeutet eher, „nicht mehr zu verhüten“ und sich damit für die Möglichkeit zu öffnen, ein Kind zu bekommen. Bei den Frauen kann sich Ambivalenz auch im Verhalten ausdrücken. Sie setzten zwar einerseits ein sicheres Empfängnisverhütungsmittel (z. B. die Pille) ab, verwendeten aber statt dessen eine weniger sichere Methode (z. B. die Körpertemperatur beim Aufwachen), die nach und nach vernachlässigt wird. Das „nein“ wird allmählich „aufgeweicht“.

Paare, die den Zeitpunkt der Zeugung bzw. Geburt nicht von vornherein festlegen wollen, drücken damit eventuell ebenfalls eine ambivalente Einstellung dem geäußerten Kinderwunsch gegenüber aus. Paare, die den Zeitpunkt der Geburt ebenfalls zu planen versuchten, reagierten auf die eintretende Schwangerschaft emotional positiver als solche, die sich zwar für die Geburt eines Kindes entschieden hatten, jedoch den Zeitpunkt offenließen (KRAMER, 1983). Die Konsequenzen der Schwangerschaft auf die Partnerbeziehungen wurden von diesen Paaren ebenfalls negativer als bei der erstgenannten Gruppe erlebt.

In einigen amerikanischen Studien wurde auch der Zusammenhang zwischen den Einstellungen zur Empfängnisverhütung und zum Schwangerschaftsabbruch analysiert. ROSEN et al. (1979) weisen dabei vor allem auf die inhaltlichen Unterschiede beider Verhaltensbereiche hin. Während die Empfängnisverhütung als eine präventive Entscheidung anzusehen ist, handelt es sich bei der Ent-

scheidung für oder gegen die Abtreibung um eine Entscheidungssituation in einer aktuellen Problemlage, wobei die Entscheidung rasch getroffen werden muß, folgenschwer und irreversibel ist.

3.3.5.2 Schwangerschaftsunterbrechung

Angesichts der Zugänglichkeit zu sicheren Verhütungsmitteln dürfte in Industrieländern mit hohem Bildungsniveau die Möglichkeit, legal einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu dürfen oder nicht, einen nur marginalen Einfluß darauf haben, ob mehr oder weniger Kinder zur Welt kommen. Für das generative Verhalten aus psychologischer Sicht ist dieser Aspekt dennoch wesentlich, denn er prägt Diskussionen, ist im Bewußtsein vieler, die nicht unmittelbar davon betroffen sind, ein höchst bedeutsamer Lebensbereich und dürfte im Erleben junger Paare, insbesondere junger Frauen, eine wesentliche und häufig belastende Rolle spielen, auch wenn konkret die Frage, eine Schwangerschaft zu unterbrechen oder nicht, gar nicht ansteht. Allein die Frage: Was würde ich tun, wenn ...? kann heftige Kontroversen auslösen und den einzelnen in Zweifel und Gewissensqualen treiben.

Hier spiegelt sich gewissermaßen die Schärfe der gesellschaftlichen Diskussion wider. Ohne Frage ist der Schwangerschaftsabbruch ein Politikum, das religiöse Überzeugungen und individuelle Wertorientierungen in höchst unterschiedlicher Weise zentral berührt und somit die Gesetzgebung auf diesem Gebiet zu einer zentralen Frage machte, was aktuell die Diskussionen um den Paragraphen 218 zeigen (LANGER-EL SAYED, 1980). Das Ergebnis dieser gesellschaftlichen Willensbildung sieht derzeit so aus (vgl. UNSER RECHT, 1982), daß ein Schwangerschaftsabbruch zulässig ist, wenn die Schwangere selbst einwilligt und zumindest eine von vier vom Gesetzgeber gebilligten Indikationen vorliegt: die medizinische, eugenische, ethische oder soziale. Die Indikationsfeststellung muß schriftlich vorliegen und von einem Arzt stammen, der nicht selbst den Abbruch vornimmt. Für die Schwangere besteht die Verpflichtung, sich mindestens drei Tage vor dem Eingriff über die „zur Verfügung stehenden öffentlichen und privaten Hilfen für Schwangere, Mütter und Kinder“ beraten zu lassen, und zwar insbesondere „über solche Hilfen, die die Fortsetzung der Schwangerschaft und die Lage von Mutter und Kind erleichtern“ (UNSER RECHT, 1982; zu Problemen bei der Umsetzung dieser Richtlinien

in die Verhaltenswirklichkeit vgl. z. B. GRÜNWALD, 1979; RÜTHER-STEMANN, 1983).

Auf der Grundlage psychologischer Theorienbildung sind Beratungskonzepte entwickelt worden (JUNGERMANN et al., 1981), die insbesondere der Beratung im Fall von Schwangerschaftskonflikten dienen. Innerhalb dieser Beratungskonzepte wird die Problematik einer Beratungssituation mitberücksichtigt, bei der nicht – wie sonst bei psychologischer Beratung üblich – der subjektive Leidensdruck zum Besuch der Beratungsstelle führt, sondern gesetzliche Vorschriften. JUNGERMANN et al. (1981) verbinden in ihrem theoretischen Ansatz Bestandteile der psychologischen Entscheidungstheorie mit Methoden der Gesprächspsychotherapie. Im Sinne eines entscheidungstheoretischen Vorgehens werden der Nutzen und die Wahrscheinlichkeiten der Konsequenzen und die subjektiven Erwartungen, bezogen auf verschiedene Handlungsmöglichkeiten, gegeneinander abgewogen. Unter gesprächstherapeutischen Gesichtspunkten sollen besonders die Angst und das Mißtrauen der Ratsuchenden thematisiert und – wenn möglich – beseitigt werden. Es ist den Autoren selbst durchaus klar, daß die Pflicht, die Beratungsstelle aufzusuchen, der Beratungssituation nicht zugute kommt. Sie suchen trotz dieser Hypothek sich als Berater zu verstehen, die einer Klientin, die eine konflikthafte Situation bewältigen muß, Hilfe bereitstellen. Ziel ist es dabei, deren Fähigkeit zu einer eigenständigen und verantwortlichen Entscheidung zu stärken.

Auswertungen von Beratungsgesprächen offenbarten nicht nur einen z. T. erstaunlichen Mangel an Wissen über Verhütungsmittel, sondern sie verdeutlichen auch schwerwiegende intrapersonale Konflikte. So berichtet MEYER (1984) aus Gesprächen mit Frauen, die in Familienplanungszentren Hamburgs einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen ließen, daß insbesondere der Pille gegenüber eine große Ambivalenz besteht. Es wurde von negativen Erfahrungen berichtet, vielfach wurde auch darauf hingewiesen, daß in der Sexualität ein Moment der Spontaneität liege, das vorausgehende Kalkulationen ausschließe. OETER (1982) betont, daß die von ihm beratenen Frauen keineswegs „leichtfertig“ den Schwangerschaftsabbruch vornehmen ließen, sondern daß sie sich eingehend mit der auftretenden Konflikt- und Entscheidungssituation auseinandersetzten.

BÖNITZ (1978) hat eine umfangreiche empirische Studie vorgelegt, in der die psychische Situation bundesdeutscher Frauen vor

und nach einem Schwangerschaftsabbruch in niederländischen bzw. bundesdeutschen Kliniken erfaßt wurde. Ein zentrales Ziel der Studie war es, die psychische Reaktion auf den erfolgten Schwangerschaftsabbruch zu prognostizieren. BÖNITZ konnte bei den abtreibungswilligen Frauen keine devianten Persönlichkeitsmerkmale oder Persönlichkeitsdefizite feststellen, wie sie gelegentlich vermutet oder gar behauptet werden. Der Autor kommt zu dem Schluß, daß Frauen, die sich zum Schwangerschaftsabbruch entschlossen haben, im Regelfall psychiatrisch gesehen ohne Befund sind; er folgert, „die gegen juristische Normen durchgeführte Unterbrechung provoziert keine Irritationen, wenn diese Normen als irrelevant empfunden werden“ (S. 154). Hier aber zeigt sich der zuvor schon angesprochene Konflikt, denn es kann nicht im Sinne des Gesetzgebers sein, daß die von ihm verankerten Normen von der Bevölkerung als irrelevant erlebt werden.

Wie unterschiedlich formelle wie auch informelle Normensysteme aussehen, zeigt bereits der eben knapp skizzierte Vergleich relativ ähnlich strukturierter Länder wie der Bundesrepublik Deutschland und der Niederlande. Über die psychische Situation von Frauen, die innerhalb ganz andersartiger gesellschaftlicher Kontexte eine Schwangerschaft unterbrechen, berichten – u. a. an den Beispielen Israel, Jugoslawien, Nigeria – DAVID et al. (1978). Die Autoren gelangen – bei aller Unterschiedlichkeit der zu vergleichenden Situationen – zu dem zusammenfassenden Ergebnis, daß insbesondere die Verweigerung des Schwangerschaftsabbruchs sich in psychologischen Dimensionen ungünstig für Mutter und Kind auswirkt; sie fordern aber auch, daß Frauen, die in einem Schwangerschaftskonflikt stehen, diesem nicht isoliert überlassen bleiben sollten, sondern daß ihnen die Möglichkeit gegeben werden muß, mit anderen ihren Konflikt zu besprechen (vgl. auch DAVID, 1981; zur Situation in der DDR s. HENNING, 1984).

Fassen wir das zur Situation als einer Determinanten des generativen Verhaltens Gesagte zusammen: Die Situation ist sicherlich eine bedeutsame Größe, die dem generativen Verhalten einen Rahmen setzt. Es sind sehr wohl extreme situative Bedingungen vorstellbar, die einen drastischen Rückgang der Kinderzahl bedingen oder die auf der anderen Seite einen Anstieg provozieren. Derartige Extrembedingungen gelten allerdings in einer westlichen Industrienation wie der Bundesrepublik Deutschland nicht (vgl. aber die Zwangsmaßnahmen zur Geburtenförderung in Rumänien, Süddeutsche Zeitung, 11. 6. 1985, sowie die entgegengesetzte Zielvorstellungen

verfolgende Bevölkerungspolitik in der Volksrepublik China: SCHUBNELL, 1981; PETZOLD, 1981; AN ZHIGUO, 1983; SHUM, 1982). Situative Einflüsse wirken in der Bundesrepublik Deutschland vermutlich eher indirekt. Einkommen, Sozialschicht, Wohnung, Gesetzeslage etc. prägen Werthaltungen, Kompetenzen und Lebensstil des einzelnen, allerdings in einer – je nach individueller Besonderheit – interindividuell unterschiedlichen Weise. Die Kompetenzen, Wertorientierungen, Lebensweisen, die er in Auseinandersetzung mit der Situation entwickelt, sind ausschlaggebend für seinen Kinderwunsch.

3.4 Wollen

Analysiert man unter psychologischer Perspektive das generative Verhalten, so wird meist davon ausgegangen, daß das Können, das Dürfen und auch die situative Ermöglichung – sieht man von einigen ökonomistischen Ansätzen (vgl. BIRG et al., 1984) ab – für den Rückgang der Geburtenrate in den westlichen Industrienationen nur untergeordnete Bedeutung haben. Als zentrale Sichtweise steht eine spezifische Form der „Individualisierung“ im Vordergrund: Nicht normative Zwänge oder äußere Notwendigkeiten führen zum Rückgang der Kinderzahl, sondern die individuelle Motivation, der persönliche Kinderwunsch (vgl. SCHMID, 1980). Ihn gelte es zu analysieren, wenn man die Ursachen des Geburtenrückganges feststellen möchte, wobei meist durchaus gesehen wird, daß diese Ursachen letztlich selbst nicht motivational sind, sondern in der Wahrnehmung ökonomischer, gesellschaftlicher oder politischer Bedingungen bestehen. Mit der Motivation des generativen Verhaltens – dem „Wollen“ – gilt es sich jetzt unter verschiedenen Perspektiven auseinanderzusetzen.

3.4.1 Unbewußte Motivation

Eine Antwort auf die Frage, wie sich der Kinderwunsch entwickelt, wird zwischen den beiden Polen Anlage und Umwelt – „nature and nurture“ – gesucht. So sieht die Anthropologin MARGARET MEAD (1955) den Wunsch einer Frau nach einem Kind als das Ergebnis von Lernprozessen. Am Beispiel gesellschaftlicher Normen versucht sie zu zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, den Wunsch zu

entwickeln, kein Kind zu bekommen. Auf der anderen Seite machen Ethologen das „Kindchen-Schema“ – eine spezifische Kopf-Körper-Relation neugeborener höherer Tiere und kleiner Kinder – als angeborenen Auslösermechanismus (AAM) der Zuwendung zu Kindern (DELHEES, 1978) für den Kinderwunsch zumindest mit verantwortlich.

Wenn FREUD (1969) auf unbewußte Motive zur Erklärung des Kinderwunsches rekurriert, dann verbindet er die beiden angedeuteten Erklärungsansätze, die Lernkomponente mit dem angelegten Verhaltensmuster. FREUDS Ausgangspunkt ist die – angeborene – Triebstruktur, deren spezifische Ausformung im Rahmen der psychosexuellen Entwicklung durch Lernakte in der Eltern-Kind-Beziehung bestimmt wird. In der sogenannten „ödpalen Situation“ erlebt das kleine Mädchen dadurch eine Enttäuschung, daß es den eigenen penislosen Zustand wahrnimmt. Es entwickelt sich der „Penisneid“. Um diesen zu überwinden, wendet das Mädchen sich dem Vater – als Träger des Penis – zu. „Die weibliche Situation ist aber erst hergestellt, wenn sich der Wunsch nach dem Penis durch den nach dem Kind ersetzt, das Kind also nach alter symbolischer Äquivalenz an die Stelle des Penis setzt“ (FREUD, 1969, S. 558; Erstveröffentlichung 1917). Das Kind wird dadurch zum stärksten weiblichen Wunsch.

Daß ein derartiger – ohnehin höchst spekulativer – Ansatz den seit Mitte der sechziger Jahre in der Bundesrepublik Deutschland anhaltenden Geburtenrückgang nicht erklären kann, ist offensichtlich. Es sei denn, man nimmt an, daß eine überwältigende Mehrheit der Frauen, die seither in das gebärfähige Alter eingetreten sind, in ihrer ödpalen Phase schwer gestört wurden. Dann allerdings wäre es wiederum erforderlich, diesen Umstand zu erklären, was letztlich auf einen Regressum ad infinitum hinauslaufen müßte. Es verwundert daher nicht, daß selbst bei psychoanalytisch orientierten Autoren die orthodoxe Auffassung der Genese des weiblichen Kinderwunsches kaum noch vertreten wird (vgl. z. B. WYATT, 1967; MOLINSKI, 1972).

Neuere Ansätze der Erklärung des Kinderwunsches aus psychoanalytischer Sicht beschränken sich auf zumindest auffällige, wenn nicht gar pathologische Fälle. So weist RICHTER (1969) darauf hin, daß der Wunsch nach einem Kind häufig entsteht, wenn das eigene angeschlagene Selbstwertgefühl einer Stützung bedarf. GOLDSCHMIDT und DE BOOR (1976) sprechen in einem ähnlichen Zusammenhang von „Messiasphantasien“: Ein Kind wird als Heilsbringer,

als Helfer bei der Überwindung tiefgreifender Schwierigkeiten in der Paarbeziehung wahrgenommen. Obwohl die klinische Relevanz derartiger Beobachtungen in spezifischen Einzelfällen nicht bestritten sei, tragen solche Phänomene wohl kaum zur Klärung des bevölkerungspsychologisch relevanten Kinderwunsches bei. Da auch Instinkttheorien nur wenig empirische Stützung erfahren haben (VEENHOVEN, 1974), erscheint es nötig, für die Klärung des Kinderwunsches auf andere Konzepte zurückzugreifen.

3.4.2 Emotionale Zuwendung zu Kindern

In der Diskussion um den Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland wurde immer wieder die „Kinderfeindlichkeit“ junger Paare, aber auch der gesamten Gesellschaft beklagt. Dahinter steht die unmittelbar einleuchtende Idee, daß die Einstellung zu Kindern – variierend zwischen den Polen Kinderliebe und Kinderfeindlichkeit – eine grundlegende Determinante des generativen Verhaltens sei. Dies impliziert jedoch die Annahme, daß in Zeiten höherer Geburtenraten auch eine größere Kinderfreundlichkeit bestand. Sozialhistorische Analysen stützen diese Annahme nicht. So vermutet ARIÈS (1975) einen Zusammenhang zwischen der hohen Säuglingssterblichkeit im 16., 17. und 18. Jahrhundert und der emotionalen Zuwendung der Eltern zu ihren Kindern: Der Tod so vieler Kinder kurz nach ihrer Geburt machte es den Eltern unmöglich, sich emotional an die Kinder zu binden; die ständige Frustration derartiger Bindungen wäre eine zu große Belastung der Eltern gewesen. Entsprechend ergab sich eine eher indifferente Haltung der Eltern ihren Kindern gegenüber. Im Laufe der industriellen Revolution kam es dann zu einem grundlegenden Wandel der Einstellung zu Kindern. Die strikter werdende Trennung zwischen Arbeits- und Privatsphäre führte zu einer „Emotionalisierung der Familie“ (MITTERAUER, 1980), die Abnahme der Säuglingssterblichkeit förderte die emotionale Bindung an das Kind. Es wurde dadurch zum Zentrum der Familie. Eltern entwickelten Lebenspläne, innerhalb derer die Zukunft der Kinder eine wesentliche Rolle spielte (ARIÈS, 1982).

Dieser Einstellungswandel, der – vom Bürgertum ausgehend – allmählich alle sozialen Schichten umfaßte, führte zur Bereitschaft, in erheblichem Maße Geld und Gefühl in Kinder zu investieren. Diese Haltung sei entscheidend für den Geburtenrückgang bis in

die 30er Jahre dieses Jahrhunderts gewesen: Man wünschte sich wenige Kinder, denen es einmal bessergehen sollte als den Eltern. Den in der Mitte der sechziger Jahre in den Industrienationen beobachtbaren Geburtenrückgang erklärt ARIÈS (1982) jedoch durch einen neuen – qualitativ andersartigen – Einstellungswandel. Nach seiner Auffassung sind die Kinder aus dem Zentrum der Familie herausgerückt; die Lebenspläne der Eltern beziehen sich nicht mehr im gleichen Maße auf die Entwicklung der Kinder, sondern auf den Wert und die Entwicklung der Partnerschaft.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt die amerikanische psychohistorische Schule. Einer ihrer prominentesten Vertreter, DE MAUSE (1977), stellt die Geschichte der Kindheit als Sequenz dar, die beim Kindsmord, bei mangelnder Fürsorge für Kinder und deren gewalttätiger Behandlung beginnt und dann in der Mitte des 20. Jahrhunderts bei liebevoller Zuwendung und Unterstützung der Kinder endet. Durch ähnliche Überlegungen kommt BADINTER am Beispiel Frankreichs zu der – freilich sehr umstrittenen – Hypothese, „Mutterliebe“ sei ein historisch gesehen relativ neues Phänomen (BADINTER, 1981). Die objektiv nachweisbaren Veränderungen der sozialen Lage von Kindern würden dadurch erklärt. So sieht z. B. SHORTER (1977) – in einer interessanten Verschiebung der Ursache-Wirkungs-Beziehungen im Vergleich zu ARIÈS – in der mangelnden Mutterliebe einen Grund der hohen Säuglingssterblichkeit in früheren Jahrhunderten. Andere Historiker, wie z. B. MITTERAUER (1980), betrachten dagegen die Einstellungen Kindern gegenüber als intervenierende Variablen zwischen dem jeweils gegebenen gesellschaftlichen Zustand und dem generativen Verhalten.

Selbst wenn die Beziehungen zwischen den Einstellungen und dem generativen Verhalten in ihrer Komplexität weitgehend ungeklärt erscheinen, kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die Einstellung zu Kindern in ihrer Qualität und Intensität als bevölkerungspsychologisch wichtige Fragestellung gilt. Um so erstaunlicher ist es, daß sich nur wenige psychologische Untersuchungen zum generativen Verhalten finden lassen, innerhalb deren diese Variable angemessen berücksichtigt wurden. Zwar taucht in den bereits erwähnten Studien „Value of Children (VOC)“ die Einstellung zu Kindern zumindest implizit auf, doch kam der Anstoß zur Aufnahme dieses Aspekts in die Liste der vorgegebenen Werte nicht aus der Bevölkerungspsychologie. In einer Studie über die psychische Gesundheit der amerikanischen Bevölkerung (GURIN et al., 1960) zeigte sich, daß die beiden am häufigsten genannten Gründe des per-

sönlichen Glücks in den ökonomischen Lebensgrundlagen und in den Erlebnissen mit Kindern lagen. Zur Erfassung der Werte „familiäre Bindungen“ und „Suche neuer Erfahrungen“ wurden daher Items formuliert, in denen Kinder als Wert an sich, als Quelle von Glücksgefühlen genannt wurden. Innerhalb einer Untersuchung in den Vereinigten Staaten fand sich, daß gerade diesen Werten der größte Anteil an der Erklärung der Varianz des Kinderwunsches zukam (HOFFMAN et al., 1978). Speziell das Item: „Kinder bedeuten Liebe und Zusammengehörigkeit“ wurde am häufigsten als Grund für den Wunsch nach Kindern angegeben (vgl. HOFFMAN et al., 1978, S. 98).

In einer der ersten deutschen psychologischen Untersuchungen über die Ursachen und Beweggründe für den Kinderwunsch (TOMAN et al., 1977) wurden zunächst Experten – Mitarbeiter von Erziehungs-, Ehe-, Familienberatungsstellen – nach verschiedenen Aspekten des generativen Verhaltens befragt. Die Gesprächsanalyse ergab folgendes Ergebnis: „Ursachen des Wunsches nach Kindern sehen die Experten hauptsächlich in einer positiven Einstellung zu Kindern. Man wünscht sich Kinder, weil man Freude erwartet ...“ (S. 9). In der nachfolgenden Untersuchung an jungen Paaren konnte die Expertenvermutung bestätigt werden: 76% der befragten Paare begründeten ihren Kinderwunsch mit der Freude an Kindern.

In einer kleineren Pilotstudie in Bayern kamen BÜCHL et al. (1979) zu einem ähnlichen Ergebnis. Befragt wurden 50 Frauen, die aus der Großstadt stammten und jeweils zwei Kinder hatten, nach Alter und Ehedauer als homogen bezeichnet werden konnten und in der reproduktiven Phase ihres Lebens standen. Es wurden Frauen mit zwei Kindern untersucht, weil – angesichts von ca. 10% Paaren, die aus physiologischen Gründen keine Kinder bekommen können, und angesichts des freiwilligen Verzichts relativ vieler Personen auf Ehe und/oder Kinder – gerade solche Paare für den Erhalt des Bevölkerungsbestandes von besonderem Interesse sind, die drei oder mehr Kinder bekommen wollen (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975).

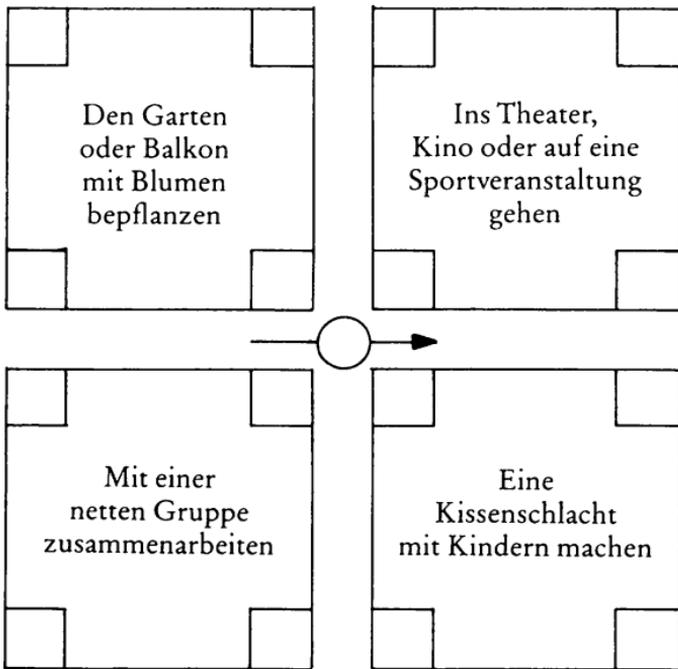
Mit den Frauen wurde ein eingehendes Gespräch geführt, das unter anderem die Frage enthielt, ob sie noch ein weiteres Kind wünschten oder nicht (Ja- bzw. Nein-Gruppe). Die Ja- und die Nein-Gruppe unterschieden sich wesentlich in den Gründen voneinander, die sie ganz allgemein – also nicht bezogen auf das mögliche dritte Kind – als Beweggründe für (eigene) Kinder angegeben hatten (s. Tab. 5).

Tab. 5: Gründe für eigene Kinder und Kinderwunsch

Erst- nennung bzw. wichtigster Grund	weiterer Kinder- wunsch	Ja	Nein
Freude an Kindern		9	7
Sinn fürs Leben		5	0
gehören zur Ehe		2	11
ohne Kinder langweilig		0	3
wollten eigentlich keine		0	2
keine Antwort		2	2

Es zeigt sich also, daß insbesondere solche Motive, die weder an soziale Selbstverständlichkeiten noch an Instrumentalitätswahrnehmungen gebunden sind, sondern sich auf das Kind selbst beziehen, die Bereitschaft für ein drittes Kind anzeigen: „Freude an Kindern“ und „Kinder sind der Sinn des Lebens“. Entsprechend überrascht es wenig, daß Frauen, die angeben, daß Kinder „einfach zur Ehe gehören“ oder daß es ihnen „ohne Kinder langweilig“ sei, nicht bereit sind, ein drittes Kind zu bekommen. Dieses Ergebnis konnte auch an Paaren, die kinderlos waren bzw. ein Kind bekommen hatten, bestätigt werden (vgl. OPPITZ et al., 1980).

Da die beiden Pilotstudien – auf Individual- und auf Paarniveau – zu vielversprechenden Ergebnissen führten, stellte sich für die weitere Forschung die Frage, wie der intrinsische Wert von Kindern, die emotional zentrierte positive Einstellung ihnen gegenüber, theoretisch faßbar und empirisch gehaltvoll operationalisierbar sei. Im Rahmen des Motivationsmodells von VROOM (1964) werden Handlungen durch die Verknüpfung des Wertes eines Handlungsergebnisses mit der subjektiven Wahrscheinlichkeit, den konkreten Handlungsausgang herbeiführen zu können, erklärt. GRAEN (1969) hat dieses Modell um den sozialen Druck und den intrinsischen Belohnungswert der Handlung erweitert (vgl. S. 67). Dieser intrinsische Belohnungswert ist – bezogen auf das generative Verhalten – die von den befragten Paaren genannte „Freude an Kindern“. In Abhebung vom extrinsischen Wert von Kindern, der sich aus der Bedeutung von Lebenszielen und der Instrumentalität von Kindern für diese Ziele ergibt (vgl. auch 2.1.3), kann diese „zweckfreie Freude“ daher als intrinsischer Wert von Kindern bezeichnet

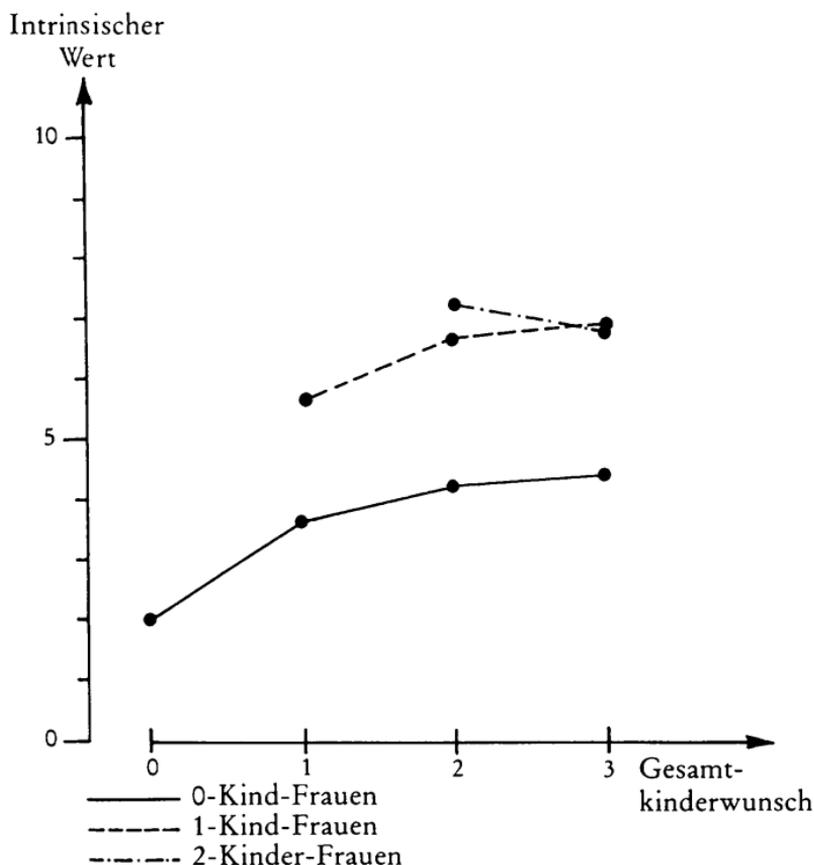


Darst. 25: Beispiel für die Operationalisierung des intrinsischen Wertes.

werden. Darunter ist somit der Eigen- oder Selbstwert von Kindern im Sinne einer emotional zentrierten Einstellung zu verstehen, der eine wichtige Determinante des Kinderwunsches darstellt.

Zur Operationalisierung dieses „intrinsischen Wertes“ von Kindern wurden zwölf Items entwickelt, die wertgeladene Handlungsmöglichkeiten verbalisieren. In vier dieser Möglichkeiten wird eine Situation, die einen konkreten Umgang mit Kindern beinhaltet, thematisiert, während es in den acht übrigen um andere Handlungsbereiche geht. Die befragte Person wird nun jeweils vor die Wahl zwischen vier Möglichkeiten gestellt und gebeten, die von ihr bevorzugte Situation anzugeben, ähnlich wie dies beim Berufsinteressentest (BIT) von IRLE (1955) der Fall ist (vgl. Darst. 25).

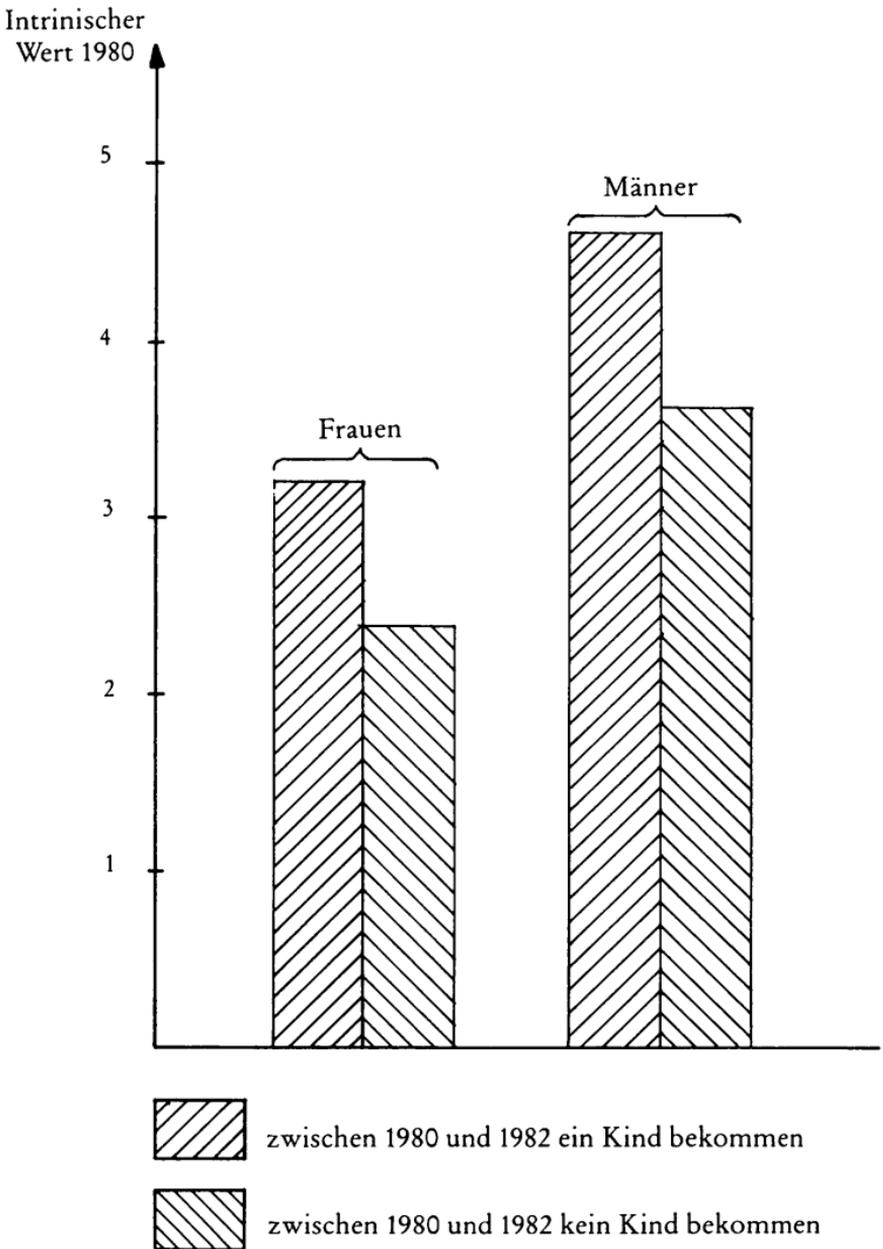
Durch Variation der Situation entsteht ein Entscheidungslabyrinth mit 16 Entscheidungspunkten. Der intrinsische Wert ist operationalisiert durch die relative Anzahl der gewählten Situationen mit Kindern (v. ROSENSTIEL et al., 1982). Eine multidimensionale Skalierung der Daten, die mit diesem Meßinstrument an kinderlosen Frauen und Frauen mit zwei Kindern erhoben wurde, ergab, daß die Situationen offensichtlich auf zwei Dimensionen abbildbar sind: Die erste trennt Situationen mit Kindern von solchen, in denen Kinder nicht angesprochen werden, während die zweite die emotionale Präferenz der vorgegebenen Situationen abbildet (vgl. NERDINGER, 1982). Das Ergebnis spricht dafür, daß das Verfahren valide die emotionale Zuwendung Kindern gegenüber erfaßt.



Darst. 26: Kinderwunsch in Abhängigkeit vom intrinsischen Wert.

In der Untersuchung „Motivation generativen Verhaltens“ (vgl. v. ROSENSTIEL et al., 1981; STENGEL et al., 1983) wurde der Zusammenhang zwischen dem intrinsischen Wert von Kindern und dem Kinderwunsch analysiert. Dabei zeigte sich, daß dieser Wert stark von den Erfahrungen abhängt, die man mit Kindern gemacht hat: Paare mit Kindern hatten durchweg einen höheren intrinsischen Wert als kinderlose Paare. Der Umgang mit eigenen Kindern fördert die emotionale Bindung. Außerdem wurde eine signifikante positive Korrelation zwischen dem intrinsischen Wert und dem Kinderwunsch festgestellt, und dies auch bei kinderlosen Paaren: Je höher der intrinsische Wert, desto höher ist auch der Kinderwunsch (vgl. Darstellung 26).

Bei der zweiten Befragung ca. zwei Jahre später gelang dann der Nachweis, daß der intrinsische Wert auch prognostische Validität



Darst. 27: Prognostische Validität des intrinsischen Wertes.

für das generative Verhalten hat: Paare, die in der Zwischenzeit ein Kind bekommen hatten, wiesen bereits bei der Erstbefragung einen signifikant höheren intrinsischen Wert auf als jene Paare, deren Kinderzahl sich nicht verändert hatte (vgl. Darstellung 27).

Der intrinsische Wert von Kindern darf demnach als eine Kovariate des generativen Verhaltens verstanden werden. Allerdings lassen sich die Ergebnisse kaum im Sinne der These von ARIÈS (1982) interpretieren; eine Ursache des Geburtenrückganges dürfte hier wahrscheinlich nicht aufgedeckt worden sein (vgl. dazu unter 4.2 dieses Kapitels).

3.4.3 Werte und generatives Verhalten

Das Wertkonzept ist in der Untersuchung des generativen Verhaltens zentral; seine Definition ist allerdings meist unscharf. Akzentuierend stößt man auf zwei verschiedene Verwendungen des Wertkonzepts: Zum einen wird in der Forschung immer wieder vom „Wert von Kindern“ gesprochen. Darunter sind alle jene Ansätze zu verstehen, die Vor- und Nachteile von Kindern ermitteln. Dazu zählen sowohl die Studien „Value of Children (VOC)“ als auch entscheidungstheoretische Modelle, die auf Theorien des sozialen Austausches und auf Wert-Instrumentalitäts-Erwartungstheorien basieren. In all diesen Ansätzen wird „Wert“ im Sinne von „Gut“ oder „Nutzen“ verwendet, d.h. als Güterwert in der Terminologie von OLDEMEYER (1979). Die Nützlichkeit eines Objektes – in diesem Fall des Kindes – für die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse ergibt nach dieser Konzeption seinen Wert. Kinder werden also als Mittel zum Zweck gesehen.

Auf der anderen Seite wird von „Wert“ auch in ethischer Hinsicht, d.h. im Sinne von Prinzipien menschlichen Verhaltens gesprochen. Dabei wird auf das Wünschenswerte (KLUCKHOHN, 1951) als einer Leitlinie des Verhaltens abgehoben. OLDEMEYER spricht in diesem Zusammenhang von Orientierungswerten. Auch dieses Wertkonzept spielt bei Untersuchungen zum generativen Verhalten eine Rolle (FAWCETT, 1973): Es können sich derartige Werte zum einen direkt auf das generative Verhalten beziehen, wenn z.B. in einer Gesellschaft bestimmte Familiengrößen mit expliziten Wertvorstellungen verknüpft sind, zum anderen können sie indirekt das generative Verhalten beeinflussen, z.B. über Wertorientierungen, die weiblicher Berufsorientierung in einer Gesellschaft entgegengebracht werden.

In den meisten Untersuchungen zum generativen Verhalten wird jedoch der Wert von Kindern im Sinne der zuerst angesprochenen Mittel-Zweck-Kalkulation operationalisiert. Nachfolgend werden einige dieser Ansätze besprochen, die den beiden Auffassungen zuzuordnen sind, und anschließend wird ein Modell vorgestellt, das beide Wertkonzeptionen integriert.

3.4.3.1 Güterwerte von Kindern

Angesichts der Bevölkerungsexplosion in vielen Entwicklungsländern wurden häufig Maßnahmen zur Milderung dieses Problems diskutiert. Dabei wurde gefragt, welche Bedürfnisse der Eltern durch Kinder befriedigt werden. Wenn es möglich erschiene, diese Bedürfnisse zu ermitteln, könnte man sie z.B. durch alternative Mittel befriedigen und dadurch die Bedeutung der Kinder für die entsprechende Bedürfnisbefriedigung reduzieren. Auf dieser Überlegung beruht der theoretische Ansatz der schon mehrfach genannten Studien "Value of Children" (vgl. FAWCETT, 1972, BERELSON, 1967; HOFFMAN und HOFFMAN, 1973). Der Wert von Kindern ergibt sich dabei aus den Vor- und Nachteilen, die Kinder ihren Eltern bringen. Dieses Konstrukt wird als intervenierende Variable zwischen soziodemographischen und sozialpsychologischen Faktoren auf der einen Seite und dem generativen Verhalten auf der anderen Seite eingefügt (s. u. 2.1.1).

Auf der Basis dieser Konzeption wurden weltweit kulturvergleichende Untersuchungen durchgeführt (z.B. ARNOLD et al., 1975; KAGITCIBASI, 1980; BULATAO, 1982), die u.a. folgende Fragen beantworten sollten:

1. Welchen Wert (Vor- und Nachteile) haben Kinder für ihre Eltern?
2. Welche Beziehung besteht zwischen der sozialen Struktur und den Werten von Kindern?
3. In welchem Ausmaß wirken die Werte von Kindern auf das generative Verhalten?
4. Welches sind die Hauptdeterminanten des generativen Verhaltens?

Mittlerweile liegt eine Vielzahl von Untersuchungsergebnissen vor (vgl. HOFFMAN et al., 1978; HOFFMAN und MANIS, 1979), die sich dahingehend interpretieren lassen, daß ein sich änderndes generatives Verhalten durch einen Wandel der Werte erklärbar ist, der

beim Übergang von Entwicklungs- in Industriegesellschaften auftritt. Bei zunehmender Industrialisierung verlieren die Kinder ihren ökonomischen Nutzen für die Eltern. Gleichzeitig nehmen Eltern in den Industrienationen in stärkerem Maße Einschränkungen der eigenen Lebensführung durch ihre Kinder wahr.

Begründet wird dieser Wertwandel durch die vielfältigen Auswirkungen der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse (BULATAO, 1982). Z.B. verlieren Kinder ihren ökonomischen Nutzen für die Eltern vor allem aufgrund der Verstädterung und der damit einhergehenden Abnahme arbeitsintensiver landwirtschaftlicher Produktion und aufgrund eines steigenden Bedarfs nach gut ausgebildeten Fachkräften. Der Wert von Kindern wird somit zur intervenierenden Variablen zwischen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und individuellem generativen Verhalten.

Die VOC-Autoren betrachten ihren Ansatz lediglich als ein heuristisches Gerüst, aus dem für die empirische Arbeit Hypothesen abgeleitet werden können. Die Kritik an diesen Studien richtet sich entsprechend auch auf die Vernachlässigung der konkreten Verknüpfung der Vor- und Nachteile, aus denen sich ja letztlich der Wert von Kindern ergeben soll. Den Studien liegt implizit der Gedanke zugrunde, daß das generative Verhalten das Ergebnis rationaler Informationsverarbeitungsprozesse ist. Welche Form der kognitiven Algebra (vgl. ANDERSON, 1974) dabei jedoch zur Anwendung gelangt, bleibt unanalysiert. Denkbar wären z. B. Regeln, die sich aus der psychologischen Entscheidungstheorie ableiten ließen (EDWARDS, 1954; LEE, 1977). Psychologische Entscheidungstheorien thematisieren den Auswahlprozeß zwischen verschiedenen Handlungsmöglichkeiten, wobei vor allem die Kombinations- und Entscheidungsregeln formalisiert werden. Verknüpft werden meist der subjektive Nutzen einer Handlung mit der subjektiven Auftretenserwartung, weshalb auch von "subjective expected utilities" (SEU)-Theorien gesprochen wird.

Eine derartige Theorie liegt auf dem Felde des generativen Verhaltens dem Ansatz von BEACH et al. (1976, 1979; TOWNES et al., 1977) zugrunde. Die Autoren, deren Ziel die Entwicklung von Beratungsstrategien bei der Familienplanung war, gingen wie folgt vor: Zunächst interviewten sie eine kleine Zahl von Ehepaaren, wobei mit beiden Partnern getrennt gesprochen wurde. Gesprächsgegenstand waren die Gründe, die für oder gegen ein (weiteres) Kind sprechen. Die genannten Argumente wurden gemeinsam mit den Interviewpartnern bestimmten hierarchisch organisierten Kategorien zuge-

ordnet. Diese „Familien-Planungs-Hierarchie“, die 70 Aspekte umfaßt, hat folgende Struktur (vgl. BEACH et al., 1977):

1. Um Kinder zentrierte Überlegungen
 - 1.1 Aspekte der familiären Situation
 - 1.2 Aspekte der Gesundheit und des Wohls der Kinder
2. Um die eigene Person und den Partner zentrierte Überlegungen
 - 2.1 Aspekte der persönlichen Identität
 - 2.2 Aspekte der Elternschaft
 - 2.3 Aspekte des Wohls der Familie
3. Um die soziale Umgebung zentrierte Überlegungen
 - 3.1 Aspekte der Familie
 - 3.2 Aspekte des Freundeskreises
 - 3.3 Aspekte der Gesellschaft

Um die Brauchbarkeit dieses Ansatzes für die Beratung zu überprüfen, führten die Autoren eine Studie durch, der folgende Hypothese zugrunde lag. Eine Frau strebt dann eine Schwangerschaft an, wenn sie von einem (weiteren) Kind einen größeren Nutzen erwartet als von keinem (weiteren) Kind. 88 Ehepaare, die überwiegend der amerikanischen Mittelschicht entstammten, bewerteten die Familienplanungs-Hierarchie dahingehend, ob die einzelnen angesprochenen Aspekte relevant seien, für oder gegen Kinder sprechen und wie es um ihre relative Wichtigkeit bei der Planung eines Kindes bestellt sei. Schließlich gab jeder Partner individuell an, ob sich die Erwartungen bezüglich einer jeden Kategorie im Falle der Geburt eines Kindes auch erfüllen würden.

Die Präferenzen für ein Kind errechnen sich nach der Formel

$$SEU_+ = \sum_{i=1}^n (U_i P_i)$$

Es bedeuten: SEU_+ = subjektiv erwarteter Nutzen

U_i = Nutzen des Ereignisses i ;

P_i = subjektive Wahrscheinlichkeit des Auftretens dieses Ergebnisses i .

Die gegen ein Kind sprechenden Entscheidungspräferenzen wurden wie folgt berechnet:

$$SEU_0 = \sum_{i=1}^n U_i (1 - P_i)$$

Setzt man $SEU_+ + SEU_0 = 100$, dann spricht ein Wert von $SEU_+ > 50$ für ein (weiteres) Kind. Sinkt der Wert unter 50, so spricht dies gegen ein (weiteres) Kind. Ein Jahr nach dieser Untersuchung wurden die Paare befragt, ob die Partnerin in der Zwi-

schenzeit ein Kind erwartet bzw. ein Kind geboren hat. Die Ergebnisse zeigt Tab. 6:

Tab. 6: Vorhergesagte und realisierte Schwangerschaften
(nach BEACH et al., 1979)

befragte Gruppen	Schwangerschaftsvorhersage			
	ja		nein	
	schwanger geworden		schwanger geworden	
	ja	nein	ja	nein
Paare	10	21	2	31
Ehemänner	16	21	6	31
Ehefrauen	19	21	3	30

Die Ergebnisse stützen zwar das Entscheidungsmodell der Autoren, wenn man das richtig vorhergesagte „nein“ bedenkt. Problematisch erscheint allerdings die hohe Zahl falsch prognostizierter Schwangerschaften. Da sich diese Zahl auch bei einer weiteren Befragung nach zwei Jahren nicht wesentlich veränderte (BEACH et al., 1979), entwickelten die Autoren eine Alternativhypothese, wonach es sich bei den Fällen, in denen eine Schwangerschaft falsch prognostiziert wurde, um „potentielle Eltern“ handele. Diese seien dadurch gekennzeichnet, daß sie bei Eintreten günstiger situativer Bedingungen ein Kind bekommen würden. Überprüft wurde allerdings diese Hypothese nicht auf dem Gebiet des generativen Verhaltens, sondern auf dem Gebiet der Verkehrsmittelwahlen (BEACH et al., 1981; vgl. auch DAVIDSON und BEACH, 1981).

Besonders interessant erscheint dagegen die Feinanalyse in jenen Fällen, in denen die Prognose für die beiden Partner in unterschiedliche Richtung lief und die Prognose für das Paar aufgrund einer Mittelung der Präferenzen erfolgte. Es zeigte sich hier, daß in der Mehrheit der Fälle (86%) die Verhaltenskonsequenz im Verzicht auf ein Kind bestand, was darauf hindeutet, daß sich die Meinung des Partners, der kein weiteres Kind bekommen möchte, bei der Entscheidung durchsetzt.

Darüber hinaus konnten die Autoren – plausiblermaßen – zeigen, daß die Entscheidungen bei extrem hohen bzw. niedrigen SEUs am besten prognostiziert werden konnten. Die Autoren arbeiteten daher in der Folge versuchsweise mit einem Schwellenkonzept, was zu vielversprechenden Ergebnissen führte (BEACH et al., 1982). Als

eine besondere Schwäche muß dagegen die Beschränkung auf Ehepaare aus der Mittelschicht angesehen werden. Es erscheint durchaus zweifelhaft, ob die Aspekte der Familienplanungshierarchie in gleicher Weise für Paare anderer Sozialschichten gelten.

BECKMAN (1979) ist dieser Frage in einer empirischen Untersuchung nachgegangen. Die Autorin ging allerdings von einem anderen rationalen Entscheidungsmodell aus, der „Theorie des sozialen Austauschs“ (THIBAUT und KELLEY, 1959; BECKMAN, 1978). Die Theorie erklärt soziales Verhalten durch die tatsächlich erhaltenen oder wahrgenommenen Belohnungen und Kosten, die bei sozialen Interaktionen auftreten. Die Attraktivität einer zwischenmenschlichen Beziehung ist demnach Funktion des Ergebnisses, das sich aus dem Vergleich der Belohnungen und Kosten errechnet. Das Resultat wird verglichen mit dem Belohnungs-Kosten-Verhältnis einer Erwartungssituation. Ist nun das empirisch ermittelte Verhältnis positiver als erwartet, so ist das Individuum mit seiner Entscheidung zufrieden; im anderen Fall wendet man sich einer günstiger erscheinenden Alternative zu.

Diese Gedanken überträgt BECKMAN (1978, 1979) auf das generative Verhalten. Nach ihrer Auffassung wägt eine Frau die Belohnungen und Kosten, die sie von einem (weiteren) Kind erwartet, gegeneinander ab. Daraus ergibt sich der „Wert eines Kindes“. Übersteigt dieser Wert die wahrgenommene oder antizipierte Zufriedenheit der Mutterrolle, so ist sie einer (weiteren) Geburt gegenüber positiv eingestellt. Ob es allerdings dazu kommt, hängt u. a. auch von dem Vergleich anderer sozialer Rollen ab. Als solche kann z. B. die Berufstätigkeit der Frau gelten, die von BECKMAN exemplarisch untersucht wurde.

Formalisiert sieht das wie folgt aus:

$$\text{MOT}_{\text{WK}} = \Sigma W_{\text{WK}} - \Sigma K_{\text{WK}},$$

d. h. die Motivation für ein weiteres Kind (MOT_{WK}) folgt aus der Summe der Belohnungen, die von einem weiteren Kind erwartet werden (ΣW_{WK}) minus der Summe der Kosten, die ein weiteres Kind vermutlich verursachen würde (ΣK_{WK}). Die übrigen Gleichungen für die Zufriedenheit mit der Mutterschaft, die Motivation für die Berufstätigkeit und die Zufriedenheit mit der Berufstätigkeit werden entsprechend errechnet. In einer Querschnittsstudie untersuchte BECKMAN (1979) diese Beziehungen, wobei sie den Kinderwunsch und die Intention, in den Beruf zurückzukehren oder berufstätig zu bleiben, als abhängige Variable bestimmte.

Zwei Fragen sollten beantwortet werden:

1. Kann die Entscheidung für ein (weiteres) Kind als Alternative zur Berufstätigkeit durch dieses Modell erklärt werden?
2. Trifft die implizite Rationalitätsannahme nur für bestimmte, soziodemographisch spezifizierte Gruppen zu? (Eine Frage, die von BEACH et al. vernachlässigt worden war).

BECKMAN konnte die zweite Frage nicht eindeutig beantworten. Es fanden sich einige Hinweise dafür, daß bei Frauen mit höherem sozioökonomischen Status das Verhalten besser erklärt werden konnte, doch sind die Unterschiede statistisch nicht signifikant. Besser gelang die Beantwortung der ersten Frage. Der Kinderwunsch konnte gut durch die Kalkulation der Belohnungen und Kosten von Kindern, verglichen mit der Zufriedenheit mit der Mutterrolle, erklärt werden. Die Zufriedenheit mit der Berufstätigkeit hatte dagegen keinen nennenswerten Einfluß auf den Kinderwunsch. Auch die Intention zur Berufstätigkeit beeinflusste den Kinderwunsch nicht. Dagegen wirkte sich die Präferenz für ein weiteres Kind auf den Entschluß, berufstätig zu sein, aus. Diese Befunde lassen sich gegen die vielfach geäußerte Behauptung ins Feld führen, wonach die wachsende Berufsorientierung der Frauen für den Geburtenrückgang in den Industrienationen verantwortlich sei.

Eine wesentliche Schwäche dieser Studie liegt darin, daß nicht das Paar, sondern nur die Ehefrau berücksichtigt wurde. Entsprechend hat BECKMAN dann auch in weiteren Untersuchungen (1979a; BECKMAN und BARDSLEY, 1981) den Ansatz zu einem Paarmodell ausgebaut (vgl. dazu OPPITZ, 1984), wobei sie den individuellen Kinderwunsch der Partner weiterhin auf der Grundlage der Theorie des sozialen Austauschs erklärt. Die Autorin betont, daß die individuelle generative Intention direkt durch die Nutzensoptimierung bestimmt wird, soziodemographische Faktoren dagegen nur indirekt, vermittelt über eine spezifische Erwägung von Kosten und Belohnungen auf die generative Intention einwirken. Eine pfadanalytische Überprüfung dieser Hypothese zeigte, daß dieser Zusammenhang nicht für alle Variablen zutrifft. So fand sich ein direkter positiver Einfluß des Alters einer Frau auf den geplanten Zeitpunkt der Geburt des nächsten Kindes. Außerdem konnte ein direkter Einfluß des Kinderwunsches auf die Empfängnisverhütung und damit auf das generative Verhalten belegt werden. Rationale Erwägungen spielen demnach beim generativen Verhalten eine bedeutende Rolle.

Dafür sprechen auch Untersuchungen, die von dem Modell von

FISHBEIN (1963, 1967, 1972) ausgehen. Dieser Ansatz unterscheidet sich von den bisher dargestellten insofern, als er nicht den Wert des Kindes zu erklären sucht, sondern konkretes Verhalten, das zu einer bestimmten Kinderzahl führt. Ähnlich wie den SEU-Theorien liegt auch diesem Ansatz die Hypothese zugrunde, daß Personen über Verhaltensmöglichkeiten so entscheiden, daß die subjektiv wahrgenommenen Konsequenzen des Verhaltens und die Bedeutung dieser Konsequenzen berücksichtigt werden. FISHBEIN geht davon aus, daß das generative Verhalten und damit die Kinderzahl unmittelbar von der generativen Verhaltensintention bestimmt wird, die wiederum von einer Einstellungs- und einer Normkomponente abhängt (s. u. 2.1.2).

Da sich die meisten empirischen Studien, die dieses Modell als theoretische Basis heranziehen, mit dem Empfängnisverhaltensverhalten auseinandersetzen, soll hier nur auf zwei Studien, die sich unmittelbar mit der Entscheidung für oder gegen ein (weiteres) Kind beschäftigen, eingegangen werden. WERNER et al. (1975) untersuchten die Frage, unter welchen Bedingungen Frauen ein drittes Kind zu bekommen bereit sind. Sie befragten 95 Frauen, die jünger als 30 Jahre waren und bereits zwei Kinder hatten. Die Intention, ein drittes Kind zu bekommen, ließ sich – mit einem Varianzanteil von 66% – erklären. Besonders interessant ist ein inhaltlicher Aspekt dieser Studie: Frauen, die ein drittes Kind bekommen wollten, unterschieden sich von jenen, die dies nicht beabsichtigten, in folgenden wahrgenommenen Konsequenzen eines dritten Kindes (vgl. Tab. 7):

Tab. 7: Einschätzung der Konsequenzen eines dritten Kindes in Abhängigkeit vom Kinderwunsch (+ = Zunahme; 0 = keine Änderung; – = Abnahme, nach WERNER et al., 1975)

Konsequenzen	Kinderwunsch	
	ja	nein
Meine weitere Selbstentwicklung	+	–
Erfüllung in meiner Rolle als Frau und Mutter	+	–
Eine engere Beziehung zu meinem Mann	+	–
Die Erfahrung der Schwangerschaft	+	–
Sich als Erwachsene fühlen	+	–
Mehr freie Zeit haben für Dinge, die Freude machen	0	–
Ein höherer Lebensstandard	0	–
Probleme in der Familie	0	+

Gerade diese Untersuchung illustriert den großen Vorteil der Ansätze, die von Entscheidungsmodellen ausgehen. Sie erlauben es, den Inhalt der bedeutsamen Entscheidungskomponenten zu bestimmen. Beispielsweise zeigt das soeben zitierte Ergebnis die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Auswirkungen eines dritten Kindes auf die Selbstverwirklichung, die Partnerschaft, die Freizeit und den Lebensstandard und belegt deren Bedeutsamkeit für die Intention, ein weiteres Kind zu bekommen.

Bei der Untersuchung von WERNER et al. (1975) handelte es sich um eine Querschnittsuntersuchung, d.h. der prognostische Wert für das generative Verhalten konnte nicht überprüft werden. Dies hat VINOKUR-KAPLAN (1978) im Rahmen der von ihr konzipierten Längsschnittuntersuchung getan, deren Design zwei Befragungszeitpunkte mit einem Abstand von zwölf Monaten umfaßte. Am Beispiel der Verhaltensintention „Wunsch nach einem weiteren Kind“ konnten die substantiellen, aus dem zuvor dargestellten Modell FISHBEINS (vgl. S.65f.) ableitbaren Prognosen bestätigt werden: Sowohl die Verhaltensintention als auch das aktuelle Verhalten konnten gut durch die Einstellungs- und die normative Komponente des Modells vorhergesagt werden.

Die in diesem Absatz besprochenen Ansätze, deren Kern eine rationale Bestimmung des subjektiven Nutzens von Kindern ist, erklären einen nicht unbeachtlichen Teil beobachtbaren generativen Verhaltens. Da auch andere Disziplinen Modellvorstellungen entwickelt haben, die auf dem Prinzip der Nutzenmaximierung beruhen (vgl. z.B. BEN-PARATH, 1974; TERHUNE und KAUFMAN, 1973), kann dieser Ansatz durchaus Ausgangspunkt für interdisziplinäre Studien sein.

Dagegen spricht auch nicht folgende Kritik an rationalen Modellen: Sie seien auf das generative Verhalten nicht anwendbar, da diesem kaum rationale Entscheidungen zugrunde lägen. Vielmehr würden sexuelle Kontakte häufig auch ohne adäquate Verhütungspraktiken vollzogen, ohne daß dabei die Konsequenzen ausreichend reflektiert würden. Dies ist kein schlagender Einwand gegen die Verwendung rationaler Modelle (vgl. ADLER, 1979), da die Modelle keineswegs zwingend davon ausgehen, daß Personen bewußt und explizit Belohnungen und Kosten gegeneinander verrechnen. Vielmehr versuchen die Modelle, Gemeinsamkeiten des Verhaltens so zu erklären, *als ob* Personen ihren Nutzen maximieren wollten. Es ist dann die Frage an die empirische Forschung, ob die zur Erklärung des Verhaltens vorgeschlagene Funktion das tatsächlich gezeigte Verhalten prognostiziert.

Dies ist – wie soeben nachgewiesen – zu einem Teil der Fall. Das ermutigt, befriedigt aber nicht. Man muß sich bemühen, auch weitere Teile der Varianz zu erklären. Es sei nun untersucht, ob die Werte im Sinne von Orientierungswerten dazu beitragen.

3.4.3.2 Orientierungswerte und Kinder

Der Wertbegriff wurde soeben im Sinne des Nutzens oder Güterwertes auf das generative Verhalten bezogen. Von diesem Wertkonzept ist der Orientierungswert abgehoben. Nach der klassischen Definition von KLUCKHOHN (1951, S. 395) ist „... ein Wert ... eine Auffassung vom Wünschenswerten, die explizit oder implizit sowohl für ein Individuum als auch für eine Gruppe kennzeichnend ist und welche die Auswahl der zugänglichen Weisen, Mittel und Ziele des Handelns beeinflusst“. So verstandene Werte sind dann am Individuum als Werthaltungen oder Wertorientierungen festzumachen (GRAUMANN und WILLIG, 1983). Werthaltungen entwickelt das Individuum im Zuge der Sozialisation bei der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Sie sind u. a. gekennzeichnet durch relative Dauerhaftigkeit, starke Verwurzelung in der Persönlichkeit bei sozialer Verankerung und kultureller Typisierung. Im Gegensatz zu Einstellungen sind sie nicht auf konkrete Objekte gerichtet, sondern bestimmen in einem generalisierten Sinne, wie in konkreten Handlungssituationen Präferenzen und Einstellungen sich in ihrer handlungsleitenden Funktion ergeben.

Orientierungswerte haben direkt oder indirekt Einfluß auf das generative Verhalten. Einen direkten Einfluß über die Wertung bestimmter Familiengrößen konnte RAINWATER (1960, 1965) nachweisen. In diesen – inzwischen geradezu klassischen – Studien sollten keine Hypothesen überprüft, sondern entwickelt werden. Daher beschränkte sich RAINWATER auf Intensivinterviews von ca. zweistündiger Dauer, in deren Verlauf auch projektive Verfahren (vgl. z. B. SPITZNAGEL, 1982) herangezogen wurden. Die Interpretation der Ergebnisse ging dahin, daß der Kinderwunsch in den USA durch eine für diese Gesellschaft typische Werthaltung bestimmt wird, die sich so kennzeichnen läßt: „Man sollte nicht mehr Kinder haben, als man sich leisten kann, aber man sollte so viele Kinder haben, wie man unterhalten kann“ (RAINWATER, 1965, S. 150). Eine große Familie ist demnach also wünschenswert, soweit man sie sozial verantworten kann.

Die Mehrzahl der übrigen Untersuchungen über den Zusammenhang von Orientierungswerten und generativem Verhalten thematisieren allerdings in einem allgemeineren Sinne den Einfluß dieser Werte auf die Familiengrößen. Besonders bekannt geworden sind dabei die Studien über die Auswirkungen gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse (KAHL, 1968; INKELES und SMITH, 1974; FAWCETT und BORNSTEIN, 1973; CLIFFORD und FORD, 1974). Die gemeinsame Grundhypothese dieser Untersuchungen geht dahin, daß sich als Äquivalent zur gesellschaftlichen Modernisierung aufgrund veränderter Sozialisierungsbedingungen ein Syndrom von Werthaltungen entwickelt, das als „individuelle Modernität“ bezeichnet wird. Da sich die Entwicklung dieses Syndroms über große Zeitspannen erstreckt, kann es nicht im Längsschnitt untersucht werden. Man behilft sich entsprechend mit kulturvergleichenden Querschnittsuntersuchungen, die nach folgendem Muster konzipiert sind: Zunächst wählt man unterschiedliche Länder aus, die sich auf unterschiedlichen sozioökonomischen Entwicklungsstufen einordnen lassen. Die Höhe einer Entwicklungsstufe wird dabei über eine Reihe von Kriterien wie z. B. Stand des Erziehungs- und Bildungssystems, Durchschnittseinkommen, Verhältnis von Stadt- und Landbevölkerung etc. bestimmt. Es werden im Zuge der empirischen Erhebungen in den so gekennzeichneten Gesellschaften die dominanten Werthaltungen erfaßt. Meist konnte dann die Entwicklungslinie von traditionellen Wertsystemen bis hin zu den modernen nachvollzogen werden. Nach FAWCETT und BORNSTEIN (1973) läßt sich dabei das Syndrom der Modernität durch drei grundlegende Werthaltungen charakterisieren, die wiederum an eine Reihe spezifischer Persönlichkeitsmerkmale gebunden sind.

Die erste dieser Werthaltungen zeigt sich in der Wertschätzung subjektiver Effizienz. Darunter ist die Überzeugung zu verstehen, daß der Mensch seine Umwelt beherrschen kann. Diese Überzeugung ist mit dem Persönlichkeitsmerkmal subjektiver Kontrollüberzeugungen verbunden, wie sie im Konstrukt der internalen Kontrolle im Sinne von ROTTER (1966, vgl. auch MIELKE, 1982) gefaßt ist. Während beim traditionell orientierten Menschen eher Fatalismus gegenüber der Natur festgestellt werden kann, geht der moderne Mensch davon aus, sein soziales und physisches Milieu nach seinen Wunschvorstellungen gestalten zu können. Die Auswirkungen derartiger Überzeugungen auf das generative Verhalten wurden vor allem in bezug auf unterschiedliche Praktiken der Geburtenkontrolle hin untersucht (vgl. z. B. NEAL und GROAT, 1980).

Als zweite grundlegende Werthaltung ist die Zeitorientierung anzusehen. Während in den traditionellen Gesellschaften das Kontinuum der Zeit in Sitten und Gebräuchen verankert ist, sind für moderne Gesellschaften Orientierungen auf die Zukunft hin kennzeichnend. Dies geht – auf der Ebene der Persönlichkeitskonstrukte – mit der Ausbildung von Lebensplänen einher: Der moderne Mensch setzt sich Ziele und strukturiert so sein weiteres Leben. Der Bezug zum generativen Verhalten ergibt sich damit aus der unterschiedlichen Bereitschaft zur Familienplanung.

Als dritte grundlegende Werthaltung nennen FAWCETT und BORNSTEIN (1973) schließlich die Wertschätzung der Flexibilität. Modernität schließt raschen Wandel ein. Die Empathie als Persönlichkeitsmerkmal ist damit verbunden: Erst wenn sich eine Person in die Situation eines anderen einzufühlen vermag, ist sie in der Lage, auf die soziale Umwelt einzuwirken. Beziehungen dieser Werthaltung zum generativen Verhalten lassen sich plausibel vermuten, sind aber bislang empirisch kaum untersucht worden.

Obwohl sich auf konzeptueller Ebene eine hohe Relevanz des Modernitätssyndroms für die Erklärung des Wandels im generativen Verhalten beim Übergang von Entwicklungs- zu Industrienationen ergibt, birgt dieser Ansatz dennoch eine Vielzahl von Problemen für die konkrete empirische Forschung. Operationalisierungen der soeben angesprochenen Werthaltungen fehlen weitgehend. In der Forschung wird meist von den angesprochenen Persönlichkeitsmerkmalen auf die Werthaltungen geschlossen. Damit bleibt das Konzept – unter der Perspektive der Wertforschung gesehen – spekulativ.

Ebenfalls von Orientierungswerten ging eine schweizerische Untersuchung zur Geburtenentwicklung aus (HOFFMANN-NOWOTNY, 1979; HÖPFLINGER, 1980, 1982; HÖPFLINGER und KÜHNE, 1979; HOFFMANN-NOWOTNY et al., 1984). Unter der Annahme, daß soziale Realität als Wechselwirkung struktureller und kultureller Dimensionen konzipiert sei, wurden 600 Ehepaare zu ihrem Kinderwunsch und der Bewertung von Kindern im Sinne der Studien "Value of Children" befragt. Als strukturelle Variable wurden das Heiratsalter der Frau, der Altersunterschied zwischen den Partnern, der berufliche Status beider etc. erhoben. Als kulturelle Variable wurden der Wert von Kindern, die Religiosität, Familien-, Freizeit- und Berufsorientierung bei beiden Partnern erfaßt. Abgesehen von dem VOC-orientierten Wert von Kindern, der nicht Konzeption des Wünschenswerten, sondern Ergebnis von Nutzenabwägungen ist, können die kulturellen Variablen als Wertorientie-

rungen im hier besprochenen Sinne aufgefaßt werden. Operationalisiert wurden diese Variablen über die Bewertung der Lebensbereiche Religion, Familie, Freizeit und Beruf.

Mit Hilfe diskriminanzanalytischer Methoden wurden die Variablen ermittelt, die den Kinderwunsch von Mann und Frau zu erklären in der Lage sind. Dabei stellte sich heraus, daß der Kinderwunsch der Frauen besser durch die strukturellen Variablen, der der Männer dagegen besser durch die kulturellen Variablen prognostizierbar erscheint. Es zeigte sich ein positiver Zusammenhang zwischen Kinderwunsch, Familienorientierung und Religiosität einerseits, ein negativer zwischen Kinderwunsch und Freizeitorientierung andererseits. Interessanterweise korreliert bei kinderlosen Paaren die Freizeitorientierung der Frau positiv mit dem Kinderwunsch ihrer Männer. Möglicherweise erwarten sich diese Männer von der Geburt eines Kindes eine stärkere Familienorientierung ihrer Frauen. HÖPFLINGER (1982) zieht zusammenfassend den Schluß, daß zur Erklärung des generativen Verhaltens beide Ehepartner zu berücksichtigen sind; darüber hinaus zeigt diese Studie, daß das Wertkonzept in beiderlei Sinn – als Nutzen und als Orientierung – bevölkerungspsychologisch ergiebig ist, so daß weitere Forschungen, die von einer Verknüpfung beider Konzepte ausgehen, vielversprechend erscheinen.

3.4.3.3 Extrinsischer Wert von Kindern

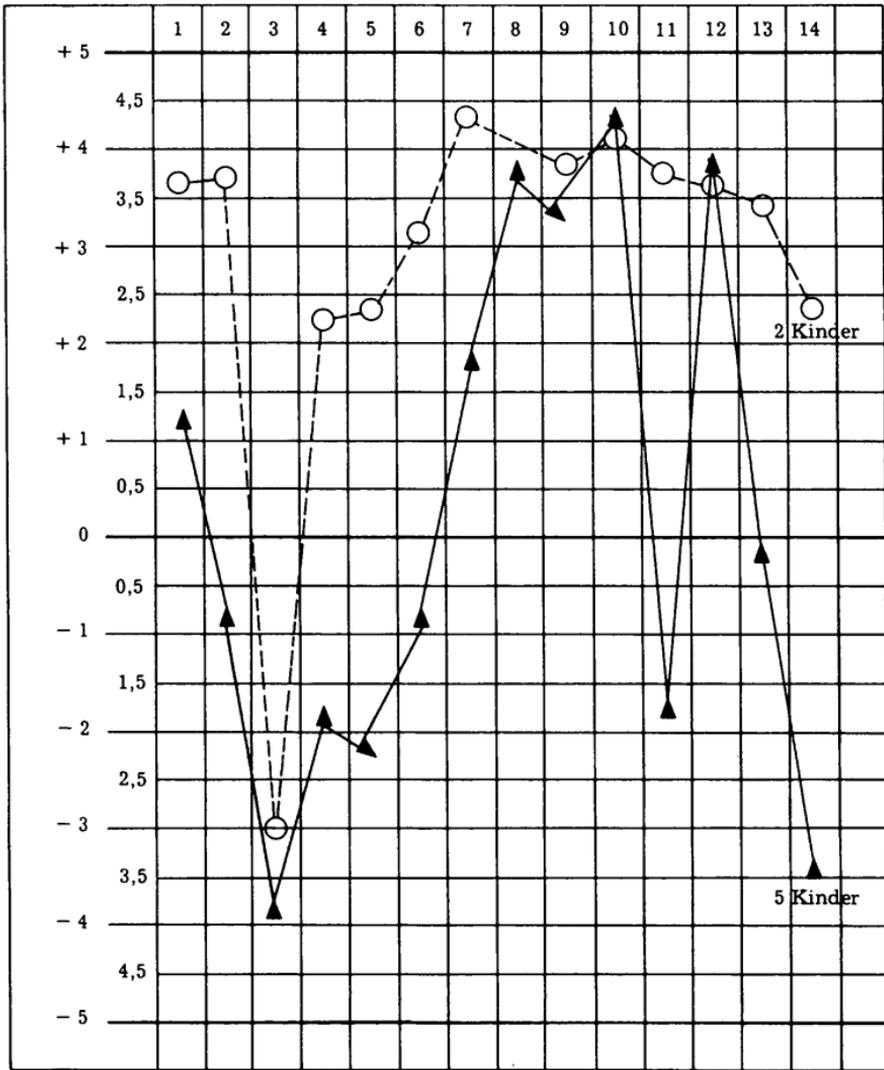
Werte als Nutzen und Werte als Orientierungen sind nicht unabhängig voneinander. Zwar sind die Orientierungen nicht gegenstandsbezogen; in einer konkreten Situation hängt aber von ihnen ab, ob eine Handlung oder ein Handlungsergebnis für eine Person nützlich wird oder nicht. Dies wird auch in dem auf LEWIN zurückgehenden Wert-Instrumentalitäts-Erwartungs(VIE)-Ansatz von VROOM (1964) deutlich, der bereits besprochen wurde (s. S. 60f.). Der Valenzbegriff tritt hier – daran sei noch einmal erinnert – zweimal auf: als Valenzen von Endzielen, die sich als Orientierungswerte interpretieren lassen, und als Valenzen konkreter Handlungen oder Handlungsergebnisse, die sich aus der wahrgenommenen Instrumentalität dieser Handlungen oder Handlungsergebnisse für das Realisieren der Endziele ergeben.

Da ein Kind bzw. eine bestimmte Kinderzahl als ein derartiges Handlungsergebnis interpretiert wird, ergibt sich sein Wert als

Funktion der wahrgenommenen Förderlichkeit bzw. Hinderlichkeit für das Realisieren bestimmter Endziele im Sinne von Orientierungswerten. Dies entspricht grundsätzlich einigen der bisher dargestellten Forschungsansätze. Ein Unterschied liegt allerdings in der Operationalisierung. Während z. B. in den VOC-Studien nur allgemein Vor- und Nachteile von Kindern erfaßt wurden, verlangt der hier dargestellte Ansatz die Erfassung der Auswirkungen konkreter Kinderzahlen. Dies kann intra- oder interindividuell erfolgen (vgl. DAVIDSON und MORRISON, 1983), d. h. entweder soll jeder Befragte die Instrumentalität von z. B. keinem, einem, zwei oder drei Kindern für die Realisation bestimmter Endziele einstufen, oder man teilt eine Stichprobe der Befragten so auf, daß je eine Teilstichprobe die Instrumentalität von keinem Kind einstuft, die nächste die eines Kindes und so fort. Durch die Verknüpfung der gewichteten Endziele mit den verschiedenen wahrgenommenen Instrumentalitäten ergibt sich dann der Wert eines Kindes im Sinne des subjektiven Nutzens.

Wie können in einem derartigen Konzept die Orientierungswerte erfaßt werden? Nach der bereits zitierten Wertdefinition von KLUCKHOHN bestimmen Werte die Auswahl konkreter Lebensziele. Man darf nun unterstellen, daß die Bewertung von Lebenszielen in der Operationalisierung nicht unmittelbar auf die Orientierungswerte hinweist. Bei letzteren handelt es sich um sogenannte latente Variable (MOOSBRUGGER, 1978), die sich im Sinne einer Annäherung methodisch durch eine Faktorenanalyse der bewerteten bzw. gewichteten Lebensziele erschließen lassen. Auf aggregiertem Niveau kann man auf diese Weise Werte, auf individuellem Niveau Werthaltungen nachweisen (vgl. dazu NERDINGER, 1984).

Die theoretischen Grundgedanken des Konzepts wurden in einer ersten Untersuchung (FITZ und OPPITZ, 1977; OPPITZ, 1978) überprüft. Diese Untersuchung beschränkte sich auf eine kleine homogene Untersuchungsgruppe: bayerisch-schwäbische Vollerwerbsbäuerinnen, alle römisch-katholisch, alle Mütter eines ersten Kindes, alle in der reproduktiven Phase ihres Lebens stehend. Für die Untersuchung mit einem strukturierten Fragebogen sind die Bäuerinnen in zwei Gruppen nach dem Zufallsprinzip aufgeteilt worden. Die Befragten in beiden Gruppen standen zunächst vor der Aufgabe, 14 Lebensziele, die sich in Voruntersuchungen als relevant für diese Bevölkerungsgruppe herausgestellt hatten, zu bewerten. Hinsichtlich der Bewertung dieser Lebensziele unterschieden sich die Mitglieder beider Gruppen nicht. Sodann wurden die Frauen der einen Gruppe darum gebeten, anzugeben, ob zwei Kinder hinderlich oder förderlich für das Realisieren dieser Lebensziele seien. Den Frauen der anderen Gruppe wurde die



Darst. 28: Die Instrumentalität von 2 und 5 Kindern zur Erreichung von Lebenszielen (nach: R. OLECHOWSKI, 1980, S. 174).

entsprechende Frage, allerdings bei Vorgabe einer Kinderzahl von fünf gestellt. Wie hinderlich oder förderlich zwei bzw. fünf Kinder erlebt werden, zeigt Darstellung 28.

Fünf Kinder wurden also von den Bäuerinnen als hinderlich für das Realisieren wichtiger Ziele erlebt.

Nachdem sich der Ansatz innerhalb dieser Pilotstudie bewährte, wurden in der Studie „Motivation generativen Verhaltens“ die Werthaltungen weiter

expliziert und eine differenziertere Form der Operationalisierung realisiert. In der soeben zitierten und zwei weiteren Untersuchungen (BÜCHL et al., 1979; OPPITZ et al., 1980) wurden in intensiven Gesprächen die Lebensziele ermittelt, die von den Befragten als relevant für generative Entscheidungen angesehen wurden. Aus Inhaltsanalysen dieser Gespräche und aus ergänzenden Literaturanalysen wurden sodann 139 Items entwickelt. Insgesamt ließen sich die einzelnen Items faktorenanalytisch folgenden acht Orientierungswerten im Sinne von latenten Variablen zuordnen:

- Wohlstand
- Altersversorgung
- Freizeit
- Generativität
- Religiosität
- Partnerschaft
- Beruf
- Ruhe

In einer Voruntersuchung wurden die Items 160 Personen – 80 Männern und 80 Frauen im generativen Alter, die einen Partner hatten – vorgelegt mit der Bitte, sie auf einer Sechs-Punkte-Skala, von vollkommen unwichtig (0) bis sehr wichtig (5) reichend, einzustufen. Nach den Kriterien der klassischen Testtheorie (LIENERT, 1969) wurden die 48 Items mit den besten meßtheoretischen Eigenschaften ausgewählt und einer Faktorenanalyse unterzogen. Dabei konnten die acht Orientierungswerte eindeutig repliziert werden. Diese 48 Items bildeten die Grundlage zur Erfassung der individuellen Werthaltungen und – in Verbindung mit den Instrumentalitätsskalierungen – die Basis zur Errechnung der extrinsischen Werte bestimmter Kinderzahlen. Die Instrumentalität wurde dabei wie folgt operationalisiert: Zu jedem der 48 Ziele wurde gefragt, wie hinderlich oder förderlich wären keine (ein, zwei, drei) Kinder, um ein bestimmtes Lebensziel zu erreichen. Die Antworten wurden auf einer Skala von $-2 =$ „sehr hinderlich“ bis $+2 =$ „sehr förderlich“ skaliert. Da es weder sinnvoll noch zumutbar erschien, alle befragten Personen die Instrumentalität unterschiedlicher Kinderzahlen einschätzen zu lassen und es außerdem inadäquat ist, Personen nach der Instrumentalität jener Kinderzahlen zu fragen, die sie im realen Verhalten bereits überschritten hatten, wurde im Sinne eines interindividuellen Konzeptes folgendes Untersuchungsdesign entwickelt (vgl. Darstellung 29).

In der Studie „Motivation generativen Verhaltens“ wurden Faktorenanalysen für die männlichen und weiblichen Befragten getrennt errechnet. Sie zeigten eine im wesentlichen für die beiden Geschlechter gleiche Wertstruktur. Sechs für beide Geschlechter vergleichbare Werte ließen sich ermitteln: Wohlstand, Freizeit, Partnerschaft, Religiosität, Beruf und Zuwendung im Alter. Die inhaltliche Bedeutung dieser Werte scheint für Männer und Frauen weitgehend

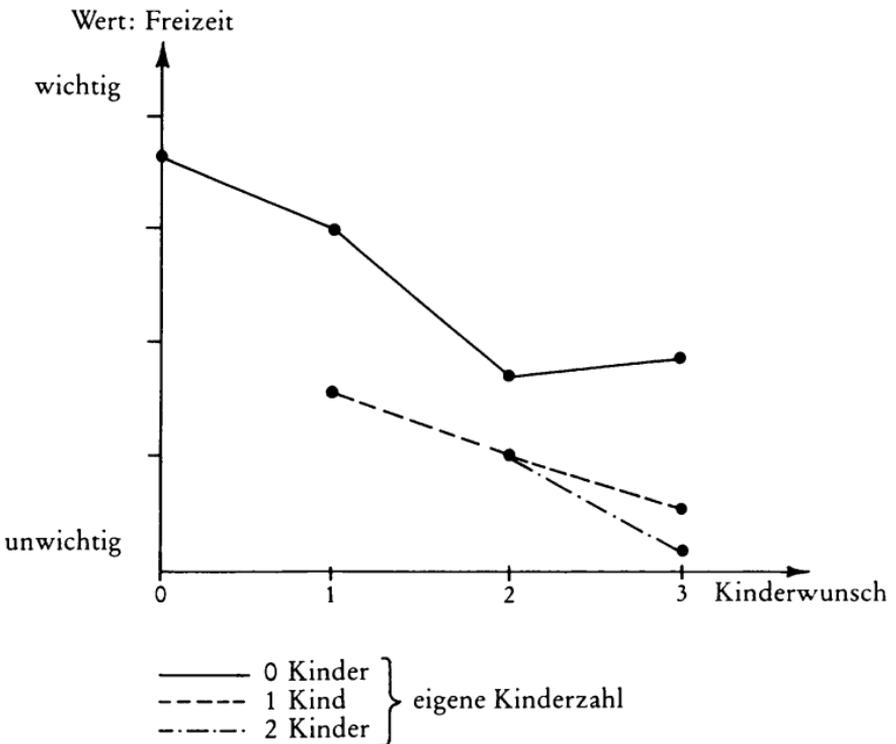
tatsächliche Kinderzahl	Instrumentalität von Kindern			
	0	1	2	3
0				
1	—			
2	—	—		
3	—	—	—	

Darst. 29: Befragungsdesign der Studie
„Motivation generativen Verhaltens“.

gleich zu sein – abgesehen vom Wert „Beruf“, der geschlechtsspezifisch unterschiedliche Erlebnissfelder auf sich zieht. Für die Frauen ist Beruf nicht gut zu vereinen mit „eine Familie haben“ bzw. „religiös leben“, was auf das Spannungsverhältnis zwischen weiblicher Berufstätigkeit und Familie hinweist. Für Männer treten dagegen spezifische negative Aspekte der Berufssituation in den Vordergrund, wie z. B. Streß, keine Zeit haben etc. (STENGEL et al., 1983).

Für einen interkulturellen Vergleich wurde der Fragebogen auch ins Englische übersetzt. In einer Untersuchung an 52 US-amerikanischen Paaren (v. ROSENSTIEL, 1982) fanden sich interessante Unterschiede zu den Werthaltungen der deutschen Paare. Während in der Bundesrepublik Deutschland Männer und Frauen vergleichbare Werte aufweisen, unterscheiden sich die amerikanischen Paare geschlechtsspezifisch. Den Frauen ist dort „Generativität“ (Beispiel-Item: „to found a family the way your parents did“) und „Amerikanismus“ (Beispiel-Item: „to secure the continuity of the American people“) wichtig. Die Männer unterscheiden sich dagegen in ihren Werthaltungen nicht von der deutschen Stichprobe. Dies deutet auf eine eher traditionalistische und konservative Familienorientierung der amerikanischen Frauen hin.

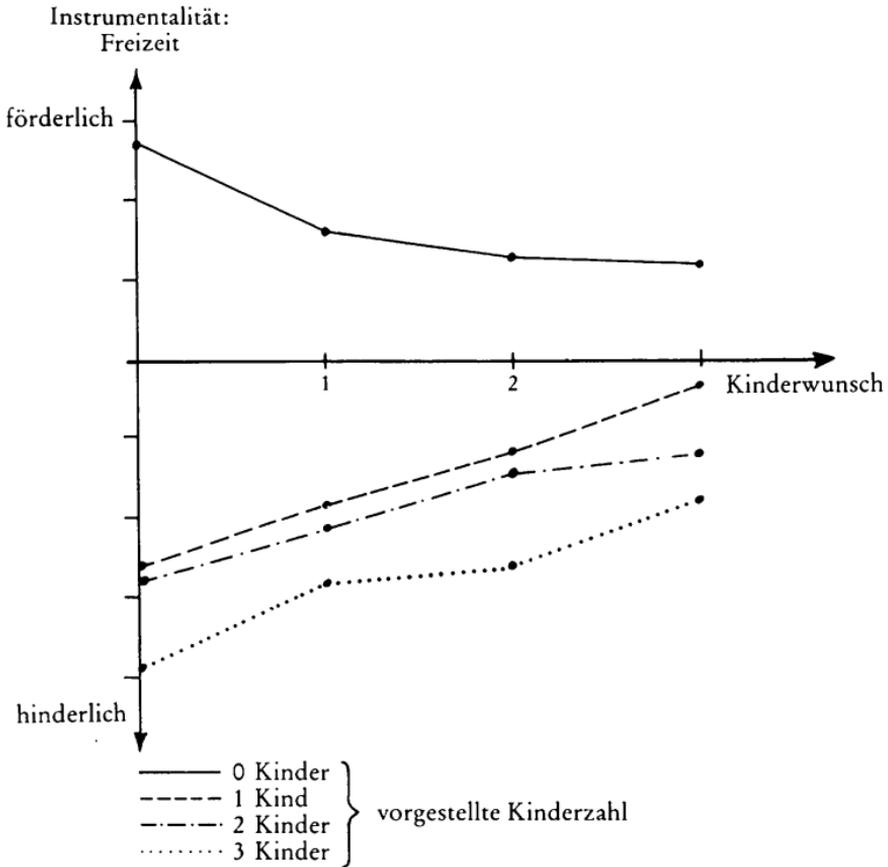
In der deutschen Stichprobe stehen die Werte – als Orientierungswerte interpretiert – in z. T. enger Beziehung zum generativen Verhalten, wenn man als Indikator dafür den ebenfalls erfragten Kinderwunsch heranzieht. Dies sei stellvertretend und beispielhaft für den Bereich Freizeit ausgeführt. Die Hypothese lautet: Je mehr Kinder eine Person hat und je mehr Kinder sie sich wünscht, desto unwichtiger ist ihr Freizeit. Darstellung 30 visualisiert die Ergebnisse, die die Hypothese im wesentlichen bestätigen.



Darst. 30: Wichtigkeit der Freizeit in Abhängigkeit vom Kinderwunsch (Frauen mit verschiedenen Kinderzahlen).

Ähnlich deutliche Beziehungen zeigen sich zwischen dem Wert „Wohlstand“ und dem Kinderwunsch für beide Geschlechter und für den Wert „Beruf“ und dem Kinderwunsch für die Frauen. Bei den übrigen Werten zeigen sich z. T. kurvilineare Zusammenhänge – z. B. für den Wert „Partnerschaft“ – oder nur schwache Korrelationen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Orientierungswerte einen substantiellen Anteil der Varianz generativen Verhaltens erklären, falls man als Indikator dafür den Kinderwunsch akzeptiert.

Fragt man nun nach dem Wert im Sinne des Nutzens, so ist auf die Instrumentalitätskalierungen zu achten. Auch diese trugen ergänzend zur Erklärung der Varianz des Kinderwunsches bei. Kinder erwiesen sich für die Werte „Wohlstand“, „Freizeit“ und (bei Frauen) „Beruf“ als hinderlich, für die übrigen Werte als förderlich. Wie Darstellung 31 wiederum am Beispiel des Wertes „Freizeit“ zeigt, bestehen recht eindeutige Zusammenhänge zwischen der Instrumentalität und dem Kinderwunsch.



Darst. 31: Instrumentalität verschiedener Kinderzahlen für den Wert „Freizeit“ in Abhängigkeit vom Kinderwunsch bei kinderlosen Frauen.

Aus der Darstellung geht hervor, daß kinderlose Personen nur wenig zwischen unterschiedlichen Kinderzahlen differenzieren. Für sie sind eins, zwei oder drei Kinder einfach „Kinder“, die hinderlich für die „Freizeit“ sind. In Abhängigkeit vom Kinderwunsch nähern sich die Instrumentalitätskurven für „null Kinder“ und „ein, zwei oder drei Kinder“ einander an, was bedeutet, daß Personen, die sich keine Kinder wünschen, Kinderlosigkeit für sehr freizeitförderlich, Kinder aber für sehr freizeithinderlich halten, während diese Unterscheidung bei Personen, die sich drei Kinder wünschen, fast nivelliert erscheint. Die Ergebnisse von Personen, die bereits Kinder haben, sehen ganz ähnlich aus. Als Unterschied ist jedoch festzuhalten, daß sie besser als die kinderlosen Personen zwischen

verschiedenen vorgegebenen Kinderzahlen unterscheiden und deren Instrumentalität differenzierter einstufen.

Die Instrumentalitätswahrnehmungen sind nun keineswegs mit dem Nutzen oder Güterwert gleichzusetzen. Dieser ergibt sich vielmehr aus einer Kombination der Instrumentalitätswahrnehmungen mit den Wertgewichtungen. Die Verknüpfung der Werte mit den Instrumentalitäten zur Erklärung des Kinderwunsches erfolgte regressionsanalytisch. Die von VROOM (1964) vorgeschlagene multiplikative Verknüpfung schied aus meßtechnischen Gründen – insbesondere wegen der nicht gegebenen Unabhängigkeit beider Größen – aus. Die Regressionsanalysen zeigten, daß durch die Werthaltungen in bezug auf „Wohlstand“ und „Freizeit“ und die entsprechenden Instrumentalitätswahrnehmungen ein erheblicher Anteil der Varianz des Kinderwunsches erklärt werden kann. (In der interkulturellen Vergleichsstudie [v. ROSENSTIEL, 1982] zeigte sich dagegen, daß bei den amerikanischen Paaren die Instrumentalität keinen wesentlichen Anteil an der Erklärung der Varianz des Kinderwunsches hat. Die Amerikaner scheinen im generativen Verhalten weniger durch kalkulatives Denken gekennzeichnet.) Die intrinsische Motivation und der soziale Druck haben dagegen – obwohl auch diese Variablen mit dem Kinderwunsch korrelierten – keine nennenswerte *zusätzliche* Erklärungskraft, da sie mit den Werthaltungen bzw. Instrumentalitäten korreliert sind. Nach unseren Untersuchungen kann also der extrinsische Wert von Kindern als wichtigste der untersuchten Determinanten gelten (vgl. v. ROSENSTIEL et al., 1981; STENGEL et al., 1983).

Die Studie „Motivation generativen Verhaltens“ muß als Querschnittuntersuchung interpretiert werden. Dadurch bleiben verschiedene höchst bedeutsame Fragen unbeantwortet. Einige der wichtigsten seien knapp genannt:

- Ist der geäußerte Kinderwunsch ein valider Indikator des generativen Verhaltens oder besteht keine Beziehung zwischen „Wunsch und Wirklichkeit“ (vgl. JÜRGENS und POHL, 1975)?
 - Wie stellt sich die kausale Beziehung dar – bestimmt der extrinsische Wert den Kinderwunsch oder umgekehrt der Kinderwunsch den extrinsischen Wert?
 - Kann durch die Ergebnisse auch der Wandel im generativen Verhalten, der sich im Geburtenrückgang seit Mitte der 60er Jahre manifestiert, ansatzweise erklärt werden?
 - Kann dafür der sogenannte Wertwandel (vgl. KMIECIAK, 1976; KLAGES und KMIECIAK, 1979) verantwortlich gemacht werden?
- Diesen Fragen soll im folgenden nachgegangen werden.

3.4.3.4 Wertwandel und generatives Verhalten

Nachdem die bevölkerungswissenschaftliche Forschung mögliche, in objektiven gesellschaftlichen Strukturen liegende Ursachen der Änderung des generativen Verhaltens weitgehend ausschließen oder doch relativieren konnte (vgl. MACKENSEN, 1983), suchte man verstärkt nach kulturspezifischen Bedingungen (vgl. HOFFMANN-NOWOTNY, 1979) des Phänomens. Tatsächlich traten in den späten 60er und frühen 70er Jahren in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen Änderungen auf, die einen Wandel belegen (vgl. KLAGES, 1984; v. KLIPSTEIN und STRÜMPEL, 1984; NOELLE-NEUMANN und STRÜMPEL, 1984). So wurden veränderte Einstellungen zur Arbeit und ein wachsendes Mißtrauen der Technik gegenüber diagnostiziert; eine Tendenz zu eher freiheitlichen und nichtautoritären Erziehungszielen und eine Veränderung der partnerschaftlichen Vorstellungen im Bereich des Familienlebens ließ sich ermitteln (vgl. hierzu HÖHN, 1982; OPPITZ et al., 1983).

Als eine wesentliche Ursache der Veränderungen wurde ein Wandel im bürgerlichen Wertsystem postuliert. War dieses Wertesystem in der Zeit fortschreitender Industrialisierung in seinem Kern durch die „protestantische Ethik“ (WEBER, 1970) charakterisiert, so ist der Übergang zur sogenannten postindustriellen Gesellschaft durch einen Bedeutungsverlust der bürgerlichen Werte gekennzeichnet. Sowohl die Gründe als auch die Auswirkungen sind jedoch heftig umstritten. So sieht BELL (1975) darin eine zwangsläufige Folge innerer Widersprüche des Kapitalismus: Konnte der Kapitalismus nur aufgrund von bürgerlichen Tugenden wie Fleiß und Sparsamkeit etc. gedeihen, so ist für sein Fortbestehen ein Wandel zu hedonistischen Orientierungen erforderlich, da nur auf diese Weise der Absatz von Konsumgütern gesichert werden kann. Dieser zunehmende Hedonismus zerstört aber wiederum die Grundlagen des kapitalistischen Systems. Auch KMIĘCIAK (1976) konstatiert eine Zunahme materialistischer, hedonistischer und egoistischer Orientierungen und interpretiert sie als Zeichen einer Sinnkrise des Gesellschaftssystems.

Allerdings läßt sich der Rückgang sogenannter bürgerlicher Tugenden, den z. B. NOELLE-NEUMANN (1978) beklagt, auch als positive Anpassungsleistung deuten: Während von den arbeitenden Menschen vor der Halbautomatisierung oder gar Automatisierung der Fertigungsprozesse Fleiß und Pünktlichkeit gefordert wurden, machen die komplexeren Tätigkeiten innerhalb der weitgehend

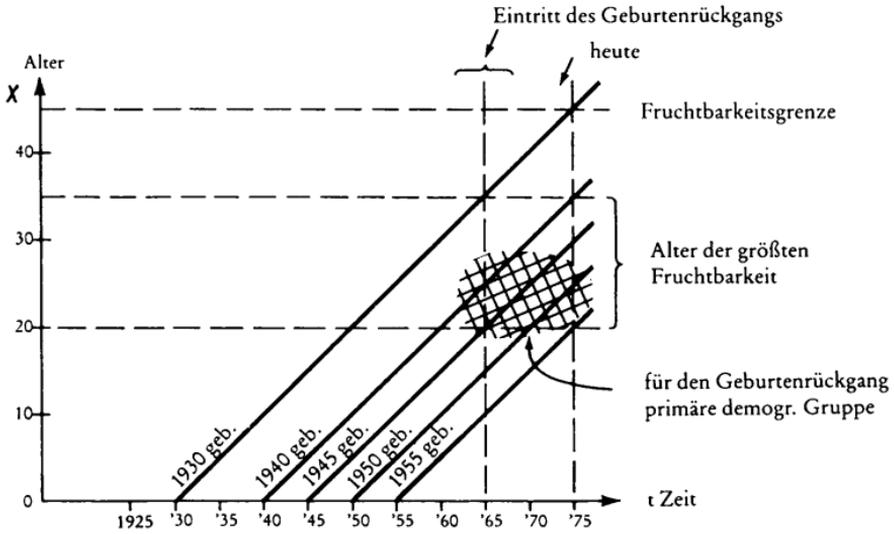
automatisierten Produktion Eigenschaften wie z.B. Teamgeist, Kreativität, Spontaneität und Eigeninitiative notwendig (vgl. hierzu SCHMIDTCHEN, 1984).

Anders interpretiert INGLEHART (1977) Richtung und Genese des Wertwandels: Bei der jüngeren Generation sei eine abnehmende Orientierung an materialistischen Werten wie „Wirtschaftswachstum“, „wirtschaftliche Stabilität“ oder „Ruhe und Ordnung“ zu konstatieren zugunsten einer stärkeren Betonung sogenannter postmaterialistischer Orientierungen wie „Erhaltung der Umwelt“, „Meinungsfreiheit“, „Mitbestimmung“. Er erklärt diesen Wandel – im Sinne der Motivationstheorie von MASLOW (1954) – durch andersartige Sozialisationsbedingungen bei der jungen Generation: Während die Älteren in ihrer Kindheit Mangel, Not und Frustration der Grundbedürfnisse erlebten und auf diese Weise materielle Orientierungen zur lebenslang bestimmenden Thematik wurden, erlebten die Jüngeren auf diesem Gebiet weitestgehende Befriedigung, so daß sich eine – im Sinne MASLOWS – „höhere“ Orientierung an sogenannten postmateriellen Werten entwickelte.

Lassen sich die Wertwandelthesen auf das generative Verhalten beziehen? Einen ersten Versuch in diese Richtung unternahm MACKENSEN (1975). In seiner Analyse zeigt er zunächst, daß der Geburtenrückgang seit Mitte der 60er Jahre die Folge des generativen Verhaltens der zwischen 1940 und 1955 Geborenen ist, wie Darstellung 32 wiedergibt.

Faßt man diese Personen als Kohorte (RYDER, 1965) auf, so ist ihnen gemeinsam, daß sie in der „Aufbauphase“ der Bundesrepublik aufgewachsen sind, ihre Sozialisationsbedingungen waren gekennzeichnet durch „... unvollständige Familie, mangelhafte Ernährung und Versorgung, übermäßige Belastungen der Eltern, Flucht oder Aussiedlung, Zerstörung der physischen und sozialen Umwelt, und Unsicherheit und psychische Anforderungen ...“ (MACKENSEN, 1975, S. 87). Die so geprägten Personen bilden einen neuen „Leittyp des generativen Verhaltens“, der sich – gekennzeichnet durch den Verzicht auf mehr als zwei Kinder – schnell ausbreitete und den Geburtenrückgang bewirkte.

INGLEHART (1977) vertritt die Auffassung, daß diese Kohorte besonders stark durch materialistische Orientierungen gekennzeichnet sei, während bei der Kohorte der nach 1955 Geborenen zunehmend postmaterialistische Werte konstatiert werden könnten, da sie innerhalb der „Wohlstandsphase“ sozialisiert wurden. Zumindest in einem veränderten generativen Verhalten bildet sich dies



Der Geburtenrückgang seit 1969 beruht auf dem Verhalten der 1940–1960 Geborenen

Darst. 32: Die für den Geburtenrückgang primäre Kohorte
(nach: MACKENSEN, 1975, S. 87).

nicht ab. Im Gegenteil: Die Geburtenrate sank auch nach 1975 weiter ab bzw. stabilisierte sich auf niedrigem Niveau. Möglicherweise liegt das daran, daß sich der Diffusionsprozeß, den MACKENSEN (1975) für die Ausbreitung eines neuen Leittyps des generativen Verhaltens postuliert, noch nicht abgeschlossen ist. Eine alternative bzw. ergänzende Interpretation könnte unterstellen, daß mit der postmaterialistischen Orientierung im Sinne INGLEHARTS (1977) keine Tendenz zur größeren Kinderzahl verbunden ist oder die postmaterialistisch orientierten Personen quantitativ (noch) so gering vertreten sind (vgl. KLAGES, 1984), daß sich – bezogen auf das generative Verhalten der Gesamtbevölkerung – keine nennenswerten Veränderungen zeigen können. Unsere eigenen Daten (vgl. OPPITZ, 1984; OPPITZ und v. ROSENSTIEL, 1983) stützen diesen Schluß. Bei Ehepaaren, die durch homogene Wertorientierungen der Partner gekennzeichnet waren, ließen sich nur ca. 10% als postmaterialistisch orientiert einstufen. Diese aber zeigten zum einen die höchsten Kinderwünsche und setzten diese auch – wie Nachuntersuchungen zeigten – in die Tat um.

In der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ haben die Autoren ein Modell entwickelt, das in Erweiterung des Ansatzes von MACKENSEN (1975) drei Determinanten der Wertorientierung

berücksichtigt: Kohorten-, Phasen- und Periodeneffekt (s. unter 2.2.3). Dadurch lassen sich die verschiedenen Wertwandelhypothesen detailliert überprüfen (vgl. OPPITZ et al., 1983; SPIESS et al., 1984).

3.4.3.4.1 Kohorteneffekt

Der Kohorteneffekt bezieht sich auf die Sozialisationsbedingungen der im gleichen Zeitraum Geborenen. Ein Problem bei der Bestimmung des Kohorteneffektes liegt in der Begrenzung der Geburtszeiträume, wenn es darum geht, den Einfluß unterschiedlicher Sozialisationsbedingungen nachweisen zu können. Da der Übergang zwischen zwei Kohorten fließend ist, ist jede Abgrenzung willkürlich. Das Geburtsjahr 1952 wurde gewählt, da auf diese Weise angesichts der ökonomischen Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland eine plausible Grenzziehung erfolgte und zudem die untersuchte Gesamtstichprobe der Frauen und Männer annähernd halbiert wurde. Das Durchschnittsalter der so gebildeten Kohorten unterschied sich um ca. sieben Jahre, wodurch auch unterschiedliche Sozialisationsbedingungen gesichert erschienen. Mittelwerte der erhobenen Werthaltungen einschließlich des intrinsischen Wertes der Kinder wurden (mit Hilfe des t-Tests) auf Signifikanz der Unterschiede hin untersucht. Um den Phaseneffekt auszuschalten, wurden jeweils Personen mit gleicher Kinderzahl verglichen. Die Ergebnisse für die kinderlosen Männer und Frauen zeigt Tab. 8 (die Unterschiede bei den Personen mit einem bzw. zwei Kindern weisen in die gleiche Richtung):

Tab. 8: Kohortenunterschiede in den Werthaltungen von kinderlosen Frauen und Männern
(Kohorte 1: vor 1952 geboren, Kohorte 2: nach 1952 geboren)

Werthaltung	Frauen		Signifikant (t)	Männer		Signifikant (t)
	Kohorte 1	Kohorte 2		Kohorte 1	Kohorte 2	
Wohlstand	3,2	3,0		3,3	3,2	
Religion	1,3	1,3		1,2	1,1	
Zuwendung im Alter	4,0	4,2		3,7	3,9	
Partnerschaft	4,8	4,7		4,4	4,4	
Beruf	3,6	3,4		3,8	3,8	
Freizeit	2,5	2,2		2,6	2,3	*
Intrinsischer Wert	2,6	3,8	*	3,9	4,8	

Der intrinsische Wert von Kindern bei kinderlosen Frauen und Männern liegt in der Kohorte 2 deutlich höher als in der Kohorte 1 – bei den Frauen auch statistisch signifikant. Das Ergebnis läßt sich mit den Thesen INGLEHARTS in Einklang bringen: Eine Präferenz für Situationen, in denen sich die Freude an Kindern ausdrückt, entspricht dem Bild des Postmaterialisten. Dies wird auch dadurch gestützt, daß in der Kohorte 2 die Wohlstands- und Freizeitorientierung (operationalisiert durch kostenintensive Tätigkeiten bzw. Präferenzen) tendenziell – und bei den Männern bezogen auf die Freizeitaktivitäten sogar signifikant – zurückgeht. Nicht belegt werden kann durch diese Daten die These vom wachsenden Hedonismus bei den Jüngeren, was sich auch ergänzend darin zeigt, daß bei diesen – sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen – der Kinderwunsch z. T. statistisch signifikant höher ist als bei den Älteren. Tab. 9 zeigt das für die Frauen:

Tab. 9: Gesamt-Kinderwunsch 1980 und 1982 getrennt nach Kohortenzugehörigkeit (K_1 bzw. K_2) und Kinderzahl im Jahre 1982

Aktuelle Kinderzahl	Gesamt-Kinderwunsch: Frauen								
	1980		signifikant (t)	1982		signifikant (t)	Gesamt-Stichprobe		signifikant (t)
	K_1	K_2		K_1	K_2		1980	1982	
0	1,25	1,69	*	0,93	1,45	*	1,57	1,36	*
1	2,00	2,46	*	1,71	1,97	*	2,28	1,87	*
2	2,67	2,79		2,27	2,29		2,71	2,27	*

Eine stärkere Präferenz postmaterieller Werte geht also mit einem zumindest tendenziell höheren Kinderwunsch einher, wobei dieses Ergebnis mit Vorsicht interpretiert werden muß: Der Kohorteneffekt ist i. d. R. mit anderen Effekten kontaminiert, wie folgende Überlegung zeigt: Bei der Gesamtgruppe sinkt der Kinderwunsch über die Zeit hinweg und es kann sein, daß die Jüngeren – wenn auch sie älter geworden sind – sich so wenige Kinder wünschen, wie es die Älteren bereits jetzt tun. Auch bei den Jüngeren sank der Kinderwunsch zwischen 1980 und 1982 bereits ab. Dieses Absinken läßt sich möglicherweise als ein „Aufweichen des Ja zu einem Kind“ interpretieren. Die Partner wollen grundsätzlich ein (weiteres) Kind, schieben aber die Realisierung dieser Absicht immer wieder hinaus, bis es schließlich „zu spät“ ist und das aufgeschobene Ja sich schließlich „schleichend“ in ein Nein verwandelt hat.

Gefragt sei nun, ob diese über die Zeit beobachtbare Abnahme des Kinderwunsches mit einem Wandel von Werthaltungen korrespondiert.

3.4.3.4.2 Periodeneffekt

Der Periodeneffekt ist definiert über das Auftreten von Ereignissen, die alle Altersgruppen zur selben Zeit in objektiv gleicher Weise treffen. Er kann also ermittelt werden durch zwei in bestimmtem zeitlichem Abstand erfolgende Befragungen. Von eventuell in diesem Zeitraum auftretenden Ereignissen, die auf individuellem Niveau Änderungen der Werthaltungen bewirken (z. B. der Tod von Verwandten), ist anzunehmen, daß sie keine systematischen Verzerrungen der Ergebnisse auf aggregiertem Datenniveau bedingen. Ein für das generative Verhalten besonders bedeutsames Ereignis, die Geburt eines Kindes (Phaseneffekt), muß dagegen kontrolliert werden. Daher gibt Tab. 10 nur die Änderungen der Werthaltungen der Männer und Frauen wieder, die zu beiden Befragungszeitpunkten kinderlos waren.

Tab. 10: Änderungen in den Werthaltungen im Zeitraum von 1980 bis 1982 bei kinderlosen Frauen und Männern

Geschlecht \ Werthaltung	Frauen		signifikant (t)	Männer		signifikant (t)
	1980	1982		1980	1982	
Wohlstand	3,0	3,0		3,3	3,2	
Religion	1,3	1,3		1,2	1,2	
Zuwendung im Alter	4,0	4,1		3,9	3,8	
Partnerschaft	4,7	4,8		4,5	4,6	
Beruf	3,8	3,5	*	3,9	3,8	
Freizeit	2,8	2,4	*	2,9	2,5	*

Die Ergebnisse machen deutlich, daß die Werthaltungen – zumindest auf aggregiertem Niveau – relativ stabil blieben, jedoch in bezug auf zwei Werte einen deutlichen Rückgang zeigen: Die Berufsorientierung der Frauen und die Freizeitorientierung der Frauen und Männer sanken ab. Worauf kann dies zurückgeführt werden? Ein Ereignis, das alle Befragten direkt oder indirekt in ähnlicher Weise getroffen hat, ist die im genannten Zeitpunkt für alle

sichtbar gewordene wirtschaftliche Rezession. Insbesondere für die Frauen ergaben sich dadurch erheblich verschlechterte Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Möglicherweise ist ihre geringere Berufsorientierung 1982 im Sinne der Reduktion von kognitiver Dissonanz eine resignative Anpassung an die Realität. Diese Interpretation wird durch ein interessantes Ergänzungsergebnis gestützt: Untersucht man den Periodeneffekt in Abhängigkeit von der Kohortenzugehörigkeit, so zeigt sich bei den älteren Frauen keine Änderung der Berufsorientierung (SPIESS et al., 1983). Bei den jüngeren dagegen verliert der Beruf in besonders starkem Maße an Bedeutung. Vermutlich haben die älteren Frauen bereits gesicherte berufliche Positionen (die Frauen dieser Gruppe sind im Durchschnitt 32 Jahre alt) und somit im geringeren Maße einen Grund dafür, subjektive Anpassungsleistungen zu erbringen.

Die Freizeitorientierung ist bei Männern und Frauen zurückgegangen. Auch dies ließe sich durch einen Wandel der wirtschaftlichen Lage und die damit verbundenen Appelle an eine erhöhte Leistungsbereitschaft interpretieren. Möglicherweise erscheint es Männern und Frauen unter dem Eindruck der ungünstiger beurteilten wirtschaftlichen Bedingungen opportun, eine den Arbeitsorganisationen gegenüber loyalere Einstellung zu signalisieren. In diesem Sinne nimmt auch KLAGES (1984) an, daß die Wertwandelstendenzen, wie sie sich in den 70er Jahren zeigten, durch die verschlechterte ökonomische Lage gebrochen wurden. (Ob die den Einstellungen entsprechenden Verhaltensweisen sich ebenfalls änderten, konnte nicht schlüssig überprüft werden.)

So interessant diese vermutlich auf den Periodeneffekt zurückgehenden Änderungen in den Wertorientierungen auch erscheinen: Sie korrespondieren nicht mit Änderungen des Kinderwunsches. Der Rückgang der Freizeitorientierung und der Berufsorientierung bei den Frauen könnte ja zur Vermutung führen, daß der Kinderwunsch wieder steigt. Dies ist keineswegs der Fall. Möglicherweise interferieren – der Längsschnitt macht dies deutlich – andere Determinanten des Kinderwunsches, wie das schon einmal angesprochene „Aufweichen des Ja“, mit der von einem Wandel der Wertorientierungen ausgehenden Wirkung, oder die Verhaltensänderung läuft der Einstellungsänderung hinterher.

3.4.3.4.3 Phaseneffekt

Als Phaseneffekt werden im Kontext der hier zu besprechenden Fragestellung die Auswirkungen der Geburt eines Kindes auf die Wertorientierungen der Eltern analysiert. Als bemerkenswerte Wirkung dieses Ereignisses läßt sich vor allem zeigen, daß die Berufsorientierung der Frauen dadurch in sehr deutlichem Maße reduziert wurde. Das könnte darauf hinweisen, daß der Wert des Beruflichen „Post-hoc-Rechtfertigungen“ (KIESLER, 1977) unterliegt, d. h., der Beruf wird nach der Geburt des Kindes abgewertet, um kognitive Dissonanzen zu vermeiden. Im Gegensatz zum Periodeneffekt kann somit der Wandel der Wertorientierung, der nach einer Geburt auftritt, den geänderten Kinderwunsch erklären, wie Tab. 11 zeigt:

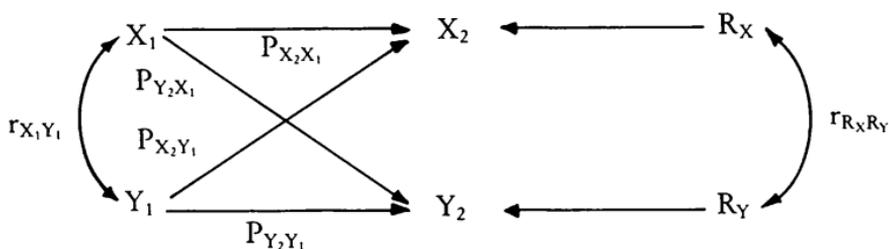
Tab. 11: Kinderwunsch 1980 und 1982 von kinderlosen Paaren, die zwischenzeitlich ein Kind bzw. kein Kind bekommen haben

	Frau		signifikant (t)	Mann		signifikant (t)
	1980	1982		1980	1982	
kein Kind geboren	1,57	1,36	*	1,53	1,42	
ein Kind geboren	1,89	2,22	*	1,86	2,18	*

Man sieht: Bei Paaren, die im Befragungszeitraum kein Kind bekommen haben, sinkt der Kinderwunsch. Im umgekehrten Fall steigt er dagegen an. Dies spricht klar gegen die von JÜRGENS und POHL (1975) vertretene These vom „Babyschock“, nach der insbesondere für die Frau die Geburt eines Kindes so viele wahrgenommene Restriktionen mit sich bringt, daß sie den Kinderwunsch reduziert. Obwohl sich auch in qualitativen Studien der Autoren (vgl. OPPITZ et al., 1980) derartige Schockwirkungen – allerdings kurzfristiger Art – bei jungen Müttern, die zuvor berufstätig waren, feststellen ließen, sprechen die hier vorgelegten Daten der Hauptuntersuchung gegen eine Reduktion des Kinderwunsches. Mehr noch: Junge Paare scheinen durch die Geburt eines Kindes letztlich so viel Freude zu erleben (man denke an die bereits dargestellte Erhöhung des intrinsischen Wertes von Kindern), daß sie ihren ursprünglichen Kinderwunsch erhöhen. Damit korrespondiert der Rückgang der Berufsorientierung dieser Frauen und die Reduzierung der Freizeitorientierung beider Partner.

3.4.3.5 Kausalität und Verhaltensrelevanz von Werten

Bisher wurde implizit davon ausgegangen, daß die Werthaltungen – entsprechend ihrer Konzeptualisierung – den Kinderwunsch kausal bestimmen. Der Nachweis kausaler Verknüpfung kann aber – dies gilt in Sozialwissenschaften in besonderem Maße – niemals letztgültig erfolgen. Da aber die Werthaltungen und der Kinderwunsch in der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ zu je verschiedenen Zeitpunkten gemessen wurden, läßt sich die Kausalitätsbeziehung pfadanalytisch ansatzweise analysieren (vgl. DUNCAN, 1975). Mit Hilfe pfadanalytischer Konventionen kann für den hier interessierenden Fall folgendes Modell entwickelt werden (vgl. Darstellung 33):

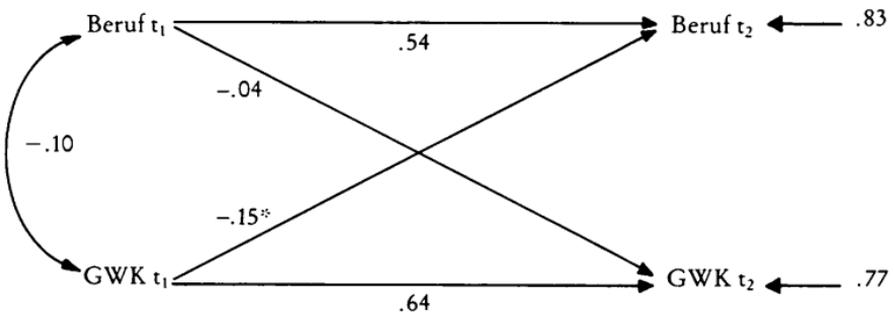


Darst. 33: Pfadanalytisches Modell zur Bestimmung der Kausalbeziehung zwischen Wertorientierungen und Kinderwunsch (Erklärung im Text).

In Darstellung 33 bezeichnet r_{XY} die empirische Korrelation der Variablen X und Y, die durch einen zweiseitigen Pfeil veranschaulicht wird; P_{YX} bezeichnet den Pfadkoeffizienten, der eine kausale Einflußrichtung von Variable X auf Y bestimmt. Diese kausale Wirkung wird durch einen einseitigen Pfeil veranschaulicht. Weiter bezeichnen die Indizes 1 und 2 unterschiedliche Meßzeitpunkte der Variablen X und Y. Mit $R_{X/Y}$ sind die Residuen gekennzeichnet, die den Anteil nicht erfaßter Variablen bzw. des Fehlers ausdrücken. Dieses Modell geht von der Annahme der Linearität und Additivität der kausalen Einflüsse aus. Weiter werden alle kausalen Wirkungen als zeitverzögerte angesehen. Ist keine solche Wirkung vorhanden, so gilt $P_{Y_2X_1} = P_{X_2Y_1} = 0$ (bzw. ein vernachlässigenswert kleiner Betrag). Weichen beide Pfadkoeffizienten signifikant von 0 ab, so kann eine Interaktion zwischen beiden unterstellt werden. Dominiert dagegen eine Einflußrichtung, so hat nur der korrespondierende Pfadkoeffizient einen beachtenswerten Betrag.

Bestimmt man die Pfadkoeffizienten zwischen den Werthaltungen-

gen und den Gesamtkinderwünschen zu beiden Befragungszeitpunkten für die 1982 erreichbaren Männer und Frauen (vgl. hierzu NERDINGER, 1984), so lassen die Ergebnisse z. T. auf interaktive Zusammenhänge schließen. Bei den Männern zeigt sich, daß eine religiöse Wertorientierung den Kinderwunsch bestimmt. Bei den Frauen finden sich zwei eindeutig als kausal interpretierbare Abhängigkeiten: Zum einen bestimmt die partnerschaftliche Wertorientierung den Kinderwunsch, während die Berufsorientierung durch den Kinderwunsch determiniert wird, wie Darstellung 34 zeigt:



Darst. 34: Kausalitätsbeziehung zwischen Berufsorientierung und Kinderwunsch bei Frauen (Erklärung im Text).

Die pfadanalytische Lösung macht deutlich, daß der Gesamtkinderwunsch der Frauen ihre Berufsorientierung beeinflusst: Je größer der bei der ersten Befragung geäußerte Kinderwunsch war, desto geringer war bei der zweiten die Berufsorientierung. Demnach erscheint die weibliche Berufsorientierung nicht als motivationale Determinante des Kinderwunsches, was bereits von anderen Forschern vermutet wurde (z. B. BECKMAN, 1979). Damit ist einer verbreiteten und populären Erklärung des Geburtenrückganges ein Gutteil des Bodens entzogen, die in der gesteigerten Berufsorientierung der Frauen eine wesentliche Ursache des Geburtenrückganges zu erkennen glaubt.

Wertorientierungen – das konnte soeben gezeigt werden – sind zum Teil Ursachen des Kinderwunsches, zum Teil aber auch selbst Folgen eines geänderten Kinderwunsches. Sagt dies aber irgend etwas über das generative Verhalten aus? Hat der Kinderwunsch etwas mit der Kinderzahl zu tun? Sicherlich bestimmen Wertorientierungen das Verhalten nicht allein, aber bestimmen sie wenigstens einen Teil der Verhaltensvarianz? Daß Wertorientierungen individuelles Verhalten in einem für generative Entscheidungen wesentlichen

Feld vermutlich ursächlich prägen, soll exemplarisch kurz gezeigt werden.

In der Regel besteht für die Frau ein Konflikt zwischen den Rollen als Berufstätige und als Mutter. In der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ wurde festgestellt, daß – relativ stabil über die Zeit – die Hausfrauen von den berufstätigen Frauen sich in den Wertorientierungen unterscheiden: Für die Hausfrauen war zu beiden Befragungszeitpunkten – das gleiche gilt auch für die Männer von Hausfrauen – die religiöse Orientierung besonders ausgeprägt, während für die berufstätigen Frauen zu beiden Zeitpunkten die Berufs- und Freizeitorientierungen deutlich über denen der Hausfrauen lagen (für die Männer der berufstätigen Frauen galt dies nur für die Freizeitorientierung), wie Tab. 12 zeigt:

Tab. 12: Unterschiede in der Wertstruktur 1980 und 1982 zwischen Hausfrauen und berufstätigen Frauen sowie Männern von Hausfrauen und Männern von berufstätigen Frauen

Werthaltung 1980	Hausfrau	berufstätige Frau	signifikant (t)	Männer von Hausfrauen	Männer von berufstät. Frauen	signifikant (t)
Wohlstand	3,0	2,9		3,2	3,2	
Religion	1,9	1,5	*	1,7	1,3	*
Zuwendung im Alter	4,2	4,1		3,9	3,8	
Partnerschaft	4,8	4,7	*	4,5	4,5	
Beruf	3,1	3,7	*	3,9	3,9	
Freizeit	2,2	2,6	*	2,3	2,7	*
Werthaltung 1982						
Wohlstand	3,6	3,0		3,4	3,2	
Religion	2,0	1,5	*	1,7	1,3	*
Zuwendung im Alter	4,2	4,2		4,0	3,8	
Partnerschaft	4,8	4,8		4,4	4,4	
Beruf	2,6	3,4	*	3,8	3,8	
Freizeit	1,9	2,3	*	2,0	2,4	*

Sind nun die Wertorientierungen Folge der Entscheidung, nur im Haushalt tätig oder auch berufstätig zu sein (bzw. zu bleiben), d. h., werden die Wertorientierungen der realen Lebenssituation angepaßt, oder zeigen zu einem früheren Zeitpunkt gemessene Wertorientierungen an, wie die Entscheidung der Frau ausfallen wird?

Zu diesem Zweck wurden die 1980 gemessenen Wertorientierungen von jenen Hausfrauen, die 1982 Hausfrauen blieben bzw. berufstätig wurden, mit jenen berufstätigen Frauen, die Hausfrauen

wurden bzw. berufstätig blieben, verglichen. Die Ergebnisse zeigt Tab. 13:

Tab. 13: Unterschiede in der Wertorientierung zwischen beruflich gleichgebliebenen Frauen und Frauen, die sich beruflich im Zeitraum 1980 und 1982 verändert haben

Werthaltung 1980	Berufstät. geblieben	Berufstätige, die Hausfrau wurden	signifikant	Hausfrauen geblieben	Hausfrauen, die berufstätig wurden	signifikant
Wohlstand	2,9	3,3	*	2,9	2,6	
Religion	1,4	1,9	*	1,9	1,7	
Zuwendung im Alter	4,0	4,3		4,2	4,3	
Partnerschaft	4,7	4,9	*	4,8	4,8	
Beruf	3,8	3,4	*	2,9	3,4	*
Freizeit	2,6	2,4		2,1	2,5	
Werthaltung 1982						
Wohlstand	3,0	3,4	*	2,9	2,9	
Religion	1,5	2,0	*	2,0	1,8	
Zuwendung im Alter	4,2	4,5	*	4,0	4,4	
Partnerschaft	4,8	4,9	*	4,7	4,8	
Beruf	3,4	2,8	*	2,4	3,4	*
Freizeit	2,3	1,9	*	2,0	2,2	

Die Ergebnisse sind eindeutig. Hausfrauen, die Hausfrauen blieben bzw. berufstätige Frauen, die Hausfrauen wurden, zeigten in der Tendenz „konservative“, mit der herkömmlichen Frauenrolle korrespondierende Wertorientierungen, während jene Frauen, die berufstätig blieben bzw. berufstätig wurden, bereits 1980 Wertorientierungen zeigten, die aus der Hausfrauenrolle hinausweisende Charakteristika hatten.

Prüft man nun, welche dieser Frauen Kinder bekommen hatten und welche nicht, so erkennt man klar, daß im Untersuchungszeitraum jene berufstätigen Frauen, die Hausfrauen wurden bzw. jene Hausfrauen, die Hausfrauen blieben, mehr Kinder bekamen, während berufstätige Frauen, die berufstätig blieben bzw. Hausfrauen, die berufstätig wurden, weniger Kinder bekamen. Die diskriminanzanalytische Überprüfung belegt die prognostische Bedeutung der Werthaltung für den Berufsstatus der Frau. Bei 70% der Fälle konnte aufgrund der Werthaltung im Jahre 1980 der Berufsstatus von 1982 richtig vorhergesagt werden. Der dabei am besten diskriminierende Faktor war die Werthaltung „Beruf“, gefolgt von „Freizeit“. Dieses Ergebnis zeigt, daß die Werthaltung der Frauen für den

Status der Erwerbstätigkeit prognostische Bedeutung haben kann: Sind, wie in diesem Fall, Frauen stärker an emotionalen und religiösen Werten orientiert, so neigen sie auch eher dazu, den Beruf zugunsten der Familie aufzugeben, und was besonders zentral ist: 1982 hatte diese Gruppe auch signifikant mehr Kinder als die berufstätig gebliebenen Frauen.

Wertorientierungen werden also keineswegs lediglich dem Verhalten angepaßt, sie gehen – obwohl hier Wechselwirkungen nicht bestritten werden – auch dem Verhalten voraus und haben unter diesem Gesichtspunkt einen erheblichen prognostischen Wert.

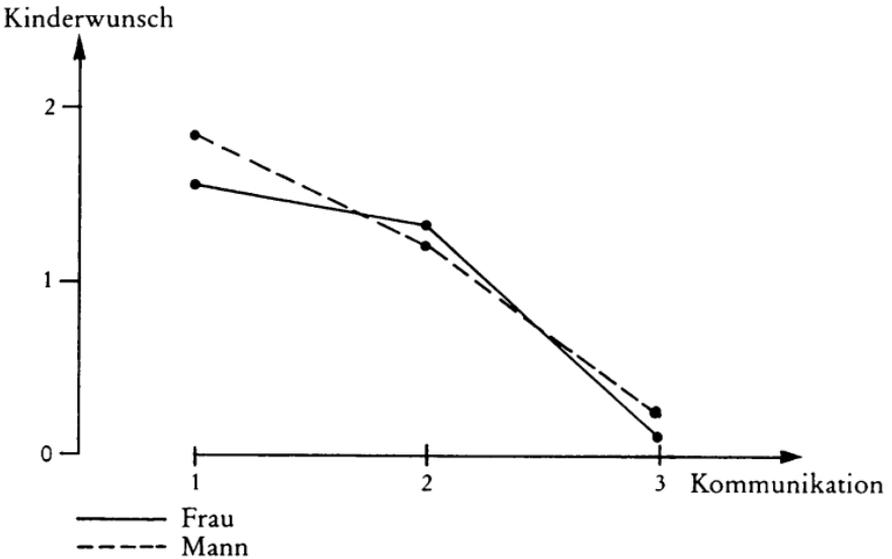
3.5 Paarinteraktion

Erst die Analyse des Interaktionsprozesses in der Partnerschaft erlaubt es, bedeutsame Determinanten nicht nur des Kinderwunsches, sondern auch der konkreten Verhaltensintention zu ermitteln (vgl. z.B. HÖPFLINGER und KÜHNE, 1979), weshalb es gilt, beide Partner in die empirische Untersuchung miteinzubeziehen.

Leider sind im deutschsprachigen Raum zum generativen Verhalten erst wenige Studien an Paaren durchgeführt worden. So untersuchten TOMAN et al. (1977) die „Ursachen und Beweggründe für den Kinderwunsch“ durch Befragung von 40 Paaren (Unverheirateten, Verheirateten aber kinderlosen Eltern eines Kindes, Eltern zweier Kinder). Die Befragungsergebnisse weisen darauf hin, daß materielles Wohlergehen und beruflicher Aufstieg vielen Paaren wichtiger sind als eigene Kinder. Eine weitere Barriere scheint in der geringen Bereitschaft der Männer zur Mitarbeit im Haushalt zu liegen, die insbesondere den Kinderwunsch der Frau reduziert.

Während diese Ergebnisse mit Hilfe standardisierter Befragungsinstrumente erhoben wurden, führte FACHINGER (1981) eine Studie mit qualitativer Orientierung durch, innerhalb deren neben standardisierten Fragen auch Intensivinterviews und projektive Fragestellungen zum Einsatz kamen. Gesprächspartner waren 30 „non-paper-marriages“, 30 kinderlose Ehepaare und 30 Eltern zweier Kinder. Die Ergebnisse weisen darauf hin, daß der Kinderwunsch vor allem Ausdruck einer insgesamt als positiv erlebten Lebenssituation ist, in der die Partnerbeziehung die entscheidende Rolle spielt.

Bei den meisten Untersuchungen aus dem deutschsprachigen Raum handelte es sich um Querschnittsanalysen. Ihre Aussagekraft ist gerade auf dem Gebiet des generativen Verhaltens begrenzt, da



Darst. 35: Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Kommunikationshäufigkeit (1 = häufig; 2 = mittel; 3 = nie).

auf diesem Feld der dynamische Interaktionsprozeß interessiert, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckt. Längsschnittuntersuchungen wären also hier die wohl adäquate und somit wünschenswerte Forschungsstrategie (JÜRGENS und POHL, 1975).

In Anlehnung an MILLER (1980; s. o. 2.2.2) beschränkten sich die Autoren bei ihrer Analyse der Paarinteraktion auf die folgenden Aspekte: Kommunikation, Durchsetzung, Übereinstimmung, Angleichung und Distanzierung.

3.5.1 Gespräche über den Kinderwunsch

Die Kommunikation wurde dadurch erfaßt, daß die Befragten angaben, ob sie mit dem Partner oft, hin und wieder oder nie darüber sprechen, ein (nächstes) Kind zu planen. Gemessen wurde dies im Rahmen der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“. Es zeigten sich klare Zusammenhänge mit dem generativen Verhalten: Je öfter über dieses Thema gesprochen wurde, desto höher war auch der Kinderwunsch. Entsprechend hatten jene Befragten, die angaben, niemals über dieses Thema zu sprechen, auch einen extrem niedrigen Kinderwunsch. Es muß dabei offenbleiben, ob für diese

Personen der Kinderwunsch ein konfliktbesetztes, in der Tendenz verdrängtes Thema ist oder ob man sich ohnehin einig ist, kinderlos zu bleiben und folglich sich Gespräche zu diesem Thema erübrigen. Darstellung 35 veranschaulicht die Ergebnisse graphisch.

3.5.2 Übereinstimmung der Paare im Kinderwunsch

Tab. 14 gibt Aufschluß über die Verteilung der Kinderwünsche von Männern und Frauen:

Tab. 14: Kinderwünsche von Mann und Frau in den Jahren 1980 und 1982 in Abhängigkeit von der eigenen Kinderzahl (in Klammern: Standardabweichungen)

Kinderzahl der Frau	1980	1982
0 Kinder	1,7 (0,9)	1,3 (0,9)
1 Kind	0,9 (0,7)	0,9 (0,6)
2 Kinder	0,5 (0,7)	0,3 (0,5)
3 Kinder	–	0,4 (0,8)
Kinderzahl des Mannes		
0 Kinder	1,6 (0,9)	1,3 (0,9)
1 Kind	0,9 (0,7)	0,9 (0,8)
2 Kinder	0,3 (0,5)	0,3 (0,6)
3 Kinder	–	0,1 (0,2)

Für die Realisierung der Kinderzahl ist die Frage der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung von ganz besonderer Bedeutung. Man könnte ja der Auffassung sein, daß im Falle der Nichtübereinstimmung z. B.

- grundsätzlich derjenige sich durchsetzt, der sich mehr Kinder wünscht,
- grundsätzlich der Mann sich durchsetzt, weil er nach allgemein akzeptierter Rollenstruktur der Dominante ist,
- grundsätzlich die Frau sich durchsetzt, weil sie für das Aufziehen der Kinder die bedeutsamere Rolle spielt,
- der Entscheidungsausgang von zufälligen Bedingungen abhängt, so daß – auf aggregiertem Niveau – die realisierte Kinderzahl als Kompromiß zu interpretieren ist,
- sich grundsätzlich der durchsetzt, der sich weniger Kinder wünscht.

Die Ergebnisse lassen hier keine letztgültige Antwort zu. Sie sprechen allerdings dagegen, daß derjenige sich durchsetzt, der für die größere Kinderzahl plädiert; es finden sich auch keine Hinweise dafür, daß etwa mit deutlich überdurchschnittlicher Wahrscheinlichkeit die Frau oder der Mann sich durchsetzt, sondern sie weisen tendenziell dahin, daß auf dem Gebiete des generativen Verhaltens das „Nein“ eines Partners wichtiger ist als das „Ja“ des anderen. Tab. 15 zeigt dies:

Tab. 15: Kinderwunsch 1980 und realisierte Kinderzahl 1983 bei Paaren, die 1980 kinderlos waren und im Kinderwunsch übereinstimmten bzw. differierten

Übereinstimmung im Kinderwunsch 1980	davon haben bis 1983 ein Kind bekommen	
	ja	nein
ja	68%	32%
nein	53%	47%

Von jenen Paaren, die sich bereits im Jahre 1980 in ihrem Kinderwunsch einig waren, hatten bis 1983 mehr als zwei Drittel ein oder mehrere Kinder bekommen, während von jenen, die sich 1980 noch nicht einig waren, nur gut die Hälfte bis 1983 ein Kind bekam.

3.5.3 Angleichung oder Distanzierung

Wertorientierungen bestimmen zwar nicht allein unser Verhalten, aber sie wirken wesentlich darauf ein und sind entscheidend dafür, wie wir Dinge und Geschehnisse in dieser Welt beurteilen. Für die Harmonie eines Paares ist es also von gravierender Bedeutung, ob es in zentralen Wertfragen übereinstimmt oder ob hier Abweichungen vorliegen. Auch hier könnte man verschiedene Hypothesen aufstellen, z. B.:

- man findet sich aus möglicherweise „einseitigen“ Gründen
 - z.B. allein aufgrund sexueller Attraktion – zum Paar zusammen und gelangt sodann aufgrund vielfältiger Interaktionen auf wichtigen Lebensgebieten zu gleichen Sichtweisen; die Wertorientierungen der Partner gleichen sich einander an oder
- man schließt sich in dem Zeitpunkt zum Paar zusammen, in dem Übereinstimmung in besonders vielen Wertbereichen gegeben

ist; jeder aber entwickelt sich auf seine Weise weiter, so daß im Laufe einer Ehe zunehmende Distanzierung und Entfremdung eintreten; die Wertorientierungen entfernen sich voneinander.

Die Frage wurde in der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ untersucht. Um Vergleichbarkeit der Paare über die Wertorientierungen herzustellen, wurden die Paare zwei Hauptgruppen zugeteilt, jener, die in den Wertstrukturen übereinstimmten, und jener, die darin differierten.

Die nachfolgende Tab. 16 zeigt für die verschiedenen Gruppen der kinderlosen Paare die Abhängigkeit des Kinderwunsches von der Wertstruktur. Dabei wurde die abhängige Variable als Mittelwert des Gesamtkinderwunsches von Mann und Frau bestimmt:

Tab. 16: Der Gesamt-Kinderwunsch in Abhängigkeit von der Werthaltung übereinstimmender bzw. differierender kinderloser Paare – Befragung 1982

Wert- haltung	Wohl- stand	N	Reli- gion	N	Zuwen- dung im Alter	N	Part- ner- schaft	N	Beruf	N	Frei- zeit	N
überein- stimmend:												
niedrig	1,3	19	1,1	41	1,0	16	0,7	9	0,3	3	1,9	12
mittel	1,5	28	1,3	18	1,4	19	0,9	5	1,5	21	1,5	23
hoch	1,1	18	1,7	14	1,8	17	1,6	39	1,3	16	1,0	27
diffe- rierend:												
M > F	1,4	29	1,2	27	1,4	37	1,4	22	1,6	34	1,3	35
M < F	1,3	36	1,3	26	1,1	40	1,2	54	0,8	54	1,2	32

Für beinahe alle Wertorientierungen (die Ausnahmen sind „Wohlstand“ und „Beruf“) zeigen sich klare Zusammenhänge für die Gruppe der übereinstimmenden Paare: Je wichtiger ihnen „Religion“, „emotionale Zuwendung im Alter“ und „Partnerschaft“ sind, desto höher ist auch der Kinderwunsch. Für den Wert „Freizeit“ ergibt sich ein umgekehrter Zusammenhang: Je höher hier die übereinstimmende Orientierung ist, desto geringer der Kinderwunsch.

Für die Gruppe der in ihren Wertorientierungen differierenden Partner haben die Kinderwünsche mittlere Ausprägung. Am Wert „Beruf“ zeigt sich der größte Mittelwertsunterschied: Ist den Männern der Beruf wichtiger als den Frauen (M > F), ist der Kinderwunsch relativ hoch; ist den Frauen der Beruf wichtiger (M < F), fällt der Kinderwunsch des Paares besonders niedrig aus.

Als zentrales Ergebnis läßt sich festhalten, daß, je wichtiger den im Kinderwunsch übereinstimmenden Partnern Werte wie „Religion“, „emotionale Zuwendung im Alter“ und „Partnerschaft“ sind und je weniger ihnen „Freizeit“ bedeutet, desto ausgeprägter auch ihr gemeinsamer Kinderwunsch ist. Die Wertorientierungen sind also, wenn sie übereinstimmend bei den Partnern auftreten, für den Kinderwunsch prognostisch bedeutsamer als die bloße Mittelung der Wertorientierungen bei Partnern, wenn diese in einem starken Maße differieren.

3.5.4 Durchsetzung

Bislang wurde von jenen Paaren gesprochen, die sich im Kinderwunsch einig sind. Dies ist nicht immer der Fall. Wenn aber Auffassungen auseinandergehen, so stellt sich die Frage, ob es zu einem Kompromiß kommt oder ob der eine bzw. der andere sich durchsetzt. Läßt sich die Durchsetzung des einen oder anderen nachweisen, so kann man weiterfragen, von welchen Determinanten dies abhängt. STENGEL (1982) ist dieser Frage bei einer Gruppe von 112 Paaren nachgegangen. Dabei untersuchte er Interaktions- und Entscheidungsprozesse junger Ehepaare auf verschiedenen Ebenen:

- der Ebene der Einstellungen, die als bewußtseinsnah und reflektiert gekennzeichnet werden darf. Den Ehepaaren wurden Kärtchen mit Fragen zu bestimmten Werthaltungen vorgelegt, die die Bereiche „Wohlstand“ und „Freizeit“ betrafen. Die Partner wurden gebeten, sich auf die Einstufung der Wichtigkeit dieser Lebensziele zu einigen;
- der Ebene des manifesten Verhaltens. Hier sollten die Partner sich auf gemeinsame Deutungen von Tafeln des Formdeutverfahrens von HOLTZMAN et al. (1961) – HIT – einigen. Analysiert wurde auf dieser Ebene nur der Verhaltens- und Interaktionsablauf, nicht der Inhalt der erarbeiteten Deutungen;
- der Ebene primärprozessorischer Abläufe. Diese können als relativ bewußtseinsfern gelten und wurden an Indikatoren der Deutungen im Test analysiert.

„Durchsetzung“ wurde darüber operationalisiert, welcher Partner die Deutung einer HIT-Tafel gab, die in die gemeinsame Deutung beider Partner einging. Dabei zeigten sich geschlechtsspezifische Differenzen: Die Durchsetzung des Mannes geht einher mit autonomen Verhaltensweisen des Mannes. Bei der Frau sieht

dies anders aus: Ihre Durchsetzung hängt in starkem Maße von der Zustimmung des Mannes ab; verstärkt er sie häufig, so setzt sie sich durch.

Bei der Suche nach möglichen Determinanten der Durchsetzung unter den Formdeutevariablen stellten sich ebenfalls geschlechtsspezifische Komplexe heraus: Für die Durchsetzung des Mannes ist der Flexibilitätsfaktor nach HOLTZMAN (d.h. es werden vorwiegend Deutungen gegeben, die inhaltlich durch menschliche Figuren, formal durch Integration der Einzelteile gekennzeichnet sind; vgl. HILL, 1981) ausschlaggebend. Mit der Durchsetzung der Frau dagegen kovariieren Faktoren, die stärker emotionale Inhalte widerspiegeln bzw. auf ein emotionales Ansprechen auf die unstrukturierte Deutungssituation hinweisen.

Unter den soziodemographischen Variablen ist besonders die berufliche Situation der Frau bedeutsam: So setzt die Frau ihre Deutungen eher durch, wenn sie – relativ zu ihrem Mann – die bessere Ausbildung, den qualifizierteren Beruf hat.

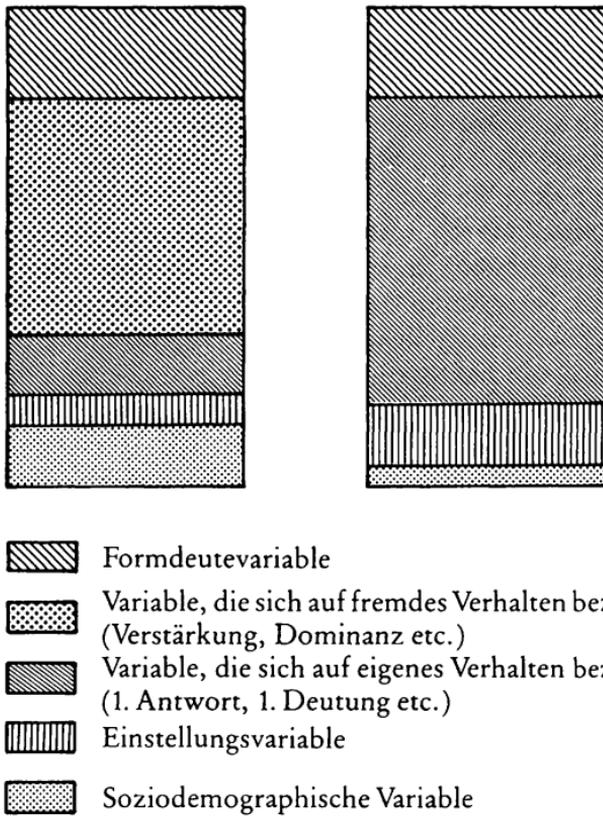
Das Auftreten von Kompromissen wird dann wahrscheinlich, wenn die individuellen Deutungen im HOLTZMAN-Test bei Mann *und* Frau durch den Flexibilitätsfaktor bestimmt sind.

Den relativen Anteil dieser Determinanten bei der Durchsetzung zeigt Darstellung 36 auf S. 154.

Ergebnisse von Simulationsstudien müssen am realen Verhalten validiert werden. Der erste und naheliegende Schritt führt zur Ausgangsfrage zurück: Gilt das, was für Deutungen gilt, auch für das reale generative Verhalten?

Um diese Frage zu beantworten, wurden die 112 Paare, deren Daten in die genannte Studie gingen, zwei Jahre später nach der in der Zwischenzeit realisierten Kinderzahl gefragt. Nur 69 dieser Paare konnten erreicht werden. Dabei zeigten sich folgende Ergebnisse, die wegen der relativ geringen Fallzahlen allerdings nur als Tendenz interpretierbar sind:

- 14 der 69 Paare haben mittlerweile weitere Kinder bekommen,
- 18 der Paare, die im Kinderwunsch übereinstimmten – im ganzen waren dies 45 Paare –, wollten mindestens ein weiteres Kind zum Zeitpunkt der ersten Befragung, hatten aber zum Zeitpunkt der Nachbefragung kein weiteres bekommen, während neun den gemeinsamen Kinderwunsch bereits realisiert hatten. 18 der Paare wollten übereinstimmend zum Zeitpunkt der Erstbefragung kein weiteres Kind und hatten auch keines bekommen. Von jenen 24 Paaren, die im Kinderwunsch nicht über-



Darst. 36: Anteile verschiedener Variablen an der Varianz der „Durchsetzung“ von Mann und Frau.

einstimmten, bekamen nur fünf in der Zwischenzeit ein weiteres Kind: Bei vier dieser fünf Paare setzte sich der Kinderwunsch desjenigen Partners durch, der sich auch im HIT häufiger durchgesetzt hatte.

Die Interaktion und die Übereinstimmung innerhalb des Paares sind also für das generative Verhalten von hoher Bedeutsamkeit. Die besonders wichtigen Aspekte seien noch einmal zusammenfassend aufgeführt:

- Je öfter über den Kinderwunsch in der Paardyade kommuniziert wird, desto größer ist auch der Kinderwunsch. Paare, die sich kein Kind (mehr) wünschen, tabuisieren dieses Gesprächsthema eher.
- Die meisten der im Untersuchungszeitraum geborenen Kinder werden geplant, d.h. es sind eigentlich „Wunsch Kinder“.

- Partner, die in ihrem Kinderwunsch übereinstimmen und in relativ kurzem Zeitabstand das „nächste“ Kind planen, bekommen auch am ehesten ein weiteres Kind.
- Wenn beide Partner übereinstimmend die für den Kinderwunsch bedeutsamsten Faktoren, „Religion“, „emotionale Zuwendung im Alter“ und „Partnerschaft“, hoch bewerten, dann haben sie auch den höchsten Kinderwunsch.
 - Der Interaktionsstil junger Paare ist nicht symmetrisch. Die Durchsetzung des Mannes hängt von einem anderen Rollenverhalten ab als die Durchsetzung von Frauen. Dieser Stil aber scheint generalisierbar zu sein; er bestimmt den gemeinsamen Kinderwunsch und möglicherweise auch das gemeinsam realisierte generative Verhalten.

4. Vorhersage von Kinderwunsch und Kinderzahl durch die Determinanten generativen Verhaltens

Nachdem bisher die Determinanten des generativen Verhaltens getrennt dargestellt wurden, soll nun der Versuch unternommen werden, ihr Zusammenwirken bei der Vorhersage von Kinderwunsch und Kinderzahl zu analysieren. Dabei stützen wir uns auf die Daten aus der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“. Zunächst soll der Kinderwunsch als ein Indikator generativen Verhaltens besprochen werden.

4.1 Vorhersage des Kinderwunsches

Aus methodischen Gründen – eine multiple Regression erfordert eindeutige abhängige Variable – muß sich die Analyse auf jene Paare beschränken, bei denen die Partner im Kinderwunsch übereinstimmen. Bei diesen Paaren ist zu vermuten, daß sie sich im besonderen Maße durch „aktive Partnerschaft“ auszeichnen, d. h. gemeinsame Entscheidungsfindungen auf der Basis einer symmetrischen Interaktion vornehmen, zumindest in stärkerem Maße als bei Paaren, die sich nicht einig waren oder sich nicht einigen konnten.

Für diese Personen wurden – getrennt nach der bereits realisierten Kinderzahl – multiple Regressionen berechnet, bei denen der gemeinsame Kinderwunsch als abhängige Variable und die im Modell der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ benannten

Merkmale von Mann und Frau als unabhängige Variablen definiert waren (vgl. dazu NERDINGER et al., 1984). Berücksichtigt wurden dabei 32 unabhängige Variablen, mit denen sich der Kinderwunsch gut prognostizieren ließ; besonders gut bei der größten untersuchten Teilgruppe, jener ohne Kinder. Hier fand sich ein multiples Bestimmtheitsmaß von $R^2 = 0,88$. Dieser Wert muß entsprechend der Anzahl der Prädiktoren und der Stichprobengröße korrigiert werden (vgl. STENGEL et al., 1983), wodurch sich ein $R^2_{adj.} = 0,76$ ergibt. Dies wiederum heißt, daß sich die Varianz des Kinderwunsches zu einem großen Teil durch die Variablen des Modells erklären läßt – zumindest für die kinderlosen Paare.

Nach Ermittlung der Variablen mit dem größten Anteil der erklärten Varianz wurden erneut multiple Regressionen gerechnet. Tab. 17 zeigt das Ergebnis für die kinderlosen Paare:

Tab. 17: Erklärung des Kinderwunsches durch die Variablen des Modells der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“

Unabhängige Variablen	Korrelation r	multiples R	R ²
Werthaltung:			
Zuwendung im Alter (Männer)	0,36	0,36	0,13
Freizeit (Männer)	-0,30	0,48	0,23
Religion (Frauen)	0,30	0,51	0,26
Instrumentalität von zwei Kindern:			
Partnerschaft (Männer)	0,56	0,67	0,45
Altersversorgung (Frauen)	0,54	0,72	0,51
Intrinsischer Wert (Männer)	0,47	0,74	0,54
Zustimmung zu zwei Kindern:			
Partner (Frauen)	0,72	0,82	0,68
Partner (Männer)	0,76	0,86	0,74
Mutter (Männer)	0,31	0,88	0,77

Der Anteil der erklärten Varianz ist durch die Verringerung der Anzahl unabhängiger Variablen etwas gesunken; nach Korrektur ergibt sich jedoch ein $R^2_{adj.} = 0,74$. Dies wiederum bedeutet, daß auch mit den wichtigsten der ausgewählten Variablen etwa drei Viertel der Varianz des Kinderwunsches erklärbar sind.

Betrachtet man die Inhalte der wichtigen Prädiktoren, so erscheinen die Wertorientierungen in bezug auf eine emotionale Zuwendung im Alter bei den Männern und eine religiöse Orientierung bei den Frauen den Kinderwunsch zu begünstigen und eine Freizeitorientierung bei den Männern diesen zu senken. Die Überzeugung der Männer, daß zwei Kinder der Partnerschaft dienen und die Auf-

fassung der Frauen, daß zwei Kinder eine emotionale Zuwendung im Alter wahrscheinlicher machen, begünstigen den Kinderwunsch ebenfalls. Die Varianz des Kinderwunsches wird noch etwas besser erklärt, wenn man die spontane Freude der Männer im Umgang mit Kindern (intrinsischer Wert) in Rechnung stellt und bei beiden Partnern berücksichtigt, wie sie die Zustimmung des jeweils anderen Partners zu einer größeren Kinderzahl einschätzen. Bei den Männern spielt schließlich noch eine Rolle, wie ihre Antizipation der Reaktion der eigenen Mutter zu einer größeren Kinderzahl aussieht.

Zusammenfassend kann damit gesagt werden, daß der Kinderwunsch durch zwei zentrale Komponenten zu erklären ist: Zum einen dominiert der extrinsische Wert von Kindern, der sich in erster Linie auf emotionale Bereiche bezieht. So betonen Männer die Förderlichkeit von Kindern für die Partnerschaft, Frauen dagegen für die emotionale Zuwendung im Alter: Das Kind wird also in den Zusammenhang eigener emotionaler Ansprüche gestellt. Dies spricht dafür, daß die Familie nicht so sehr im ökonomischen Kontext gesehen wird, sondern daß von einer „Emotionalisierung der Familie“ (MITTERAUER, 1980) gesprochen werden kann.

Demnach konzentrieren sich die Partner stärker aufeinander, was eine zweite dominante Komponente des gemeinsamen Kinderwunsches – die Zustimmung des Partners – bestätigt. Da sich die Dyade – speziell im Falle der Übereinstimmung im Kinderwunsch – als Entscheidungsträger für das generative Verhalten erweist, kann die Zustimmung des Partners nicht allein im Sinne eines wahrgenommenen normativen Druckes angesehen werden, sondern sie spricht für die Bedeutung, die der Paarinteraktion zukommt.

4.2 Vorhersage der Kinderzahl

Aus psychologischer Perspektive erscheint der einzelne in seinem Erleben und seinen Verhaltensintentionen durchaus interessant, und von daher darf die Klärung der motivationalen Abläufe, die hinter dem Kinderwunsch stehen, als für das Fach relevantes Forschungsergebnis verbucht werden. Aus bevölkerungswissenschaftlicher Perspektive ist dieses Ergebnis dagegen marginal. Was interessiert der Kinderwunsch des einzelnen, wenn er das Verhalten des Paares nicht voraussagt?

Die Ausführungen zum Interaktionsprozeß zwischen den Partnern, die Bedeutung, die die Häufigkeit der Kommunikation, die

Abstimmungen im Kinderwunsch hier haben, lassen vermuten, daß auch auf der Verhaltensebene bezogen auf die realisierte Kinderzahl der dargestellte Untersuchungsansatz einen Fortschritt verspricht. Daher wurde geprüft, ob sich bei der Einbeziehung von Merkmalen beider Partner nicht nur der Kinderwunsch, sondern auch die Kinderzahl vorhersagen läßt (vgl. dazu NERDINGER et al., 1984).

Bei dieser Art des Vorgehens gelangt man zu einer nicht nur signifikanten, sondern auch inhaltlich bedeutsam erscheinenden Vorhersagegleichung: Für die kinderlosen Paare z. B. ergab sich eine multiple Korrelation zwischen den Modellvariablen des Jahres 1982 und der Kinderzahl im Jahre 1983 von 0,86. Da angesichts der gegebenen großen Anzahl der Prädiktoren und der eingeschränkten Zahl von untersuchten Paaren eine Minderungskorrektur erforderlich wurde, ergab sich ein $R^2_{\text{adj.}} = 0,38$, was bedeutet, daß die berücksichtigten Modellvariablen zu 38% erklären konnten, ob im Folgejahr ein Kind geboren wurde oder nicht.

In einem zweiten Schritt wurden für die kinderlosen Paare nur die Variablen mit einem F-Wert größer als 1 berücksichtigt. Für die kinderlosen Paare sind dies die folgenden Prädiktoren:

- Freizeitorientierung der Männer,
- Wunsch nach emotionaler Zuwendung im Alter bei den Frauen,
- Freizeitorientierung der Frauen,
- Einschätzung der Instrumentalität zweier Kinder für die Realisierung der Freizeitorientierung bei den Männern,
- Einschätzung der Instrumentalität von zwei Kindern für die Realisierung der Wohlstandsorientierung bei den Frauen,
- wahrgenommene Zustimmung des Partners zu zwei Kindern bei den Männern,
- wahrgenommene Zustimmung des Partners zu zwei Kindern bei den Frauen,
- wahrgenommene Zustimmung des Arztes zu zwei Kindern bei den Frauen.

Neben diesen personenbezogenen Modellvariablen wurden noch die Berufstätigkeit, die Wohnform, der Kinderwunsch und der geplante Zeitpunkt des nächsten Kindes berücksichtigt. Diese Variablen haben aber einen so geringen Anteil an der Erklärung des Verhaltens, daß sie nicht in die Vorhersagegleichung aufgenommen wurden. Die Ergebnisse dieser Analyse zeigt Tab. 18.

Den größten Anteil an der Erklärung des realisierten generativen Verhaltens hatten demnach die fünf Variablen des extrinsischen Wertes, d. h. die Wertorientierungen und die Instrumentalitätswahr-

Tab. 18: Erklärung der Kinderzahl von 1983 durch die Variablen des Modells der Studie „Wertwandel und generatives Verhalten“ im Jahre 1982 (N = 54)

	R	R ²	R ² _{adj.}
Extrinsischer Wert	0,60	0,36	
Norm	0,74	0,55	
Beruf und Wohnform	0,76	0,58	
Kinderwunsch und Planung	0,77	0,59	0,47

nehmungen. Diese beziehen sich in erster Linie auf emotionale Aspekte, wie z. B. die erwartete emotionale Zuwendung im Alter, aber auch auf die Freizeitorientierung sowie die Hinderlichkeit von Kindern für das Realisieren von Freizeit- und Wohlstandsorientierung. Einen ebenfalls erheblichen Varianzanteil erklären die sozialen Normen, wobei insbesondere die Wahrnehmung der Zustimmung des Partners – und dies gilt für beide Geschlechter – bedeutsam ist. Unter diesem Aspekt ist das Kind „Privatsache“; die generative Entscheidung wird weniger durch das größere soziale Umfeld bestimmt. Situative Bedingungen wie Beruf und Wohnform, aber auch Kinderwunsch und Zeitpunkt der Planung erbringen – so wesentlich sie auch isoliert betrachtet erscheinen – kaum zusätzliche Varianzerklärung, die insgesamt durch eine relativ kleine Zahl von Determinanten annähernd 50% erreicht.

Betrachtet man die Prognosevariablen inhaltlich, so wird – ohne daß Details nochmal hervorgehoben werden sollen – folgendes deutlich: Ob ein Paar sich für oder gegen ein Kind entscheidet, ergibt sich aus Vorstellungen, die den persönlichen Lebensstil betreffen. Das Kind steht für das Paar im Bezugsfeld der Vorstellungen, die sich auf Freizeitgestaltung, angenehme Lebensbedingungen, zukünftige Einbindung in emotional wichtige soziale Netzwerke beziehen. Wenn bezogen auf diese Aspekte ein Kind zum Lebensstil des Paares paßt, wenn es hier nicht als hinderlich erlebt wird und wenn das Paar sich einig ist, dann ist auch die Entscheidung für ein Kind sehr viel wahrscheinlicher. Sicherlich sind diese Lebensstilkonzeptionen von äußeren Bedingungen wie Einkommen und Wohnform nicht unabhängig, aber diese sogenannten „harten“ Variablen wirken eben nur indirekt, über Wertentwicklung bei den Partnern und gemeinsame Konzeption des Lebensstils auf generative Entscheidungen ein. Daraus folgt für eine etwaige Bevölkerungspolitik (vgl. z. B. SALZMANN, 1983) – falls man derartiges

überhaupt für wünschenswert hält –, daß bei den in unserer Gesellschaft gegebenen Bedingungen pronatalistischen Anreizen kaum Chancen zuzusprechen sind. Höheres Kindergeld, Wohngeld für die kinderreiche Familie, Arbeitsplatzgarantie für schwangere Frauen – dies alles wird, so positiv es vom einzelnen oder einer jungen Familie im Einzelfall auch erlebt werden mag, kaum so tiefgreifende Wirkungen auf die Konzeptionen des Lebensstiles haben, daß sich daraus grundlegend modifizierte generative Entscheidungen ergeben.

Kinder oder nicht? Dies berührt die Art und Weise, wie ein junges Paar zueinander steht, miteinander lebt, tiefgreifend. Es bestimmt auch die Einbindung in soziale Netzwerke, in den Freundschaftskreis, in berufliche und außerberufliche Aktivitäten. Wie sich die hier relevanten Leitbilder eines lebenswerten Lebens (WINGEN, 1982) entwickeln, kann nicht durch periphere ökonomische Anreizgestaltung, wie sie unter den faktischen gesellschaftlichen Bedingungen in der Bundesrepublik Deutschland finanzierbar erscheint, geprägt werden. Die Entwicklung gesellschaftlicher Werte, die Erziehung in Familie und Schule, die daraus erwachsenden Erwartungen an das, was man voneinander und vom Leben zu bekommen hat, dies alles ist der erlebnismäßige Kontext, in den generative Entscheidungen eingebettet sind. Nur wenn hier ein Wandel eintritt, ist auch mit einem Wandel des generativen Verhaltens zu rechnen.

V. BEVÖLKERUNGSPSYCHOLOGIE: ABSCHLIESSENDE BEMERKUNGEN

In diesem Buch wurde der Versuch unternommen, erste Ansätze einer Bevölkerungspsychologie darzustellen, ihre Sichtweise in ein traditionsreiches Feld, die Bevölkerungswissenschaft, einzubringen. Dabei wurden, um bevölkerungspsychologische Forschung exemplarisch zu verdeutlichen, eigene Untersuchungsansätze und Forschungsergebnisse etwas detaillierter herausgestellt, ganz im Sinne eines „pars pro toto“.

Die Bevölkerungswissenschaft setzt sich mit Fragen auseinander, die für das Verständnis von Vergangenheit und Zukunft ganzer Völker von hoher Brisanz sind: Menschen werden geboren, verlassen ihre Heimat, finden neue Räume für die Gestaltung ihres Lebens und sterben. Der Psychologe könnte hier – orientiert an der spezifischen Sichtweise seiner Disziplin, dem individuellen Erleben und Verhalten – geneigt sein, persönliche Schicksalslinien nachzuzeichnen, Hoffnungen und Enttäuschungen einzelner zu beschreiben und zu erklären, aber er betriebe damit keine Bevölkerungspsychologie. Nicht das Individuelle interessiert um seiner selbst willen, sondern nur das Individuelle als exemplarischer Fall dessen, was auf dem aggregierten Niveau Bevölkerungsbewegungen ausmacht. Eine solche Sicht mag für viele Psychologen Umorientierung bedeuten; sie ist aber innerhalb des überkommenen Selbstverständnisses der Psychologie möglich und kann dann die Bevölkerungswissenschaft um einen wesentlichen Aspekt bereichern.

Was als Bevölkerungsbewegung sichtbar wird, geht auf vielfältig miteinander vernetzte Verhaltensweisen einzelner zurück, die zwar durch objektiv beschreibbare ökonomische und gesellschaftliche Bedingungen mitverursacht werden, jedoch in der Mehrzahl der Fälle dadurch wirken, daß sie selektiv wahrgenommen, interpretiert und in den Zusammenhang psychischer Systeme gestellt werden. Gleiche objektive Bedingungen können so bei verschiedenen Teilgruppen oder in verschiedenen Phasen historischer Entwicklung unterschiedlich auf Bevölkerungsentwicklungen wirken. Diese Vermittlungen zu durchleuchten, die hier innerhalb der Bevölkerungswissenschaft gegebene „black-box“ aufzuklären, ist zentrale Auf-

gabe einer Bevölkerungspsychologie, die allerdings diesen Platz nur sinnvoll wird einnehmen können, wenn sie sich als eine bevölkerungswissenschaftliche Disziplin neben anderen interpretiert. Die Bevölkerung ist ein komplexer Forschungsgegenstand. Verschiedene Wissenschaften können sich unter dem Aspekt ihrer Sicht damit auseinandersetzen; sie sind der Aspektspezialisierung verpflichtet (vgl. v. ROSENSTIEL, 1980) und gelangen durch Vereinseitigung zu verfälschten Forschungsergebnissen, wenn sie sich selbst absolut setzen wollen. Erst das Zusammenspiel der Aspekte, die Kooperation zwischen den Disziplinen wird dem Gegenstand gerecht. In dieser Weise relativiert, kann die Bevölkerungspsychologie jedoch wesentlich dazu beitragen, eine Antwort zu geben auf die Frage nach dem „Warum“ von Bevölkerungsbewegungen, bei der Erarbeitung von Prognosen mitzuwirken und die Auswirkungen bevölkerungspolitischer Maßnahmen abzuschätzen, um auf diese Weise auch zur Antwort auf die Frage beizutragen, ob solche Maßnahmen individuell und gesellschaftlich verantwortet werden können.

LITERATUR

- Adler, N. E.: Decision Models in Population Research. *Journal of Population*, 1979, 2, 187–202.
- Allemann-Tschopp, A.: Die Bedeutung des ersten Kindes für die Geschlechtsrollen-Differenzierung. In: A. Degenhardt und H. M. Trautner (Hrsg.): *Geschlechtstypisches Verhalten*. München 1979.
- Anderson, N.H.: Cognitive Algebra: Integration Theory Applied to Social Attribution. In: L. Berkowitz (Hrsg.): *Advances in Experimental Social Psychology*. Vol. 7. New York 1974, 1–101.
- Andorka, R.: Family Reconstruction and Types of Household Structure. In: J. Sundin und E. Söderlund (Hrsg.): *Time, Space and Man*. Stockholm 1979, 11–33.
- An Zhiguo: Familienplanung. *Beijing Rundschau*, 1983, 20, 4–5.
- Arbeitsgruppe Bevölkerungsfragen des Bundeskabinetts: Bericht über die Bevölkerungsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1984.
- Ardrey, R.: *Der Gesellschaftsvertrag. Das Naturgesetz von der Ungleichheit der Menschen*. München 1974.
- Ariès, P.: *Geschichte der Kindheit*. München 1975.
- : Two Successive Motivations for the Declining Birth Rate in the West. In: C. Höhn und R. Mackensen (Hrsg.): *Determinants of Fertility Trends: Theories Re-examined*. Liège 1982, 125–130.
- Arnold, F., et al.: *The Value of Children: A Cross-National Study*. Vol. 1: Introduction and Comparative Analyses. Honolulu 1975.
- Badinter, E.: *Die Mutterliebe*. München 1981.
- Bagozzi, R. P., und M. v. Loo: Fertility as Consumption: Theories from the Behavioral Sciences. *Journal of Consumer Research*, 1978, 4, 199 bis 228.
- Bahrdt, H. P.: *Wege zur Soziologie*. München 1966.
- Beach, L. R., F. L. Campbell und B. D. Townes: Subjective Expected Utility and the Prediction of Birth-Planning Decisions. *Organizational Behavior and Human Performance*, 1979, 24, 18–28.
- Beach, L. R., A. Hope, B. D. Townes und F. L. Campbell: The Expectation-Threshold Model of Reproductive Decision Making. *Population and Environment*, 1982, 5, 95–108.
- Beach, L. R., R. Mai-Dalten, M. Marshall und H. Beach: The METRO-Study: A Closer Look at Mispredicted Decisions. *Organizational Behavior and Human Performance*, 1981, 28, 50–61.
- Beach, L. R., B. D. Townes, F. L. Campbell und G. W. Keating: Develop-

- ing and Testing a Decision Aid for Birth Planning Decisions. *Organizational Behavior and Human Performance*, 1976, 15, 99–116.
- Beach, L. R., B. D. Townes, F. L. Campbell und R. J. Wood: Wollen Sie ein Kind? *Psychologie Heute*, 1977, 10, 14–20.
- Beauvoir, S. de: *Das andere Geschlecht*. Hamburg 1968.
- Becker, G. S.: An Economic Analysis of Fertility. In: National Bureau of Economic Research (Hrsg.): *Demographic and Economic Change in Developed Countries*. Princeton 1960, 209–240.
- Beck-Gernsheim, E.: *Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind*. Frankfurt a. M. 1984.
- Beckman, L. J.: Couples Decision-Making Process Regarding Fertility. In: K. Taeuber, L. Bumpass und J. Sweet (Hrsg.): *Social Demography*. New York 1978.
- : Fertility Preferences and Social Exchange Theory. *Journal of Applied Social Psychology*, 1979, 9, 147–169.
- : The Process of Couples' Fertility Decision Making. Paper Presented at the Family Planning Contraception and Abortion Symposium of the American Psychological Association Meetings. New York 1979 a.
- Beckman, L. J., und P. E. Bardsley: *Couples' Motivation for Parenthood, Decision-Making and Fertility Regulation*. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Los Angeles 1981.
- Beckmann, D., und H. E. Richter: *Giessen-Test*. Bern 1972.
- Bell, D.: *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1975.
- Ben-Parath, Y.: Notes on the Micro-Economics of Fertility. *International Social Science Journal*, 1974, 26, 302–314.
- Berelson, B.: The Value of Children: A Taxonomical Essay. *Journal of Social Issues*, 1967, 23, 24–56.
- Bertram, H.: *Sozialstrukturen und Sozialisation – zur mikroanalytischen Analyse von Chancengleichheit*. Darmstadt 1981.
- Billings, E., und A. Westmore: *Schluß mit der Pille*. Frankfurt a. M. 1983.
- Birg, H., M. Wingen und K. Zimmermann (Hrsg.): *Zusammenhänge zwischen Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden 1984.
- Bischof, N.: Aristoteles, Galilei, Kurt Lewin und die Folgen. In: W. Michaelis (Hrsg.): *Bericht über den 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980*. Göttingen 1981, 17–39.
- Bönitz, P.: *Zur Psychologie der Abtreibung*. Göttingen 1978.
- Bolte, K. M., D. Kappe und J. Schmid: *Bevölkerung*. Opladen 1980.
- Bräutigam, W., und P. Christian: *Psychosomatische Medizin*. Stuttgart 1973.
- Büchl, W., L. v. Rosenstiel und M. Stengel: Wohnform und Kinderwunsch. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1979, 5, 185–198.
- Bühler, K.: *Die geistige Entwicklung des Kindes*. Jena 1930.
- Bulatao, R. A.: The Transition in the Value of Children and the Fertility Transition. In: C. Höhn und R. Mackensen (Hrsg.): *Determinants of Fertility Trends: Theories Re-examined*. Liège 1982, 94–122.

- Campbell, J. P., und R. D. Pritchard: Motivation Theory in Industrial and Organizational Psychology. In: M. D. Dunnette (Hrsg.): Handbook of Industrial and Organizational Psychology. Chicago 1976, 63–130.
- Chemers, M. M., R. Ayman und C. Werner: Expectancy Theory Analysis of Migration. *Journal of Population*, 1978, 1, 42–56.
- Clifford, W. B., und R. Ford: Variations in Value Orientations and Fertility Behavior. *Social Biology*, 1974, 21, 185–194.
- Coale, J.: Alternative Paths to a Stationary Population. In: C. F. Westoff und R. Parke (Hrsg.). *Demographic and Social Aspects of Population*. Washington 1972.
- Cohen, J. B., L. Severy und O. Ahtola: An Extended Expectancy-Value-Approach to Contraceptive Alternatives. *Journal of Population*, 1978, 1, 22–41.
- Crawford, T. J.: Beliefs about Birth Control: A Consistency Theory Analysis. *Representative Research in Social Psychology*, 1973, 4, 53–65.
- David, P. H.: Acceptability of Fertility Regulating Methods in Cross-Cultural Perspective. *International Journal of Psychology*, 1977, 12, 297–306.
- : Psychological Aspects of Fertility Behavior: An Overview. *Academic Psychology Bulletin*, 1981, 3, 229–239.
- David, P. H., H. L. Friedman, J. v. d. Tak und M. J. Sevilla: Abortion in Psychosocial Perspective. *Trends in Transnational Research*. New York 1978.
- Davidson, A. R., und L. R. Beach: Error Patterns in the Prediction of Fertility Behavior. *Journal of Applied Social Psychology*, 1981, 11, 475 bis 488.
- Davidson, A. R., und D. Morrison: Predicting Contraceptive Behavior from Attitudes: A Comparison of Within-Versus-Across-Subjects Procedures. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1983, 45, 997 bis 1009.
- Davis, K., und J. Blake: Social Structure and Fertility: An Analytical Framework. *Economic Development and Cultural Change*, 1956, 4, 211–235.
- Delhees, K. H.: Motivation und Emotion. In: R. A. Stamm und H. Zeier (Hrsg.): *Lorenz und die Folgen. Die Psychologie des 20. Jahrhunderts*. Bd. 6. Zürich 1978, 856–888.
- Dilthey, W.: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Leipzig 1924.
- Duncan, O. D.: Some Linear Models for Two-Wave, Two-Variable Panel Analysis, with One-Way Causation and Measurement Error. In: H. M. Blalock et al. (Hrsg.): *Quantitative Sociology*. New York 1975.
- Easterlin, R. A.: The Economics and Sociology of Fertility: A Synthesis. In: Ch. Tilly (Hrsg.): *Historical Studies of Changing Fertility*. New Jersey 1978, 57–133.
- Edwards, W.: The Theory of Decision Making. *Psychological Bulletin*, 1954, 51, 370–417.

- Ehrlich, P.: Die Bevölkerungsbombe. München 1971.
- Engelbert, A.: Kinderalltag – familiale und ökologische Bedingungen. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1982, 2, 207–228.
- Erikson, E.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. M. 1966.
- Erler, G., M. Jaeckel und J. Sass: Mutterschaftsurlaub, Elternurlaub oder Erziehungsgeld? Erfahrungen aus fünf europäischen Ländern. München 1983.
- Fachinger, B.: Motive und Barrieren des generativen Verhaltens. Bericht über zwei Forschungsprojekte des psychologischen Instituts der Universität Bonn. In: S. Rupp (Hrsg.): Demographische Forschung heute – Bestandsaufnahme und Perspektive. Wiesbaden 1981, 91–94.
- Fawcett, J. T.: The Satisfaction and Costs of Children: Theories, Concepts, Methods. Honolulu 1972.
- Fawcett, J. T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York 1973.
- Fawcett, J. T., und M. H. Bornstein: Modernization, Individual Modernity and Fertility. In: J. T. Fawcett (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York 1973, 106–131.
- Fechner, G. Th.: Elemente der Psychophysik. Leipzig 1860.
- Fishbein, M.: An Investigation of the Relationship between Beliefs about an Object and the Attitude toward that Object. Human Relations, 1963, 16, 233–239.
- : Attitude and the Prediction of Behavior. In: M. Fishbein (Hrsg.): Readings in Attitude Theory and Measurement. New York 1967, 477 bis 492.
- : Toward an Understanding of Family Planning Behaviors. Journal of Applied Social Psychology, 1972, 2, 214–227.
- Fitz, M., und G. Oppitz: Das generative Verhalten – eine theoretische und empirische Untersuchung der ökonomisch-psychologischen Determinanten. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Augsburg 1977.
- Freedman, R.: The Sociology of Human Fertility. New York 1975.
- Freud, S.: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge. Frankfurt a. M. 1969.
- Friedman, M.: Windfalls, the 'horizon' and Related Concepts in the Permanent-Income Hypothesis. In: C. F. Christ et al. (Hrsg.): Measurement in Economics. Stanford 1963, 3–28.
- Friedrichs, J.: Methoden empirischer Sozialforschung. Hamburg 1973.
- Fürstenberg, F., und J. Mörth: Religionssoziologie. In: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 14: Religion, Bildung, Medizin. Stuttgart 1979, 1–61.
- Geißler, C.: Wie kinderfreundlich sind die Wohn- und Wohnfeldbedingungen? Wohnverhältnisse als Bedingungsfaktor familiärer Lebenssituation. In: R. Olechowski (Hrsg.): Geburtenrückgang. Wien 1980, 125 bis 147.

- Gini, C.: The Cyclical Rise and Fall of Population. Population Lectures of the Harris Foundation. Chicago 1930.
- Goldschmidt, O., und C. de Boor: Psychoanalytische Untersuchung funktionell steriler Ehepaare. *Psyche*, 1976, 61, 899–923.
- Graen, G. B.: Instrumentality Theory of Work Motivation: Some Experimental Results and Suggested Modifications. *Journal of Applied Psychology*, 1969, 53, 1–2.
- Graumann, C. F., und R. Willig: Wert, Wertung, Werthaltung. In: H. Thoma (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie C IV 1: Theorien und Formen der Motivation*. Göttingen 1983, 312–377.
- Groeben, N., und B. Scheele: *Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts*. Darmstadt 1977.
- Gross, J.: Demographische Ursachen der Arbeitslosigkeit. In: H. Birg, M. Wingen und K. Zimmermann (Hrsg.): *Zusammenhänge zwischen Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden 1984, 235–245.
- Grünwald, U.: Auswirkungen der Neufassung des § 218. In: V. Sigusch (Hrsg.): *Sexualität und Medizin*. Köln 1979.
- Gruhl, H.: *Ein Planet wird geplündert*. Frankfurt a. M. 1975.
- Gurin, G., J. Veroff und S. Feld: *Americans View their Mental Health*. New York 1960.
- Hardach, I., und G. Hardach: *Deutsche Kindheiten. Autobiographische Zeugnisse 1700–1900*. Kronberg 1978.
- Hass, H.: Wanted and Unwanted Pregnancies: A Fertility Decision-Making Model. *Journal of Social Issues*, 1974, 30, 125–165.
- Hauser, J.: *Bevölkerungslehre*. Stuttgart 1982.
- Heckhausen, H.: *Motivation und Handeln*. Berlin 1980.
- Heinsohn, G., und O. Steiger: *Die Vernichtung der weisen Frauen*. Herstein 1985.
- Henning, G.: Kinderwunsch = Wunschkind? Weltanschaulich-ethische Aspekte der Geburtenregelung in der DDR. Leipzig 1984.
- Herrmann, T.: *Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme*. Göttingen 1976.
- : *Psychologie als Problem – Herausforderungen der psychologischen Wissenschaft*. Stuttgart 1979.
- Hill, E. E.: Klinische Interpretation mit Auswertungs- und Fallbeispielen. In: H. A. Hartmann und L. v. Rosenstiel (Hrsg.): *Lehrbuch der Holtzman-Inkblot-Technik (HIT)*. Bd. 2. Bern 1981.
- Hill, R., Y. M. Stycos und K. Back: *The Family and Population Control*. Chapel Hill 1959.
- Höhn, C.: Erwerbstätigkeit und Rollenwandel der Frau. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1982, 8, 297–319.
- Höhn, C., und R. Mackensen (Hrsg.): *Determinants of Fertility Trends: Theories Re-examined*. Liège 1982.
- Höhn, C., U. Mammey und K. Schwarz: *Die demographische Lage in der*

- Bundesrepublik Deutschland. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1980, 6, 141–227.
- Höpflinger, F.: Zur sozio-demographischen Analyse des Geburtenrückganges in der Schweiz: Aktueller Stand der Forschungsarbeit. In: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Bevölkerungsentwicklung – empirische Untersuchungen. Wiesbaden 1980, 185–196.
- : Geschlechtsspezifische Unterschiede im Kinderwunsch. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1982, 8, 15–30.
- Höpflinger, F., und F. Kühne: Die ideale Kinderzahl von Ehefrauen und Ehemännern. Sekundäranalyse einer Befragung von Schweizer Ehepaaren. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1979, 5, 317–326.
- Hodapp, U., und G. Weyer: Weiterentwicklung von Fragebogenskalen zur Erfassung der subjektiven Belastung und Unzufriedenheit von Hausfrauen. Psychologische Beiträge, 1980, 22, 322–334.
- Hoff, A., und J. Scholz: Neue Männer in Beruf und Familie. FSA-print. Berlin 1985.
- Hoffman, L., und M. Hoffman: The Value of Children to Parents. In: J. T. Fawcett (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York 1973, 19–77.
- Hoffman, L. W., und J. D. Manis: The Value of Children in the United States: A New Approach to the Study of Fertility. Journal of Marriage and the Family, 1979, 41, 583–596.
- Hoffman, L. W., A. Thornton und J. D. Manis: The Value of Children to Parents in the United States. Journal of Population, 1978, 1, 91–131.
- Hoffmann-Nowotny, H. J.: Eine sozio-demographische Analyse des Geburtenrückganges in der Schweiz: Skizze eines Forschungsprojektes. In: R. Mackensen (Hrsg.): Soziologische Arbeitshefte; empirische Untersuchungen zum generativen Verhalten, 1979, 17, 13–21.
- , Auf dem Wege zur autistischen Gesellschaft. In: S. Rupp, K. Schwarz und M. Wingen (Hrsg.): Eheschließung und Familienbildung heute. Wiesbaden 1980, 161–185.
- : Strukturelle und kulturelle Konsequenzen der weiteren europäischen Bevölkerungsentwicklung. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1982, 8, 319–346.
- Hoffmann-Nowotny, H. J., F. Höpflinger, F. Kühne, C. Ryffel und P. Erni: Planspiel Familie. Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz. Diessenhofen 1984.
- Holtzman, W. H., J. S. Thorpe, J. D. Swartz und E. W. Herron: Inkblot Perception and Personality. Austin 1961.
- Hußmanns, R., U. Mammey und R. Schulz: Die demographische Lage in der Bundesrepublik Deutschland. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1983, 9, 291–363.
- Inglehart, R.: The Silent Revolution. Princeton 1977.
- : Changing Values in Japan and the West. Comparative Political Studies, 1982, 14, 445–479.

- Inkeles, A., und D. H. Smith: *Becoming Modern. Individual Change in Six Developing Countries.* Cambridge/Mass. 1974.
- Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF): *Demographie. Einführung in die marxistische Bevölkerungswissenschaft.* Frankfurt a. M. 1980.
- Irle, M.: *Berufs-Interessen-Test (BIT).* Göttingen 1955.
- : *Lehrbuch der Sozialpsychologie.* Göttingen 1975.
- : *Kursus der Sozialpsychologie. Teil II.* Darmstadt 1978.
- Jaccard, J. J., und A. R. Davidson: *Toward an Understanding of Family Planning Behavior.* *Journal of Applied Social Behavior*, 1972, 2, 228 bis 235.
- Jürgens, H. W.: *Sozialpsychologische Aspekte eines Bevölkerungsrückgangs.* *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1977, 3, 3–16.
- Jürgens, H. W., und K. Pohl: *Kinderzahl – Wunsch und Wirklichkeit.* Stuttgart 1975.
- : *Partnerbeziehung und generatives Verhalten.* *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1978, 4, 247–268.
- Jungermann, H., G. Franke und B. Schneider: *Beratung bei Schwangerschaftskonflikten.* In: *Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit*, Bd. 122. Stuttgart 1981.
- Jurczyk, K.: *Familienpolitik – Strategien zur Erhaltung familialer Eigenstruktur.* In: J. Ostner und B. Pieper (Hrsg.): *Arbeitsbereich Familie.* Frankfurt a. M. 1980, 171–208.
- Kagitcibasi, C.: *The Value of Children: Motivation for Child Bearing in Turkey.* In: W. Molt, H. A. Hartmann und P. Stringer (Hrsg.): *Advances in Economic Psychology.* Heidelberg 1980, 243–253.
- Kahl, J. A.: *The Measurement of Modernism: A Study of Values in Brazil and Mexico.* Austin 1968.
- Kaufmann, F. X., A. Herlth, J. Quitmann, R. Simm und K. Strohmeier: *Familienentwicklung – generatives Verhalten im familialen Kontext.* *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1982, 8, 523–542.
- Kiesler, S. B.: *Post Hoc Justification of Family Size.* *Soziometry*, 1977, 40, 59–67.
- Klages, H.: *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen.* Frankfurt a. M. 1984.
- Klages, H., und P. Kmiecik (Hrsg.): *Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel.* Frankfurt a. M. 1979.
- Kleining, G., und H. Moore: *Soziale Selbsteinstufung (SSE). Ein Instrument zur Messung sozialer Schichten.* *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1968, 20, 502–552.
- Kleßmann, C.: *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft.* Göttingen 1978.
- Klipstein, M. v., und B. Strümpel: *Der Überdruß am Überfluß.* München 1984.

- Klockhaus, R., und B. Habermann-Marbey: Entwicklung und Testung theoretisch begründeter Instrumente zur Erhebung von Wohnungszufriedenheit. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 1982, 13, 79 bis 87.
- Kluckhohn, C.: Values und Value-Orientierung in the Theory of Action: An Exploration in Definition and Classification. In: T. Parsons und E. Shils (Hrsg.): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge/Mass. 1951, 388–433.
- Kmiecziak, P.: Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen 1976.
- König, R.: *Die Familie der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich*. München 1978.
- Kohut, H.: *Narzißmus*. Frankfurt a. M. 1973.
- Koliades, E.: *Mütterliche Erwerbstätigkeit und kindliche Sozialisation*. Weinheim 1975.
- Kramer, H.: *Der generative Entscheidungsprozeß*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. München 1983.
- Lancaster, K. J.: *Consumer Demand*. New York 1971.
- Landry, A.: *Les trois théories principales de la population*. In: A. Landry (Hrsg.): *La révolution démographique: Etudes et essais sur les problèmes de la population*. Paris 1934 (Erstveröffentlichung 1909).
- Langer-El Sayed, I.: *Familienpolitik: Tendenzen, Chancen, Notwendigkeit*. Frankfurt a. M. 1980.
- Lawler, E. E.: A Correlational-Causal Analysis of the Relationship between Expectancy Attitudes and Job Performance. *Journal of Applied Psychology*, 1968, 52, 462–468.
- Lee, W.: *Psychologische Entscheidungstheorie*. Weinheim 1977.
- Lehr, U.: *Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes*. Darmstadt 1974.
- Leibenstein, H.: The Economic Theory of Fertility Decline. *The Quarterly Journal of Economics*, 1975, 89, 1–31.
- Lewin, K.: *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern 1963.
–: *Grundzüge der topologischen Psychologie*. Stuttgart 1969.
- Lienert, G. A.: *Testaufbau und Testanalyse*. Weinheim 1969.
- Linke, W., und G. R. Rückert: *Voraussichtliche Bevölkerungsentwicklung bis 1985*. *Wirtschaft und Statistik*, 1973, 2, 82–87.
- Lösch, H. v.: *Stehplatz für Milliarden?* Stuttgart 1974.
- Löwe, H.: *Geburtenrückgang und gesetzliche Rentenversicherung*. In: H. Schubnell (Hrsg.): *Alte und neue Themen der Bevölkerungswissenschaft*. Wiesbaden 1981, 53–63.
- Mackenroth, G.: *Bevölkerungslehre*. Berlin 1953.
- Mackensen, R.: *Das generative Verhalten im Bevölkerungsrückgang*. In: F. X. Kaufmann (Hrsg.): *Bevölkerungsbewegung zwischen Quantität und Qualität*. Stuttgart 1975, 82–104.
–: *Bevölkerung und Gesellschaft in Deutschland – Die Entwicklung 1945*

- bis 1978. In: J. Matthes (Hrsg.): Sozialer Wandel in Westeuropa. Frankfurt a. M. 1979, 443–464.
- : Zur Indikation gesellschaftlicher Prozesse durch Bevölkerungsstrukturen. In: F. Heckmann und P. Winter (Hrsg.): 21. Deutscher Soziologentag. Opladen 1983, 842–847.
- Maillat, D.: Population Growth and Economic Growth. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1976, 2, 123–126.
- Marel, K.: Inter- und intraregionale Mobilität. Boppard a. Rh. 1980.
- Marschalck, P.: Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1973.
- Maslow, A. H.: Motivation and Personality. New York 1954.
- Mause, L. de: Über die Geschichte der Kindheit. Frankfurt a. M. 1977.
- Mayer, K.: Einführung in die Bevölkerungswissenschaft. Stuttgart 1972.
- : Bevölkerungslehre und Demographie. In: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 4. Stuttgart 1974, 1–50.
- Mead, M.: Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt. Stuttgart 1955.
- Métral, M.: Die Ehe – Analyse einer Institution. Frankfurt a. M. 1981.
- Meyer, E.: Die Frauen haben das Wort. Forschungsbericht aus dem Familienplanungszentrum Hamburg. In: S. v. Paczensky und R. Sadozinski (Hrsg.): Die neuen Moralisten. Hamburg 1984, 79–118.
- Meyer, S., und E. Schulze: Nichteheleiche Lebensgemeinschaften – Alternativen zur Ehe? Eine internationale Datenübersicht. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1983, 35, 735–754.
- Middlestadt, S. E., und P. D. Werner: Factors in the Use of Oral Contraceptives by Young Women. Journal of Applied Social Psychology, 1979, 9, 537–547.
- Mielke, R. (Hrsg.): Interne und Externe Kontrollüberzeugung. Bern 1982.
- Miller, W. B.: The Psychology of Reproduction. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Palo Alto 1980.
- Mincer, J.: Market Prices, Opportunity Costs and Income Effects. In: C. F. Christ et al. (Hrsg.): Measurement in Economics: Studies in Mathematical Economics and Econometrics in Memory of Yehuda Grunfeld. Stanford 1963, 67–82.
- Mitterauer, M.: Einstellung zum Kind – Historische Entwicklungstendenzen und Wertmuster der Gegenwart. Salzburger Studententag 1980 – Brennpunkt Familie 11. Wien 1980, 7–18.
- Molinski, H.: Die unbewußte Angst vor dem Kind. München 1972.
- Moosbrugger, H.: Multivariate statistische Analyseverfahren. Stuttgart 1978.
- Mühlich, E.: Entwicklung von Handlungsfähigkeit in der gebauten Umwelt. In: Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.): Zusammenhang von gebauter Umwelt und sozialem Verhalten im Wohn- und Wohnumweltbereich. Schriftenreihe ›Städtebauliche Forschung‹, 1978, 69–92.

- Münz, R.: Kinder als Last, Kinder als Lust. In: Institut für Demographie – Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Demographische Informationen, 1984, 2–20.
- Münz, R. (Hrsg.): Leben mit Kindern, Wunsch und Wirklichkeit. Wien 1985.
- Münz, R., und J. Pelikan: Geburt oder Abtreibung. Wien 1978.
- Mummendey, H. D. (Hrsg.): Einstellung und Verhalten. Bern 1979.
- Myrdal, G.: Politisches Manifest über die Armut in der Welt. Frankfurt a. M. 1972.
- Neal, A. G., und H. Th. Groat: Fertility Decision Making, Unintended Births, and the Social Drift Hypotheses: A Longitudinal Study. Population and Environment, 1980, 3, 221–236.
- Nerdinger, F. W.: Intrinsische Motivation generativen Verhaltens – theoretische Analyse des Konstrukts und strukturelle Repräsentation eines Meßinstruments durch empirische Daten. Unveröffentlichte Diplomarbeit. München 1982.
- : Stabilität, Zentralität und Verhaltensrelevanz von Werten. Problem und Entscheidung, 1984, 26, 86–110.
- Nerdinger, F. W., L. v. Rosenstiel, M. Stengel und E. Spieß: Kinderwunsch und generatives Verhalten: Ausgewählte Ergebnisse einer Längsschnittstudie an jungen Ehepaaren. Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 1984, 31, 464–482.
- Nijs, P.: Psychosomatische Aspekte der oralen Antikonzepktion. Stuttgart 1972.
- Noelle-Neumann, E.: Werden wir alle Proletarier? Zürich 1978.
- Noelle-Neumann, E., und B. Strümpel: Macht Arbeit krank? Macht Arbeit glücklich? Eine aktuelle Kontroverse. München 1984.
- Notestein, F. W.: Population – The Long View. In: T. W. Schultz (Hrsg.): Food for the World. Chicago 1945, 36–57.
- Oeter, K.: Empfängnisregelung und Schwangerschaftsabbruch. Soziale Bedingungen und demographische Konsequenzen. In: F. Heckmann und P. Winter (Hrsg.): 21. Deutscher Soziologentag, 1982. Opladen 1983.
- Oldemeyer, E.: Zum Problem der Umwertung von Werten. In: H. Klages und P. Kmiecik (Hrsg.): Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel. Frankfurt a. M. 1979, 597–617.
- Olechowski, R. (Hrsg.): Geburtenrückgang – besorgniserregend oder begrüßenswert? Wien 1980.
- Oppitz, G.: Eine empirisch-psychologische Untersuchung zum generativen Verhalten am Beispiel der bäuerlichen Bevölkerung. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1978, 3, 285–296.
- : Kind oder Konsum. Boppard a. Rh. 1984.
- Oppitz, G., und L. v. Rosenstiel: Wandel der Lebensstile? Die Bedeutung von Kind und Konsum für junge Ehepaare. Marketing. Zeitschrift für Forschung und Praxis, 1983, 5, 263–270.

- Oppitz, G., L. v. Rosenstiel und T. Scherf: Die Analyse des generativen Verhaltens mit offenen Interviews: Auswertungsstrategien und Ergebnisse. In: Bundesanstalt für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Wiesbaden 1980.
- Oppitz, G., L. v. Rosenstiel und M. Stengel: Einfluß von Berufstätigkeit der Frau und Wohnform der Familie auf den Kinderwunsch – Ein mentales Experiment. In: S. Rupp und K. Schwarz (Hrsg.): Beiträge aus der bevölkerungswissenschaftlichen Forschung. Boppard a. Rh. 1983, 335 bis 346.
- Oppitz, G., L. v. Rosenstiel, M. Stengel und E. Spieß: Kinderwunsch und Wertwandel. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1983, 9, 387 bis 400.
- Ostner, I., und B. Pieper: Arbeitsbereich Familie. Frankfurt a. M. 1980.
- Overbeek, J.: History of Population Theories. Rotterdam 1974.
- Peak, H.: Attitude and Motivation. In: M. R. Jones (Hrsg.): Nebraska Symposium on Motivation. Lincoln 1955, 149–189.
- Pearl, R.: The Biology of Population Growth. New York 1930.
- Petzold, M.: Chinesische Psychologie. In: S. Grubitzsch und G. Rexilius (Hrsg.): Handbuch psychologischer Grundbegriffe. Reinbek 1981, 175–177.
- Pieper, B.: Kinderspiel im Wohnbereich: Ein 'vorprogrammierter Konflikt'. In: J. Ostner und B. Pieper (Hrsg.): Arbeitsbereich Familie. Frankfurt a. M. 1980, 208–235.
- Pohl, K.: Konzeption und derzeitiger Stand der Panel-Untersuchung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung zu Fragen des Familienbildungsprozesses. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1982, 8, 499–522.
- Pohlmeier, H.: Selbstmord und Selbstmordverhütung. München 1978.
- Prim, R., und H. Tilmann: Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Heidelberg 1973.
- Pross, H.: Die Wirklichkeit der Hausfrau. Reinbek 1976.
- Pulte, P.: Bevölkerungslehre. München 1972.
- Rainwater, L.: And the Poor Get Children. Chicago 1960.
- : Family Design. Chicago 1965.
- Richter, H. E.: Eltern, Kind, Neurose. Reinbek 1969.
- Rosch, M., D. Frey, V. Möntmann, M. Irle und D. Dickenberger: Ausiedler aus Polen in der Bundesrepublik Deutschland – quasi-experimentelle Untersuchung der Konsequenzen einer Umsiedlung. In: W. Michaelis (Hrsg.): Bericht über den 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich, 1980. Bd. 2. Göttingen 1981, 714–717.
- Rosen, R., J. Ager und L. Martindale: Contraception, Abortion and Self Concept. Journal of Population, 1979, 2, 118–139.
- Rosenbaum, H.: Die Konzeption der Sozialstruktur in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1983, 35, 41–58.

- Rosenstiel, L. v.: Leistung und Zufriedenheit. Die motivationalen Grundlagen des Verhaltens in Organisationen. Berlin 1975.
- : Zur Motivation des generativen Verhaltens. Theoretische Konzepte und Untersuchungsansätze. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1978, 4, 161–175.
- : Grundlagen der Organisationspsychologie. Stuttgart 1980.
- : Psychologische Untersuchungen zum Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Olechowski (Hrsg.): Geburtenrückgang in Österreich – besorgniserregend oder begrüßenswert? Freiburg i. Br. 1980a, 167–185.
- : Zur Motivation generativen Verhaltens. Ein Vergleich bundesdeutscher (Bayern) und US-amerikanischer (Kalifornien) junger, kinderloser Paare. Unveröffentlichter Forschungsbericht. München 1982.
- Rosenstiel, L. v., und G. Ewald: Marktpsychologie Bd. I: Konsumverhalten und Kaufentscheidung. Stuttgart 1979.
- Rosenstiel, L. v., F. W. Nerdinger, G. Oppitz, E. Spieß und M. Stengel: Wertwandel und generatives Verhalten. Unveröffentlichter Forschungsbericht. München 1983.
- Rosenstiel, L. v., und P. Neumann: Einführung in die Markt- und Werbe-psychologie. Darmstadt 1982.
- Rosenstiel, L. v., G. Oppitz, M. Stengel, E. Spieß und F. W. Nerdinger: Motivation generativen Verhaltens. Unveröffentlichter Forschungsbericht. München 1981.
- Rosenstiel, L. v., G. Oppitz und M. Stengel: Motivation of Reproductive Behavior: A Theoretical Concept and its Application. In: C. Höhn und R. Mackensen (Hrsg.): Determinants of Fertility Trends: Theories Re-examined. Liège 1982, 79–93.
- Rotter, J. B.: Generalized Expectancies for Internal versus External Control of Reinforcement. Psychological Monographs, 1966, 80, 1.
- Ruch, F. L., und P. G. Zimbardo: Lehrbuch der Psychologie. Berlin 1975.
- Rüther-Stemann, M.: Die Ohnmacht der Beraterin und die Angst der Frauen. Zeitschrift für Sexualpädagogik und Familienplanung, 1983, 5, 8–10.
- Rummel, M.: Frauenarbeit – Merkmale, Auswirkungen. In: G. Mohr, M. Rummel und D. Rückert (Hrsg.): Frauen. München 1982, 55–78.
- Runge, I.: Ganz in Familie. Gedanken zu einem vieldiskutierten Thema. Berlin 1985.
- Ryder, N. B.: The Cohort as a Concept in the Study of Social Change. American Sociological Review, 1965, 30, 843–861.
- Sadler, M. Th.: The Law of Population. London 1830.
- Salzmann, B.: Fruchtbarkeitswandel und die Rolle der Politik. In: S. Rupp und K. Schwarz (Hrsg.), Beiträge aus der Bevölkerungswissenschaftlichen Forschung. Boppard a. Rh. 1983, 65–74.
- Scanzoni, J.: Sex Roles, Women's Work, and Marital Conflict. Lexington/Mass. 1978.

- Schachtschabel, H. G.: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinung. Stuttgart 1971.
- Scheuch, E. K.: Das Interview in der Sozialforschung. In: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. I. Stuttgart 1967, 136–196.
- Schmid, J.: Bevölkerung und soziale Entwicklung. Der demographische Übergang als bevölkerungs-soziologisches Paradigma. Unveröffentlichte Habilitation. München 1980.
- Schmidtchen, G.: Neue Technik. Neue Arbeitsmoral. Köln 1984.
- Schneewind, K. A.: Eltern-Kind-Beziehungen als Determinanten des generativen Verhaltens. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1978, 4, 265–283.
- : Hausfrauenprofil. Unveröffentlichter Arbeitsbericht des EKB-Berichts. München 1979.
- Schneewind, K. A., M. Beckmann und A. Engfer: Eltern und Kinder. Stuttgart 1983.
- Schubnell, H.: Der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Mackensen und H. Wewer (Hrsg.): Dynamik der Bevölkerungsentwicklung. München 1973, 40–75.
- : Neuere bevölkerungspolitische Zielsetzungen und Maßnahmen in der Volksrepublik China. In: H. Schubnell (Hrsg.): Alte und neue Themen der Bevölkerungswissenschaft. Wiesbaden 1981, 223–231.
- Schuler, H.: Ethische Probleme psychologischer Forschung. Göttingen 1980.
- Schwarz, K.: Konsequenzen der Bevölkerungsentwicklung für ausgewählte Politikbereiche. Vortrag auf dem Seminar „Bevölkerungsabnahme und räumliche Auswirkungen“ des Instituts für Städtebau. Berlin 1976.
- : Einkommen und Kinderzahl. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1979, 5, 299–315.
- : Demographische Charakteristika der Türken in der Bundesrepublik Deutschland. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1980, 6, 411–420.
- : Erwerbstätigkeit der Frau und Kinderzahl. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1981, 7, 59–87.
- : Eltern und Kinder in unvollständigen Familien. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1984, 10, 3–36.
- Sell, R. R., und G. F. De Jong: Toward a Motivational Theory of Migration Decision Making. Journal of Population. 1978, 1, 313–335.
- Shorter, E.: Die Geburt der modernen Familie. Hamburg 1977.
- Shum, J. C.: Psychology, East and West. Bulletin of the British Psychological Society, 1982, 35, 273–274.
- Sievers, B.: Organisationsentwicklung als Problem. Stuttgart 1977.
- Speil, W.: Erziehungsgeld. Förderung der Betreuung und Erziehung von kleinen Kindern und Verbesserung der Lebenssituation von Familien. Materialien des Instituts für Entwicklungsplanung und Strukturforschung. Bd. 120 und 121. Hannover 1981.

- Spencer, H.: *A Theory of Population, Produced from the General Law of Animal Fertility*. London 1852.
- Spiegel, E.: *Neue Haushaltstypen – Alternativen zur Ehe und Familie?* In: M. Baethge und W. Eßbach (Hrsg.): *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen*. Frankfurt a. M. 1983.
- Spieß, E.: *Einstellungen zur Frauenrolle und paarinternen Rollenstruktur. Problem und Entscheidung*, 1984, 26, 65–85.
- Spieß, E., L. v. Rosenstiel, M. Stengel und F. W. Nerdinger: *Wertwandel und generatives Verhalten – Ergebnisse einer Längsschnittstudie an jungen Ehepaaren*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1984, 10, 153–168.
- Spitznagel, A.: *Grundlagen, Ergebnisse und Probleme der Formdeutungsverfahren*. In: K.-J. Groffmann und L. Michel (Hrsg.): *Enzyklopädie der Psychologie*. Bd. II 3: *Persönlichkeitsdiagnostik*. Göttingen 1982, 57 bis 131.
- Stauber, M.: *Psychosomatik der sterilen Ehe*. Berlin 1979.
- Steinmann, G.: *Bevölkerungsentwicklung und wirtschaftlicher Fortschritt. Ein Plädoyer für mehr Zukunftsoptimismus*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1984, 10, 259–275.
- Stengel, M.: *Durchsetzung oder Kompromiß: Simulation von Paarentscheidungsprozessen mit Hilfe von Formdeutetechniken*. Unveröffentlichte Dissertation. München 1982.
- Stengel, M., L. v. Rosenstiel, G. Oppitz und E. Spieß: *Motivationale Determinanten des Kinderwunsches – Eine empirische Analyse an jungen Ehepaaren*. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie*, 1983, 30, 153–173.
- Stroebe, W., M. S. Stroebe, K. Gergen und M. Gergen: *Der Kummer-Effekt: Psychologische Aspekte der Sterblichkeit der Verwitweten*. *Psychologische Beiträge*, 1980, 22, 1–26.
- Strümpel, B.: *Die Krise des Wohlstands – Das Modell einer humanen Wirtschaft*. Stuttgart 1977.
- Strümpel, B., A. Thornton und R. T. Curtin: *Fertility Change after the Baby Boom. The Role of Economic Stress, Female Employment, and Education*. Michigan 1976.
- Süddeutsche Zeitung: *Kinderkriegen – von Agenten überwacht*. 11. 6. 1985.
- Süßmilch, J. P.: *Die Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts*. Berlin 1742.
- Tegtmeyer, H.: *Die soziale Schichtung der Erwerbstätigen in der Bundesrepublik Deutschland*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1976, 2, 34–55.
- Terhune, K. W., und S. Kaufman: *The Family Size Utility Function*. *Demography*, 1973, 10, 599–618.
- Thibaut, I. W., und H. H. Kelley: *The Social Psychology of Groups*. New York 1959.

- Thompson, W.S.: Population. *American Journal of Sociology*, 1929, 34, 959–975.
- Tietze, K.W.: Dem Kinderwunsch entgegenstehende physiologische Hindernisse. In: Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit. Bd. 81: Der Kinderwunsch in der modernen Industriegesellschaft. Stuttgart 1980, 128–137.
- Tobin, L.: Conjugal Role Definitions, Value of Children and Contraceptive Practice. *The Sociological Quarterly*, 1976, 17, 314–322.
- Toman, W.: Familienkonstellation und ihre Störungen. Stuttgart 1973.
- Toman, W., S. Hölzl und V. Koreny: Faktoren der Bevölkerungsentwicklung – Ursachen und Beweggründe für den Kinderwunsch. Unveröffentlichter Forschungsbericht. München 1977.
- Townes, D., L. R. Beach, L. Campbell und D. C. Martin: Birth Planning Values and Decisions: The Prediction of Fertility. *Journal of Applied Social Psychology*, 1977, 7, 73–88.
- Turchi, B. A.: A Comprehensive Micro Theory of Fertility. In: W. Molt, H. A. Hartmann und P. Stringer (Hrsg.): *Advances in Economic Psychology*. Heidelberg 1981, 197–210.
- Tyrell, H.: Familienalltag und Familienumwelt: Überlegungen aus systemtheoretischer Perspektive. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 1982, 2, 167–189.
- United Nations: The Determinants and Consequences of Population Trends. *Populations Studies*, 1953, 17.
- Unser Recht: Große Sammlung deutscher Gesetze. München 1982.
- Urdze, A., und M. S. Rerrich: Frauenalltag und Kinderwunsch. Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind. Frankfurt a.M. 1981.
- Veenhoven, R.: Is there an Innate Need for Children? *European Journal of Social Psychology*, 1974, 4, 495–501.
- Vinokur-Kaplan, D.: To Have – or not to Have – Another Child: Family Planning Attitudes, Intentions and Behavior. *Journal of Applied Social Psychology*, 1978, 8, 29–46.
- Vroom, V.H.: *Work and Motivation*. New York 1964.
- Wander, H.: Ökonomische Theorien des generativen Verhaltens. In: Ursachen des Geburtenrückganges – Aussagen, Theorien und Forschungsansätze zum generativen Verhalten. In: Schriftenreihe des BMJFG. Bd. 63. Bonn 1979.
- Weber, M.: *Die protestantische Ethik*. Hamburg 1970.
- Werner, P.D., S. E. Middlestadt-Carter und J. Crawford: Having a Third Child: Predicting Behavioral Intentions. *Journal of Marriage and the Family*, 1975, 37, 348–358.
- Willi, J.: *Die Zweierbeziehung*. Reinbek 1975.
- Willis, R.J.: A New Approach to the Economic Theory of Fertility Behavior. *Journal of Political Economy*, 1973, 81, 14–64.
- Wingen, M.: *Bevölkerungsrückgang und Familie. Zur Bedeutung des*

- demographischen Wandels für soziale und ökonomische Strukturen. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 1976, 2, 74–102.
- : Kinder in der Industriegesellschaft – wozu? Zürich 1982.
- Wittkowski, J.: Zur Psychologie des Todes – gegenwärtiger Stand und zukünftige Perspektive. In: W. Michaelis (Hrsg.): Bericht über den 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980. Bd. 2. Göttingen 1981, 729–735.
- Wundt, W.: Grundriß der Psychologie. Leipzig 1913.
- Wyatt, F.: Clinical Notes on the Motives of Reproduction. Journal of Social Issues, 1967, 23, 29–56.
- Zajonc, R. B.: Family Configuration and Intelligence Variations in Scholastic Aptitude Scores Parallel Trends in Family Size and Spacing of Children. Science, 1976, 192, 227–236.

REGISTER

Namen

- Adler, N. E. 123
Ager, J. 101. 102
Ahtola, O. 101
Allemann-Tschopp, A. 91
Anderson, N. H. 64. 117
Andorka, R. 85
An Zhiguo 106
Ardrey, R. 24
Ariès, P. 108. 109. 115
Arnold, F. 63. 116
Ayman, R. 45
- Back, K. 36
Badinter, E. 109
Bagozzi, R. P. 37
Bahrtdt, H. P. 11
Bardsley, P. E. 121
Beach, H. 119
Beach, L. R. 40. 117. 118. 119. 121
Beauvoir, S. de 92
Becker, G. S. 25. 26
Beck-Gernsheim, E. 91
Beckman, L. J. 120. 121. 144
Beckmann, D. 78
Beckmann, M. 8. 43. 94
Bell, D. 135
Ben-Parath, Y. 123
Berelson, B. 116
Bertram, H. 87
Billings, E. 101
Birg, H. 106
Bischof, N. 47
Blake, J. 35
Bönitz, P. 99. 104. 105
Bolte, K. M. 9. 18. 32. 44
Boor, C. de 79. 107
- Bornstein, M. H. 125. 126
Bräutigam, W. 78
Büchl, W. 110. 130
Bühler, K. 46
Bulatao 116. 117
- Campbell, F. L. 40. 117. 118. 119. 121
Campbell, J. P. 61
Chemers, M. M. 45
Christian, P. 78
Clifford, W. B. 125
Coale, J. 34. 35
Cohen, J. B. 101
Crawford, J. 122. 123
Crawford, T. J. 65
Curtin, R. T. 30. 135
- David, P. H. 42. 105
Davidson, A. R. 102. 119. 128
Davis, K. 35
De Jong, G. F. 45
Delhees, K. H. 107
Dickenberger, D. 44
Dilthey, W. 47
Duncan, O. D. 143
- Easterlin, R. A. 28
Edwards, W. 117
Ehrlich, P. 1
Engelbert, A. 85
Engfer, A. 8. 43. 94
Erni, P. 52. 126
Ewald, G. 26
- Fachinger, B. 147
Fawcett, J. T. 115. 116. 125. 126

- Fechner, G. Th. 47
 Feld, S. 109
 Fishbein, M. 61. 65. 66. 67. 122.
 123
 Fitz, M. 128
 Ford, R. 125
 Franke, G. 40. 104
 Freedman, R. 35
 Freud, S. 107
 Frey, D. 44
 Friedman, H. L. 42. 105
 Friedman, M. 27
 Friedrichs, J. 48
 Fürstenberg, F. 99

 Geißler, C. 95
 Gergen, K. 46
 Gergen, M. 46
 Gini, C. 24
 Goldschmidt, O. 79. 107
 Graen, G. B. 67. 111
 Graumann, C. F. 124
 Groat, H. Th. 65. 125
 Groeben, N. 55
 Gross, J. 2
 Grünwald, U. 104
 Gruhl, H. 3
 Gurin, G. J. 109

 Hardach, I. 78
 Hass, H. 68. 69. 70
 Hauser, J. 9. 10. 17. 20. 45
 Heckhausen, H. 55. 61
 Heinsohn, G. 13. 78. 100
 Henning, G. 105
 Herlth, A. 85
 Herrmann, T. 38. 52
 Herron, E. W. 152. 153
 Hill, E. E. 153
 Hill, R. 36
 Hodapp, U. 92
 Höhn, C. 52. 84. 91. 126. 135
 Hölzl, S. 110. 147
 Höpflinger, F. 127. 147
 Hoff, A. 93

 Hoffman, L. W. 63. 64. 110. 116
 Hoffmann-Nowotny, H. J. 6. 8.
 52. 126. 135
 Holtzman, W. H. 152. 153
 Hope, A. 119
 Hußmanns, R. 43

 Inglehart, R. 73. 74. 136. 137
 Inkeles, A. 125
 Institut für Marxistische Studien
 und Forschungen (IMSF) 43
 Irle, M. 38. 44. 47. 52. 80. 87. 112

 Jaccard, J. J. 102
 Jaeckel, M. 93
 Jürgens, H. W. 8. 42. 50. 52. 80.
 110. 134. 142. 148
 Jungermann, H. 40. 104
 Jurczyk, K. 85

 Kagitcibasi, C. 116
 Kahl, J. A. 125
 Kappe, D. 9. 18. 32. 44
 Kaufmann, F. X. 85
 Keating, G. W. 117
 Kelley, H. H. 120
 Kiesler, S. B. 83. 142
 Klages, H. 72. 73. 134. 135. 137. 141
 Kleining, G. 88
 Kleßmann, C. 44
 Klipstein, M. v. 135
 Klockhaus, R. 96
 Kluckhohn, C. 115. 124. 128
 Kmiecziak, P. 72. 135
 König, R. 84
 Kohut, H. 43
 Koliades, E. 93
 Koreny, V. 110. 117
 Kramer, H. 102
 Kühne, F. 52. 126. 147

 Lancaster, K. J. 27
 Landry, A. 31
 Langer-El Sayed, I. 103
 Lawler, E. E. 61

- Lee, W. 65. 117
 Lehr, U. 93
 Leibenstein, H. 28
 Lewin, K. 55. 56. 57. 58. 61. 63. 64.
 65. 67. 68. 127
 Lienert, G. A. 48. 130
 Linke, W. 16
 Lösch, H. v. 1. 14. 32. 85
 Löwe, H. 6
 Loo, M. v. 37

 Mackenroth, G. 22. 25. 32. 33. 34.
 40. 77. 80
 Mackensen, R. 52. 74. 76. 135. 136.
 137
 Mai-Dalten, R. 119
 Maillat, D. 4. 5
 Mammey, U. 43. 84
 Marel, K. 45
 Marschalck, P. 43
 Marshall, M. 119
 Martin, D. L. 40. 117
 Martindale, L. 101. 102
 Maslow, A. H. 136
 Mause, L. de 109
 Mayer, K. 10. 12. 15. 22. 24. 25
 Mead, M. 106
 Métral, M. 84
 Meyer, E. 104
 Meyer, S. 85
 Middlestadt, S. E. 101
 Middlestadt-Carter, S. E. 122. 123
 Mielke, R. 125
 Miller, W. B. 36. 63. 68. 70. 71. 72.
 148
 Mincer, J. 26
 Mitterauer, M. 108. 109. 157
 Möntmann, V. 44
 Mörth, J. 99
 Molinski, H. 107
 Moore, H. 88
 Moosbrugger, H. 128
 Morrison, D. 128
 Mühlich, E. 95
 Münz, R. 80. 99. 100

 Mummendey, H. D. 90
 Myrdal, G. 14

 Neal, A. G. 65. 125
 Nerdinger, F. W. 63. 67. 68. 73. 75.
 77. 112. 113. 128. 134. 138. 141.
 144. 156. 158
 Neumann, P. 38. 48
 Nijs, P. 101
 Noelle-Neumann, E. 31. 73. 135

 Oeter, K. 42. 104
 Oldemeyer, E. 115
 Olechowski, R. 52. 129
 Oppitz, G. 26. 51. 63. 65. 67. 68.
 73. 75. 77. 95. 111. 112. 113. 121.
 128. 130. 131. 134. 135. 137. 138.
 141. 142. 156
 Ostner, I. 91
 Overbeek, J. 20

 Peak, H. 60. 61
 Pearl, R. 24
 Pelikan, J. 80. 99
 Petzold, M. 106
 Pieper, B. 91. 97
 Pohl, K. 42. 50. 52. 80. 83. 110.
 134. 142. 148
 Pohlmeier, H. 45
 Prim, R. 48
 Pritchard, R. D. 61
 Pross, H. 91. 92
 Pulte, P. 33

 Quitmann, J. 85

 Rainwater, L. 124
 Rerrich, M. S. 36
 Richter, H. E. 78. 107
 Rosch, M. 44
 Rosen, R. 101. 102
 Rosenbaum, H. 87
 Rosenstiel, L. v. 26. 38. 40. 41. 46.
 48. 51. 61. 63. 65. 67. 68. 73. 75.
 76. 77. 95. 110. 111. 112. 113. 130.

- Rosenstiel, L. v. (Forts.)
 131. 134. 135. 137. 138. 141. 142.
 156. 158. 162
- Rotter, J. B. 125
- Ruch, F. L. 21
- Rückert, G. R. 16
- Rüther-Stemann, M. 104
- Rummel, M. 91
- Runge, I. 85
- Ryder, N. B. 74. 136
- Ryffel, C. 52. 126
- Sadler, M. Th. 24
- Salzmann, B. 159
- Sass, J. 93
- Scanzoni, J. 36
- Schachtschabel, H. G. 23
- Scheele, B. 55
- Scherf, T. 111. 130. 142
- Scheuch, E. K. 49
- Schmid, J. 9. 18. 31. 32. 39. 41. 42.
 44. 106
- Schmidtchen, G. 136
- Schneewind, K. A. 7. 8. 43. 92. 94
- Schneider, B. 40. 104
- Schubnell, H. 15. 106
- Schuler, H. 53
- Schulz, R. 43
- Schulze, E. 85
- Schwarz, K. 3. 5. 15. 44. 84. 85.
 86. 90
- Sell, R. R. 45
- Severy, L. 101
- Sevilla, M. J. 42. 105
- Shorter, E. 109
- Shum, J. C. 106
- Sievers, B. 48
- Simm, R. 85
- Smith, D. H. 125
- Speil, W. 50
- Spencer, H. 24
- Spiegel, E. 85
- Spieß, E. 63. 67. 68. 73. 75. 77. 93.
 113. 131. 134. 135. 138. 141. 156.
 158
- Spitznagel, A. 124
- Stauber, M. 78. 79
- Steiger, O. 13. 78. 100
- Steinmann, G. 4
- Stengel, M. 51. 63. 65. 67. 68. 73.
 75. 77. 95. 110. 112. 113. 131. 134.
 135. 138. 141. 152. 156. 158
- Stroebe, M. S. 46
- Stroebe, W. 46
- Strohmeier, K. 85
- Strümpel, B. 30. 73. 135
- Stycos, Y. M. 36
- Süßmilch, J. P. 22
- Swartz, J. D. 152. 153
- Tak, J. v. 42. 105
- Tegtmeyer, H. 87. 90
- Terhune, K. W. 123
- Thibaut, I. W. 120
- Thompson, W. S. 31
- Thornton, A. 30. 135
- Tietze, K. W. 79
- Tilmann, H. 48
- Tobin, L. 36
- Tobin, W. 8
- Toman, W. 110. 147
- Townes, B. D. 40. 117. 118. 119.
 121
- Turchi, B. A. 28. 29. 30
- Tyrell, H. 85
- Urdze, A. 36
- Veenhoven, R. 108
- Veroff, J. 109
- Vinokur-Kaplan, D. 123
- Vroom, V. H. 61. 67. 111. 127. 134
- Wander, H. 25
- Weber, M. 135
- Werner, C. 45
- Werner, P. D. 122. 123
- Westmore, A. 101
- Willi, J. 79
- Willig, R. 124

Willis, R. J. 27
 Wingen, M. 7. 106. 160
 Wittkowski, J. 46
 Wood, R. J. 118
 Wundt, W. 47

Wyatt, F. 107
 Zajonc, R. B. 7
 Zimbardo, P. G. 21
 Zimmermann, K. 106

Sachen

- Abtreibung s. Schwangerschafts-
 unterbrechung
 Akzeptabilität 101
 Algebra, kognitive 64. 117
 Alter
 Altersaufbau 9
 Altersstruktur 16. 40
 Ambivalenz 102
 Amerikanismus 131
 Antikonzeptiva 100
 Arithmetik, politische 22 ff.
 Aufbauphase 74. 136
 Aufforderungscharakter 5
 Austausch, sozialer 120
 Baby
 Babyboom 19
 Babyschock 142
 Beratung
 Beratungskonzepte 104. 109
 Beratungsstrategie 117
 Beruf 75. 88. 130 ff. 138
 Berufsorientierung 141. 142
 Berufssituation 73. 75 ff.
 Berufstätigkeit der Frau 8. 36.
 74. 88. 90 ff. 94. 120. 145 ff.
 Bevölkerung 1. 9 ff. 22. 105. 109.
 162
 Bevölkerungsabnahme 1. 4
 Bevölkerungsbewegung 9 ff. 12.
 14. 16. 20. 39. 40. 41. 43. 45.
 161
 Bevölkerungsbiologie 39
 Bevölkerungsbombe 1
 Bevölkerungsdichte 1. 24
 Bevölkerungsdynamik 2
 Bevölkerungsentwicklung 2. 4.
 6. 8. 14. 15. 16. 20. 22. 31. 52.
 79. 161
 Bevölkerungsexplosion 14. 20.
 116
 Bevölkerungsforschung 1. 20 ff.
 Bevölkerungsgeschehen 45
 Bevölkerungsgesetz 25
 Bevölkerungsgröße 20. 21. 22.
 23
 Bevölkerungslawine 1
 Bevölkerungslehre 20
 Bevölkerungsmedizin 3
 Bevölkerungsphänomen 21. 41.
 42
 Bevölkerungspolitik 23. 106.
 159 ff.
 Bevölkerungsprobleme 38
 Bevölkerungsprognose 4
 Bevölkerungsprozeß 44
 Bevölkerungspsychologie 37.
 38 ff. 41. 42. 44. 46 ff. 48. 51.
 52 ff. 54. 62. 72. 78 ff. 84. 109.
 161 ff.
 Bevölkerungsrückgang 13. 15. 20.
 25. 35
 Bevölkerungsschrumpfung 5
 Bevölkerungsschwankungen 25
 Bevölkerungsstatistik 39
 Bevölkerungsstruktur 8. 10. 40.
 45
 Bevölkerungsveränderung 6. 22
 Bevölkerungsvorgang 32
 Bevölkerungswachstum 3. 24.
 31
 Bevölkerungswandel 4

- Bevölkerungsweise 31. 32. 34
 Bevölkerungswissenschaft 1.20.
 21. 38. 39. 40. 41. 161
 Bevölkerungszunahme 1. 3. 7. 8
 Bezugspersonen 59. 68. 81. 82
 Bildungskosten 5

 Demographie 20
 Dichte
 Dichteregulation 24
 Dichtetheorem 24
 Dissonanz, kognitive 83
 Doppelbelastung 91. 93
 Doppelrolle 91
 Dritte Welt 1. 24
 Druck
 –, normativer 67. 82
 –, sozialer 68. 76. 82 ff. 84. 111. 134
 Dürfen 33. 55 ff. 58. 61 ff. 65. 77.
 80 ff. 106
 Durchsetzung 152 ff.
 Dyade 54. 70. 82. 154

 Effizienz, subjektive 125
 Einkommen 84. 85 ff. 86. 90. 106
 Einkommenshypothese, relative
 86
 Einstellung 60. 61
 Eltern-Kind-Beziehungen 43. 109
 Emotionalisierung 108. 157
 Empfängnis 68. 70. 71. 72
 Empfängnisverhütung 28. 35.
 36. 42. 49. 70. 84. 103
 Empfängnisverhütungsmittel 39
 Empfängnisverhütungsver-
 halten 68 ff. 72. 122
 Entscheidung
 Entscheidungsprozeß, genera-
 tiver 53. 59. 62. 72. 80. 84.
 102
 Entscheidungstheorie 117. 123
 Ermöglichung, situative 39. 62. 64.
 77. 80. 84. 106
 Erwerbstätigkeit der Frau 27. 84.
 86. 90 ff. 147

 Ethik, protestantische 135
 Experiment, mentales 51. 95

 Familie 74. 91
 Ein-Kind-Familie 43. 82
 Familiengröße 7. 26. 36. 83.
 124 ff.
 Familienklima 43
 Familienorientierung 127. 131
 Familienplanung 104. 117. 120
 Familienplanungshierarchie
 118. 120
 Familienstruktur 6. 8
 Kernfamilie 82
 Mehrkindfamilie 7. 82
 Zwei-Kind-Familie 82
 Fertilitätsuntersuchungen 79
 Flexibilität 126
 Flexibilitätssfaktor 153
 Fortpflanzungsverhalten 24. 32
 Frauenerwerbstätigkeit 86. 90 ff.
 Freizeit 67. 74. 130. 132. 152
 Freizeitorientierung 127. 141
 Fruchtbarkeit 9. 12. 14 ff. 16. 24.
 34. 39. 70
 Fruchtbarkeitsziffer 15. 22

 Geburt 14. 16. 17. 22. 38. 39. 42 ff.
 68. 70. 75. 91. 99. 102. 108. 126.
 140. 142
 Geburtenexplosion 1. 52
 Geburtenkontrolle 70. 99. 100 ff.
 125
 Geburtenrate 13. 15. 40. 77. 90.
 106. 137
 Geburtenrückgang 5. 6. 7. 8. 14.
 18. 52. 84. 106 ff. 108. 115. 137
 Geburtenzahlen 1
 Geburtenziffer 15. 31
 Generativität 76. 103 ff.
 Geschlecht
 Geschlechtsrollen 36
 Geschlechtsstruktur 16
 Gesellschaft, postindustrielle 135
 Gesundheitswesen 5. 6

- Glocke 17
Güterwert 116 ff.
- Hausfrauenrolle 75. 90 ff. 92 ff. 94. 145 ff.
- Haushaltstätigkeit 91. 92 ff.
- Hedonismus 135. 139
- Homo oeconomicus 26
- Impotenz 33. 79
- Indikation 103
- Individualisierung 106
- Industrie
Industriegesellschaften 33. 106. 117
Industriestaaten 1. 72. 85. 100
- Instrumentalität 60 ff. 65. 111. 118. 130 ff. 131. 158
Instrumentalitätswahrnehmung 64. 67. 111. 134
- Interaktion 70 ff. 154
-, symmetrische 155
Interaktionsmuster 72
Interaktionsprozeß 147
Interaktionsstil 155
- Introspektion 48
- Kausalität 143 ff.
- Kindchen-Schema 107
- Kinder
Kindererziehung 7. 69. 91
Kinderfeindlichkeit 59. 96. 108
Kinderkosten 27. 28. 63
Kinderlosigkeit 7. 79. 82. 83. 139. 151
Kinderwunsch 28. 33. 36. 39. 41 ff. 51. 59. 60 ff. 76. 77 ff. 87 ff. 94 ff. 106. 108. 110 ff. 112. 121. 127. 132 ff. 134. 137. 139 ff. 142 ff. 147 ff. 151 ff. 155 ff.
-, extrinsischer 68
-, intrinsischer 68. 111 ff.
Kinderzahl 7. 26. 33. 36. 39. 42. 50. 58. 60. 65 ff. 67. 74. 76. 81 ff. 83 ff. 85 ff. 87 ff. 98. 106. 122. 127 ff. 130. 133 ff. 137. 155
- Kirche 82
- Können 33. 55 ff. 58 ff. 62. 77 ff. 78. 79. 100
- Kohorte 136
Kohorteneffekt 73 ff. 76. 138 ff.
- Kommunikation 70. 72. 148
- Konflikt 70. 145
Konfliktlösung 70
- Kontrolle 21
-, internale 125
Kontrollüberzeugung 125
- Kosten-Nutzen-Erwägungen 25
- Kraft 57. 58
Kraftfeld 58
- Längsschnittstudie 73 ff. 83. 123. 141
- Leben
Lebenserwartung 14
Lebensphaseneffekt 75
Lebensraum 56. 60
Lebensverlängerung 45
- Leittyp 136
- Merkantilisten 20. 22
- Messiasphantasien 107
- Methode 46 ff.
- Modell
-, dyadisches 59
Individualmodell 62. 67
Modelle generativen Verhaltens 54 ff. 62 ff. 65 ff.
ökonomische Modelle 24. 27
Paarmodelle 62. 72
SOR-Modell 55
soziologische Modelle 35
sozioökonomische Modelle 29
Valenzmodell 61
- Modernisierungsprozesse 117. 125 ff.
- Modernität
-, individuelle 125
Modernitätssyndrom 126
- Motivation 42. 55. 57. 60 ff. 63. 64.

- Motivation (Forts.)
 67. 73. 80. 84. 102. 106. 111. 113.
 130. 134. 136
 –, unbewußte 106 ff.
 Mutter 75. 81. 82. 86. 91. 93. 103.
 105. 145
 Mutterliebe 109
- Nachbarschaftskontakt 46 ff. 94.
 96 ff.
- New-Home-Economics 27
- Normen 59. 62. 65. 68. 80. 105
 Normenverschiebung 84
 Normenwandel 45
 –, religiöser 91. 99
 –, sozialer 31. 35. 57. 59. 61.
 80 ff. 84. 99. 106
 Zwei-Kind-Norm 83 ff.
- Nutzen 118. 124
 –, subjektiver 128
 Nutzenmaximierung 123
- Opportunitätskosten 26. 27. 28
- Orientierung
 –, materialistische 136
 –, postmaterialistische 136
 Orientierungswert 124 ff. 128
- Paar 54. 59 ff. 62. 67. 68 ff. 73 ff.
 76 ff. 80 ff. 82. 91 ff. 94. 98.
 101 ff. 108. 110 ff. 113. 115. 118.
 120 ff.
 Paardiyade 82
 Paarentscheidungsprozeß 26. 62
 Paarinteraktion 28. 70 ff. 82.
 147 ff. 157
 Paarkommunikation 69
- Panelstudie 76
- Partner 62. 68. 70. 72. 76. 77. 79.
 81. 82 ff. 84. 91 ff. 95. 118. 126.
 150
 Partnerbeziehung 7. 51. 74. 79.
 109. 130. 149. 156
- Penisneid 107
- Periodeneffekt 73 ff. 140 ff.
- Pfadanalyse 143 ff.
- Phase
 –, reproduktive 110. 128
 Phaseneffekt 73 ff. 142 ff.
- Pille 100. 101. 104
 Pillenknick 100
- Planung 72. 102. 118. 148. 154 ff.
 159
- Post-hoc-Rechtfertigung 142
- Postmaterialist 137. 139
- Potenz 79
- Prognose 21. 62. 101. 113. 119. 145.
 148. 154 ff.
- Psychologie 43 ff. 45 ff. 54. 66. 77.
 80. 106 ff. 112. 169
 –, angewandte 38. 41 ff. 43. 53
 –, moderne 38
 –, theoretische 38. 41. 46
- Psychologismus
- Psychology of Reproduction (PoR)
 72
- Pyramide 1
- Querschnittsanalyse 67 ff. 147 ff.
- Rahmenbedingungen, situative 84
- Regression, multiple 155 ff.
- Religion 99. 103. 126 ff. 130. 138.
 145. 151 ff. 155
- Rente 2
 Rentenversicherung 6
- Reproduktion
 Reproduktionskraft 24
 Reproduktionsziffer 15
- Rolle 36
 –, der Frau 36. 75
 –, traditionelle 91
 Rollenaufteilung 91
 Rollendifferenzierung 7
 Rollenkonflikt 91. 145
 Rollenstruktur 36. 70. 72
- Säkularisierung 91
- Schattenkosten 27
- Schicht

- , soziale 84. 87 ff. 92 ff. 98. 106
 - Schichtzuweisung 88
- Schicksalsbaum 19
- Schwangerschaft 79. 102. 104. 118
 - Schwangerschaftsabbruch 40. 99. 102. 104
 - Schwangerschaftsunterbrechung 40. 42. 43. 84. 99 ff. 103 ff.
 - Schwangerschaftsverhütung 99 ff.
- Selbsteinstufung, soziale 88
- Sicherheit, soziale 6
- Sozialisation 46
 - , primäre 7
 - Sozialisationsbedingungen 44. 138
- Sozialpolitik 4
- Sterbehilfe 45
- Sterbequote 17
- Sterberate 14. 15. 40
- Sterbeziffer 13. 22. 31
- Sterblichkeit 9. 12 ff. 13. 14. 15. 16. 34
- Sterilität 33. 78 ff. 101
- Struktur, generative 14. 40

- Theorien
 - , biologische 23 ff.
 - , ökonomische 3. 25 ff.
 - , psychologische 117 ff.
 - , soziologische 31 ff.
 - Optimumstheorien 21 ff.
 - SEU-Theorien 117
- Tod 12. 38. 42. 45 ff. 54. 74. 108. 140

- Überbevölkerung 22
- Übereinstimmung 81. 149
- Übergang, demographischer 15. 31 ff.
- Umwelt, psychologische 55 ff. 58. 72. 124
- Unfruchtbarkeit 59. 78. 101
- Unterbevölkerung 22

- Valenz 57. 58. 61. 64. 67. 127
- Validität
 - , prognostische 113. 114
 - Validitätsmodell
- Value of Children (VoC) 63 ff. 116
- Verhalten
 - , generatives 16. 25. 30. 31. 33. 34. 35. 38. 39. 40. 41. 42. 54 ff. 58. 62 ff. 64. 65 ff. 70. 72. 74. 75. 77 ff. 82. 84. 86. 106. 116. 126. 135 ff. 147. 160
 - , sexuelles 36. 39
 - Verhaltensformel 55 ff.
 - Verhaltensintentionen 65. 67. 147
- Verhütung
 - Verhütungsmittel 42. 43. 80. 99. 101. 104
 - Verhütungspraktiken 84. 100 ff.
 - Verhütungsverhalten 101. 102
- Vorhersage 65. 155 ff.

- Wandel
 - , sozialer 33. 160
 - , technischer 34
- Wanderung 9. 10 ff. 12. 14. 16. 38. 40. 42. 43 ff. 54
 - Außenwanderung 11
 - Binnenwanderung 11
- Wert
 - , eines Kindes 120
 - , extrinsischer 67. 127 ff. 130. 157 ff.
 - , intrinsischer 67. 111. 112 ff. 138 ff. 157
 - , materialistischer 136
 - , postmaterialistischer 136
 - Güterwert 115. 116 ff.
 - Orientierungswert 115. 124 ff.
 - Werthaltung 75. 143
 - Wertkategorien 64
 - Wertkonzept 115 ff.
 - Wertorientierung 72 ff. 144 ff. 151

- Wertprobleme 52 ff.
Wertraum 75
Wertstruktur 75
Wertwandel 72 ff. 74. 116 ff.
135 ff.
Wichtigkeit 61
Wohlstandsphase 74. 136
Wohnsituation 73. 59. 63. 74. 75.
80. 84. 94 ff. 96 ff. 106
- Wollen 33. 39. 40. 43. 55 ff. 58.
77 ff. 106 ff.
Zeitorientierung 126
Zeugung 42. 99. 102
Ziel 58. 59. 61. 67. 70. 105
Endziel 64. 127. 128
Lebensziel 128
Zuwanderung 44

Aus dem weiteren Programm

5252-8 Argelander, Hermann:

Das Erstinterview in der Psychotherapie. (EdF, Bd. 2.)

2. Aufl. 1983. 112 S., kart.

Neben der psychologischen Testuntersuchung stellt das Erstinterview ein wichtiges diagnostisches Verfahren dar, mit dessen Hilfe die Indikation für eine Psychotherapie gestellt wird. Statt der systematischen Abhandlung technischer Einzelheiten und praktischer Anwendungen steht im Mittelpunkt des Buches der Entwurf eines modernen Konzepts des Erstinterviews.

7753-9 Kutter, Peter:

Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehungen. Psychoanalytische Beiträge zu einer Objektbeziehungs-Psychologie. (WdF, Bd. 544.)

1982. VIII, 420 S. mit 2 Abb., Gzl.

Das Buch gibt eine zusammenfassende Darstellung der Psychoanalyse als Lehre der zwischenmenschlichen Beziehungen, wobei die Ur-Beziehung zwischen Mutter und Kind im Vordergrund steht. Psychoanalytische Konflikt- und Krankheitslehre erscheinen in neuem Licht; schwer verständliche klinische Phänomene wie narzistische Störungen, Borderline-Fälle und Drogenabhängigkeit werden erläutert und praktische Anwendungen durch die Darstellung der Objektbeziehungs-Psychologie theoretisch besser fundiert.

8310-5 Rosenstiel/Neumann:

Einführung in die Markt- und Werbepsychologie.

1982. X, 242 S. mit 7 Tab. u. 56 Abb., 10 Taf. auf 12 S. Kunstdr., kart.

In diesem Einführungstext wird die Marktpsychologie definiert als die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten der Anbieter und Nachfrager. An ausgewählten Beispielen wird gezeigt, aufgrund welcher Überlegungen ein Anbieter sein Produkt, dessen Preis, die Werbung und den Vertrieb (Marketing Mix) gestalten kann.

7034-8 Schneewind, Klaus A.:

Persönlichkeitstheorien. Bd. I: Alltagspsychologie und mechanistische Ansätze. (EdF, Bd. 168.)

1982. X, 328 S. mit 7 Tab. u. 14 Abb., kart.

Aufbauend auf einer Analyse alltagspsychologischen Wissens über Personen werden Gegenstand und Aufgaben der wissenschaftlichen Persönlichkeitspsychologie herausgearbeitet und Kriterien zur Beurteilung verschiedener Persönlichkeitstheorien zur Verfügung gestellt. Im Mittelpunkt dieses ersten Bandes steht die Darstellung und kritische Auseinandersetzung mit Ansätzen zur Persönlichkeitstheorie, die am mechanistischen Modell vom Menschen orientiert sind.

8288-5 Wegener, Hermann:

Einführung in die Forensische Psychologie.

1981. XII, 221 S., kart.

Die Forensische Psychologie bildet eine Teildisziplin der angewandten Psychologie. Sie beschreibt und erforscht Fragestellungen, die dem Psychologen als Gutachter vor Gericht begegnen. Das Buch gibt einen einführenden Überblick über diese Teildisziplinen und will darüber hinaus durch die Darstellung methodischer Probleme dem speziell Interessierten das vertiefende Studium erleichtern.